H. misc. 96 b

<36627326470011

<36627326470011

Bayer. Staatsbibliothek

Hist. mist.
9 b.

Kleine
Historische Schriften

von

J. W. v. Archenholz.

Carlsruhe,
im Verlag der Schmiederischen Buchhandlung.
1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Es gibt höchst wichtige Begebenheiten, die, obgleich im Ganzen bekannt, es doch nicht ausführlich sind, so sehr sie es auch verdienen. Manche äußerst interessante Vorfälle dieser Art waren nicht von weitem Umfang, oder nicht von langer Dauer, oder nicht von großen Folgen; sie verlieren sich daher in der Weltgeschichte. Große Geschichtschreiber, eingeschränkt durch weit umfassende Plane, berührten sie oft nur obenhin; und fiel es bloßen Geschichtsforschern ein, sich damit zu beschäftigen, so wurden die Materien gewöhnlich, wo nicht pedantisch, doch trocken behandelt. Sie sahen nur auf die Resultate, oder auf Nebenumstände; allein auf die Triebfedern der Handlungen, ihre allmähliche Entwickelung, so wie auf das Spiel der Leidenschaften, wurde gar keine Rücksicht genommen, und so blieben ihre Geschichts-Erzählungen ungelesen, so originel und einzig auch der Gegenstand seyn mochte.

Ich bin daher entschlossen von Zeit zu Zeit die Geschichte solcher Begebenheiten zu schreiben, die sich in ihrer Art auszeichnen, und nur unvollkommen bekannt sind, ihrer Natur und den Regeln des Geschmacks gemäß aber nicht in ganze Bände ausgedehnt werden können, und daher als abgesonderte, für sich bestehende historische Gemälde zu betrachten sind. Hier ist davon ein Versuch, der in den folgenden Bänden dieses Werks fortgesetzt werden wird. Nach meinem Entwurf soll alle Jahr ein solcher Band erscheinen.

Zu dem Gemälde der Preußischen Armee habe ich keine Hülfsquellen gebraucht; denn das Ganze gründet sich auf eigne Erfahrung, und alle mannigfaltigen Züge des großen Bildes sind meinem Gedächtniß eingeprägt.

Die Historischen Bemerkungen über die sittliche Revolution im Anfang des 16ten Jahrhunderts sind das Resultat meines Studiums der Geschichte. Ich habe die Gruppen zwar aus dem Gedächtniß genommen, allein dennoch dürfte schwerlich ein Anachronismus in den Zusammenstellungen befindlich seyn.

Bey der Geschichte der Verschwörung des Fiesco, wovon ich vor mehrern Jahren ein

ein Fragment in den Teutschen Mercur habe einrücken lassen, sind nachstehende Bücher gebraucht worden: Dell' Istorie di Genova di Mons. Uberto Foglietta Patrizio Genovese Libri XII. Tradotte (aus dem Genuesischen ins Italienische) per M. Francesco Serdonati, Cittadino Fiorentino. In Genova 1597. Foglietta war ein Zeitgenoß des Fiesco, und die Erzählung dieser Begebenheit nimmt hier 28 Folio-Seiten ein.

Noch ausführlicher erzählt sie Agostino Mascardi in seiner Istoria della Conjuratione di Fiesco, ein sehr seltenes Buch, dessen ich mit großer Mühe habhaft geworden bin, und von welchem der Cardinal Retz einen Auszug gemacht hat.

Ferner habe ich dabey zu Rathe gezogen: The History of the Reign of the Emperor Charles V. by W. Robertson und Histoire des Conjurations par Duport du Tertre.

Die vorzüglichste Quelle zur Geschichte des Papstes Sixtus V ist seine Biographie von Gregorio Leti. Nur dieser Italiener hat von allen seinen Landsleuten allein das merkwürdige Leben dieses großen Regenten abgesondert in 2 Octav-Bänden beschrieben. Dieß ist aber geschehn mit einer ermüdenden Weitläuftigkeit, und beladen

den mit zahlreichen zweckwidrigen Nebensachen, so wie auch mit bigotten seinem Lande und seinem Zeitalter angemessenen Bemerkungen, wovon man hier hoffentlich keine Spuren finden wird. Ich habe bloß die Thatsachen von ihm entlehnt, sie mit meinen eignen Bemerkungen verbunden, und manche fast gar nicht bekannte Züge hinzugefügt, die ich in Rom selbst gesammelt habe. Deßgleichen habe ich dabey benutzt: Histoire des Papes depuis St. Pierre jusqu'à Benoit XIII inclusivement. A la Haye 1732. 5 Volumes, 4., ein in der Litterar=Geschichte nicht unbekanntes Werk, dessen Verfasser aber sich nicht genannt hat.

Geschrieben Berlin im April 1791.

v. Archenholz.

Gemälde

Gemälde

der

Preußischen Armee

vor und in

dem siebenjährigen Kriege.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der Ruhm der Preußischen Heere hat sich in alle Welttheile verbreitet, und dennoch ist das Eigenthümliche dieser Truppen nicht allein entfernten Nationen, sondern selbst den Deutschen, ja man darf kühn sagen, sogar Deutschen Militair-Personen anderer in der Nähe von Preußens Staaten gelegenen Länder noch sehr unbekannt. Berühmte Männer unseres Volks mit seltenen Kenntnissen jeder Art versehen, die von den Vortheilen und Nachtheilen der Macedonischen Phalanx, so wie von der Legion der Römer, und von den Folardschen Colonnen genau unterrichtet sind, haben jedoch gewöhnlich höchst unvollkommene Begriffe von der Organisation der Preußischen Armee, so wie von ihrer Kunst zu marschiren, und sich zu lagern, weil man diese Gegenstände nur verworren in scientifischen Büchern findet, und sie nie populair vorgetragen hat. Von der den Preußen eignen Kunst zu fechten hat der Verfasser sich bemühet an vielen Stellen in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges an-

 schau-

schauliche Ideen zu geben. *) Es ist daher nicht überflüssig, diese Truppen, von denen man so viele große Thaten gehört und gelesen hat, durch eine Skizze ihrer charakteristischen Züge näher kennen zu lernen. Auch ist für den Leser dieser Geschichte ein Standpunkt erforderlich, um die mit jenem ewig denkwürdigen Kriege verbundenen Scenen so mancherley Art desto richtiger zu beurtheilen.

*) Diese sehr erweiterte und völlig umgearbeitete Geschichte in 2 Oktavbänden ist ganz zum Druck fertig, und wird im September dieses Jahres erscheinen.

Fried=

Friedrich, so wie seine Ahnherren beherrschten die Nachkommen derjenigen Nord-Deutschen, die die Römer mit aller ihrer Macht nicht unterjochen konnten, und die nie einem fremden Volke zinsbar waren. Kriegerische Eigenschaften zeichneten diese Völker in allen Jahrhunderten aus; allein erst unter der Regierung des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, erregten sie als Krieger in der Geschichte Europens Aufsehn. Sie machten sich ihren Nachbarn, den Pohlen, furchtbar, und selbst die damals überall gefürchteten Schweden wurden von ihnen nicht allein im freyen Felde besiegt, sondern auch im strengen Winter durch einen sonderbaren nie erhörten Heereszug auf Schlitten verjagt, womit man über eine beeis'te Meeresbucht fuhr. Die Preußische Tapferkeit wurde bald nachher unter Friedrich I. noch mehr der Gegenstand der Bewunderung, da die Preußen unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen, bald in den Gefilden von Ungarn, bald in den Rheingegenden, bald in den Niederlanden, bald an den Ufern des Poo sich außerordentlich hervorthaten. Bey aller dieser Tapferkeit aber war die Preußische Armee nur schwach, ihre Disciplin hatte nichts auszeichnendes, und von der Taktik hatten selbst ihre vornehmsten Befehlshaber nur gemeine Begriffe; erst unter Frie-

drich Wilhelm I. wurde diese Armee durch Truppenzahl, Ordnung, und Kriegszucht der Welt merkwürdig.

Dieser wegen seiner rauhen Sitten und rohen Denkungsart nicht geliebte und oft verkannte Monarch, hatte dennoch gewisse Regenten-Eigenschaften und Grundsätze, die nicht wenig beytrugen, seinem großen Thronfolger den Weg zu seinen Triumphen zu bahnen. Was Philip von Macedonien dem Alexander war, war Friedrich Wilhelm seinem erhabenen Sohn. Bey dem Tode Friedrich I. war Berlin eine glänzende Königsstadt, die Pflanzschule emporkeimender Künste. In wenig Jahren aber war aller Glanz verschwunden. Dagegen sahe man jetzt hier ein Nachbild von Sparta, so wie man noch keins auf Erden gesehn hatte. Die Residenz glich einem Lager; nur der Soldatenstand wurde geehrt, der höhere Civilstand herabgewürdigt, der niedrige verachtet, die Wissenschaften verspottet, die schönen Künste, deren hohe Blüthe ein Volk mehr als alles verewigt, krochen nach Brod und fanden keins, die mechanischen Künste aber waren armseligen Arbeitern überlassen, die nur durch einen unansehnlichen Körperbau, vor dem Soldatenstande gesichert wurden. Diese Geschöpfe waren die Heloten der Deutschen Spartaner. Täglich sahe man Waffenübungen,

und der Soldat schien nur für die Parade zu existiren. Reiche Leute flohen nun Berlin, diese dem Mars geweihete Stadt, wo der Despotismus in der gräßlichsten Gestalt seine Zähne wies, wo die Menschen nur nach ihrer Länge geschätzt wurden, wo die Armuth und Sparsamkeit herrschten, wo die Ersten des Volks, so wie in Sparta, frugal lebten, und wo man in allen Winkeln das Geklirr der Waffen hörte.

In den Provinzen wär es nicht anders. Jede Stadt war einem Lager ähnlich. Besonders stellte Potsdam ein erstaunungswürdiges Bild dar. Des Königs Leidenschaft, Soldaten von außerordentlicher Größe zu haben, wurde hier aufs höchste getrieben. Seine 2400 Mann starke Garde war eine Art Riesenschaar, wozu man nicht allein in Europa, sondern selbst in andern Welttheilen die Menschen aufgesucht hatte. Alles was nur Geld, in großen Summen verschwendet, alles was nur menschliche List vermochte, wurde dabey angewandt. Reisende von großem Wuchs, die aus fremden Ländern in die Preußischen Staaten kamen, oder sie nur auf ihrem Wege nach andern Gegenden berührten, wurden ohne Rücksicht auf Stand, Glücksumstände, und andere Verhältnisse, mit Gewalt zu Soldaten gemacht. Officiere reis'ten oft einige hundert Meilen, um einem Handwerker, einem Hirten von seltener Grö-

ße, mit Gefahr ihres Lebens Werbeanträge zu thun, und seinen Paradedienst mit großen Capitalien zu erkaufen. So entstand dies sonderbare, fast unglaubliche lebendige Naturalien-Cabinett in Potsdam, wo Menschen aus den entlegendsten Ländern der Erde des außerordentlichen Wuchses halber in den Ringmauern einer kleinen Stadt, die eigentlich eine prächtige Caserne war, aufbehalten, und in der Unthätigkeit genährt wurden; die einzige Thorheit ihrer Art, und überhaupt eine der seltsamsten, die man je aufgezeichnet hat. Ein Irländer, Namens Kirchland, der noch nicht der größte dieser Leibwache war, hatte eine Länge von sieben Fuß und fünf Zoll. Die kleinsten, selbst die Trommelschläger, hatten die ohnehin schon ungewöhnliche Länge von sechs Fuß. Die Capitalien, die diese Soldaten zum Handgeld bekamen, waren oft so ansehnlich, und der ausbedungne Sold so beträchtlich, daß der zum Paradiren bestimmte Sklave nicht selten ein wohlhabender Mann war, der sich einen Bedienten hielt, bestimmt ihm aufzuwarten, und das Gewehr auf die Parade zu tragen. Diese gemeinen Soldaten hatten zu jeder Stunde Zutritt zum Könige, der sich aller ihrer Angelegenheiten sowohl innerhalb als außerhalb seiner Staaten annahm, der ihre Processe führte, ihre Heyrathen machte, ihren Hochzeiten

bey=

beywohnte, und ihre Kinder aus der Taufe hob.

Alles in der Preußischen Monarchie wurde damals aus einem militairischen Gesichtspunkt betrachtet; ja alle Zweige und Gegenstände, sowohl der Administration als der Landes-Cultur schienen in den Augen des Königs mehr oder weniger wichtig, nach dem Maaß ihrer Verbindung mit dem Soldatenwesen.

Auf diese Weise wurden die ursprünglich kriegerischen Tugenden der Preußen jetzt geformt, die jungen Einwohner aller Preußischen Staaten in Städten und Dörfern durch Eintheilung in Cantons zu Soldaten gestempelt, eine bisher ganz unbekannte Ordnung und Reinlichkeit unter den Truppen eingeführt, die Disciplin in ein System gebracht, und die militairische Ehre auf den Thron gesetzt.

Nach diesen Vorbereitungen trat Friedrich der Große auf. Er fand ein Heer von 60,000 Mann, durchaus so beschaffen, wie es sich der größte nach Eroberungen dürstende Feldherr im Taumel seiner Phantasie nur wünschen konnte. Nur allein der Krieg, und was noch sonderbarer ist, die Kriegskunst, war diesem so ausgezeichneten Heere fremd. Friedrichs großer Geist wußte das Fehlende bald zu ergänzen. Er mach-

te die zweckmäßigsten Verbesserungen, setzte taktische bisher unbekannte Maximen fest, und erfand sinnreiche Evolutionen, die alle auf den Grundsatz beruhten: bey Angriffen im Felde die feindlichen Schaaren irre zu machen, die größte Macht auf einen Punkt zu concentriren, dabey aber den schwächern Theil der Armee in Stellungen zu bringen, wo er, immer den Feind bedrohend, so lange ohne alle Gefahr unthätig seyn kann, bis der verstärkte angreifende Theil den Entwurf des Heerführers vollzogen hat. Die Charakteristik dieser Evolutionen war Geschwindigkeit, Leichtigkeit, und Genauigkeit; dabey waren die Commandowörter kurz und kraftvoll, und die Bewegungen der Truppen im Angesichte des Feindes neu, kühn und entscheidend.

Die ersten Schlesischen Feldzüge des Königs setzten diese Theorie durch mannigfaltige Ausübungen in ein höheres Licht, und veranlaßten eine Menge Kriegsregeln, die man, durch Erfahrung bewährt, als die ersten Elemente der Taktik zum Grunde legte. Und so wurde F r i e d r i c h nicht allein Feldherr seiner Heere, sondern auch militairischer Gesetzgeber. Die Art und Weise Feinde zu besiegen, die ehmals so sehr von der Tapferkeit der Fechtenden, von ihrer körperlichen Stärke, und von ihrer Anzahl abhing, hatte überdieß durch die neuern Waffen der Völker eine

gänz=

gänzliche Abänderung erlitten. Jetzt wurde die Taktik eine Kunst, oder vielmehr eine sehr verwickelte Wissenschaft, die man studieren mußte.

Friedrich erfand unter andern eine besondre Evolution, die man in der militairischen Sprache Deployiren nennt; ein sehr künstliches Manöver, das man zwar bey andern Truppen nachgeahmt hat, das aber bis auf den heutigen Tag nur allein von den Preußen mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden kann. Die Art dieser Evolution ist: eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben, und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Diese Stellungsart ist durch ihre sehr geschlossenen Glieder, durch ihre Tiefe, und durch die Art der Truppen-Bewegung, die mit der höchstmöglichsten Genauigkeit ausgeführt werden muß, und nur auf großen Flächen geschehen kann, der macedonischen Phalanx nicht unähnlich, die in sechzehn Gliedern marschirte und stritt, viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwert der Römischen Legionen sie vertilgte, und von ihr nichts, als der Name übrig blieb. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnißweise nur einen geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne einen höchstunordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen; ein scheinbares Chaos, das bey ungeübten Truppen

pen sehr leicht zu einem wirklichen werden kann. Bey den Preußen bedarf es jedoch nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt sich dieser Knaul in der größten Ordnung, und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reissenden Strom ähnlich ist.

Friedrich Wilhelms Musterungen waren blos gigantische Spiele gewesen. Friedrichs Musterungen aber wurden ganz das Bild des Krieges. Unter seinem Vater war der gemeine Krieger ohne Grund zur Maschine gemacht worden; jetzt wurde er es aus Gründen der Taktik, der Physik, der Politik, und der Philosophie. Der Befehl zwang den Soldaten in Reih und Glied, die Furcht mußte ihn darin wie in einem magischen Kreise erhalten. Nur allein die Befehlshaber groß und klein, sollten nicht Maschinen seyn; daher wartete und pflegte er die militairische Ehre, ob sie gleich schon bey der Armee tiefe Wurzel geschlagen hatte, immer noch wie eine zarte Pflanze. Bey seiner Thronbesteigung hörte Berlin auf, Sparta zu seyn. Es wurde das Deutsche Athen. Friedrich huldigte den Wissenschaften und Künsten, und bauete ihnen Tempel; die Musen kehrten nun in die verödete, jetzt aber wieder aufblühende Residenz zurück, und so wie in jener ewig berühmten Minerven-Stadt, gingen sie mit den Kriegern

Hand

Hand in Hand, verfeinerten ihre Sitten, flammten sie zur Wißbegierde, zur Vaterlandsliebe, zu großen und edeln Thaten an, und wurden ihre Gefährten in den Kampfthälern.

Auch im Aeußern wurden viele Veränderungen gemacht. Das Långenmaß hörte auf, das Maß des Verdienstes zu seyn. Die riesenmäßigen Körper wurden entlassen, und von nun an mehr auf wohlgestaltete Soldaten, als auf große Fleischmassen gesehen. Der schon seit der Regierung Friedrich Wilhelms sehr regelmäßig besoldete Soldat, wurde besser bewaffnet, zierlicher gekleidet, und die Reinlichkeit bey ihm aufs höchste getrieben. Seine Muskete, sein Seitengewehr, die Bleche auf seiner Patrontasche, alles war spiegelhelle. Die Uniformen der Officiere, wenn gleich nicht alle geschmackvoll, waren doch prächtig. Goldne und silberne Tressen, Stickereyen und reiche Achselbänder, waren bey Fußtruppen und Reitern gewöhnlich. Hiezu kamen kostbare, zur Rüstung gehörige Feldzeichen, als Schärpen, Ringkragen und Degenbänder. Bey der Leibwache zu Fuß strotzte alles in Silber; die Leibhusaren erhielten mit Sternbildern gezierte Tigerdecken, die Kürassier silberne Pauken und Trompeten, die Dragoner so wie die Infanterie zierlich gearbeitete messingene Trommeln. Die Grenadiere hatten dabey auch Pfeiffer. Fahnen

und Standarten wurden gestickt. Die Espontons der Infanterie-Officiere glänzten von Stahl und Gold. Die Garde zu Pferde bekam hellpolirte Kürasse, reich gestickte Super-Westen, und als Paniere, nach Alt-Römischer Art, silberne Adler. Ein jedes Regiment hatte sechs, sieben, auch acht Hoboisten. Das Artillerie-Corps hatte Janitscharen-Musik, und einen großen Wagen mit Heerpauken. *)

Dieser Glanz, den nur Undenkende als unzweckmäßig betrachten, vermehrt den Muth und den hohen Sinn der Krieger, rührt die Sinne, erregt angenehme Empfindungen, erhöht die Würde der Heere, und wurde auch von den Griechen, in der durch ihre Waffen furchtbarsten Periode, nicht vernachläßigt. Friedrich, der so viele Regenten-Maximen philosophisch durchdachte, that mit dem Kriegswesen ein gleiches, und so entstanden manche Einrichtungen, die man

*) Der Verfasser erinnert wohl zu bemerken, daß alles hier aufgezeichnete sich auf die Preußische Armee bezieht, wie sie damals war, nicht wie sie jetzt ist. Nach dem siebenjährigen Kriege machte Friedrich einige, obgleich unbeträchtliche, Veränderungen. Weit größere aber aller Art, zum Theil sehr wesentliche, die dem Heere eine andere Form gaben, wurden nach seinem Tode gemacht, deren Lob oder Tadel jedoch nicht hieher gehört.

man verspottete, weil man ihren Grund nicht kannte, und die daher auch nirgends nachgeahmt wurden, während daß man unbedeutende Dinge und Gewehr = Spiele überall nachäfte, weil man hierin die Geheimnisse der Preußischen Taktik suchte. Der König errichtete eine Menge Füselier = Regimenter, deren Auszeichnendes von der übrigen Infanterie in hellpolierten Mützen und leichtern Gewehren bestand, die man desto geschwinder laden konnte. Diese Regimenter waren bestimmt, die durch ihre körperliche Größe nicht scheinbaren Soldaten aufzunehmen, und die Mützen sollten den Mangel der Länge ersezen; hiezu kam deren Aehnlichkeit mit den Grenadier = Mützen, die, obgleich etwas unförmlich, und für den Soldaten unbequem, dennoch als Wahrzeichen auserlesener Krieger, welches die Grenadiere bey fast allen Armeen sind, dem Feinde in der Stunde des Treffens furchtbar waren. Der Glanz dieser Mützen verkündigte schon in der Ferne den neuangeworbenen und im Kriege unversuchten feindlichen Truppen, den Anzug Schlachtgeübter Veteranen, und bereitete sie im voraus zur Flucht. Man wußte nicht in toddrohenden Augenblicken die Grenadiere von den Füseliren zu unterscheiden, und so trug dieser verspottete Soldaten = Schmuck, sowohl bey Schlachten, als bey Treffen und Gefechten, oft

nicht

nicht wenig zum Siege bey. Eben dieß galt auch von den Brustharnischen der Kürassier, die nicht sowohl wegen persönlicher Sicherheit der Reiter, als wegen der mit Furcht gepaarten Idee von schwerer Cavallerie, von starken Menschen und Rossen, von mit Eisen halb bedeckten und schwer verwundbaren Kriegern, beybehalten wurden. Ein solcher Küraß wog fünf und zwanzig Pfund, überdieß hatten die Kürassire, so wie auch die Dragoner auf ihren Hüten eiserne Kreutze befestigt, um die so gefährlichen Kopfhiebe zu schwächen.

Die Preußischen Fahnen wurden, so wie die Römischen Adler, mit großer Ehrfurcht betrachtet. Wenn sie vor den Linien vorbeygetragen wurden, begrüßte man sie so wie Könige begrüßt werden: die ganze Feldmusik ertönte, die Bataillone neigten ihre Waffen, und die Officiere standen mit entblößtem Haupt. Selbst der König gab dieß Zeichen der Ehrerbietigkeit; er, der überhaupt alle Kriegsgebräuche wie der geringste Officier befolgte, und nie eine andre Kleidung als die Uniform seiner Leibwache trug, in Verbindung mit den übrigen Feldzeichen eines Officiers. Die Fahnenträger waren alle Edelleute, und dieser Dienst die erste Stufe zu Militair-Würden. Da die Subordination, oder die blinde Befolgung der Befehle der Obern, die Seele

des

des Preußischen Heeres war, so wurde der mit dem Namen Parole bezeichnete tägliche Oberbefehl, wie ein Orakelspruch angesehn. Man empfing ihn mit allen Zeichen der Ehrfurcht; auch der König, wenn er ihn ertheilte, zeigte sie, und stand mit unbedecktem Haupt in Sturm und Regen. Die Parole wurde nachher im Lager bey allen Regimentern bekannt gemacht, und zu diesem königlichen Befehl fügten die Befehlshaber die ihrigen. Die eigentliche Parole war nur ein einziges Wort, gewöhnlich der Name einer Stadt, und das damit verbundene Feldgeschrey der Name eines Menschen. Beyde Wörter dieses Feld-Schiboleths wurden einem jeden Officier und Unter-Officier gesagt, allein bloß das Feldgeschrey wurde den wachthabenden gemeinen Soldaten bekannt gemacht; und geschahe eine Desertion bey den Vorposten, so wurden sogleich beyde Wörter von dem dort kommandirenden Befehlshaber verändert, der dazu die Vollmacht hatte.

Die beyden ersten Schlesischen Kriege, durch fünf Siege ohne eine einzige Niederlage bezeichnet, waren gleichsam Vorübungen zu den sieben großen Feldzügen. Die Preußen, des Krieges ungewohnt, obgleich zum Kampf beständig gerüstet, mußten erst lernen ihre Begriffe vom Feld- und Friedensdienst von einander abzusondern, sie

zu ordnen, und ihre durch Unwissenheit erzeugte Vorurtheile zu berichtigen. Sie betrachteten zu der Zeit ein Schlachtfeld wie einen Exercier-Platz. Der Soldat mußte mitten unter einem Kugelhagel Tritt halten; er durfte keine Hand rühren, kein Auge vom rechten Flügel verwenden, und bey dem Niederstürzen seiner todtgeschossenen Kammeradenmußte er gefühllos über ihre Leichname steigen, um maschinenartig die Lücken auszufüllen. Da auf den Exercier-Plätzen der beständig in der Luft schwebende Stock, der Dämon des gemeinen Kriegers war, so fürchtete er sich auch auf dem Schlachtfelde mehr vor diesem, als vor den Kugeln. Beym Feuern, ganz in der Nähe des Feindes, fiel das erste Glied regelmäßig auf die Erde, und wartete aufs Commando-Wort. Ereignete sich in diesem Augenblick einige Unordnung in den Haufen, so ließen die Officiere auch wohl absetzen, das heißt: die zum Losdrücken angesetzten Gewehre wurden in diesen Momenten des Todes bedächtlich zurückgezogen, und niemand feuerte. Dieß geschah bey Molwitz; in den folgenden Schlachten aber wurden diese Pedanterien nicht geachtet, und der Soldat konnte sich ungestraft als Mensch zeigen.

Zwischen dem zweyten und dritten Schlesischen Kriege war ein Zeitraum von eilf Jahren. In die-

diesem wurde eine mehr raisonnirte Ordnung in allen Zweigen des Kriegswesens eingeführt. Die Preußen fuhren fort die Taktik immer mehr zu studiren. Man machte zahlreiche Versuche große Haufen Soldaten in künstliche Stellungen zu bringen, und sie so in diesen Figuren in geschlossenen Reihen marschiren und fechten zu lassen. Man feuerte viermal in einer Minute, und marschirte nach der Schnur, wobey die Bataillone, so wie die Reiter=Schaaren überhaupt, ihre Bewegungen so einstimmig machten, als ob ein Uhrwerk die ganze gewaltige Maschine regierte. Die Dispositionen zu diesen Manövres wurden schriftlich im größten Detail entworfen, und allen Officieren bekannt gemacht, die solche ganz ihrem Gedächtniß einprägten, so daß ein jeder bey den Losungszeichen der ferne knallenden Canonen, sowohl das weit von ihm geschehene, als das noch kommende, so wie das Maß von Zeit, Raum und Dauer aller einfachen und zusammengesetzten Bewegungen genau wissen und lernen konnte. Es war bald nicht mehr von Versuchen die Rede; denn es bedurfte nur eines Befehls vom Heerführer, um das Schwerste so wie das Leichteste, das Neue so wie das Alte, sofort auszuführen.

Eben so aufmerksam war man auch auf die Oekonomie des Kriegswesens, um beständig be-

reit zu seyn ins Feld zu rücken. Dieser immer marschfertige Zustand eines ungeheuren Heeres war unerhört, und das größte Problem der Staatsmänner aller Nationen. Die Arsenäle waren mit großen und kleinen Mordmaschinen vollgepfropft, die Magazine reichlich gefüllt, die Lastwagen in der besten Ordnung, das Feldgeräth lag fertig, und alle Pferde in den Staaten des Königs waren aufgeschrieben, um sie gegen ein bestimmtes Kaufgeld sogleich zu Zug = und Packpferden gebrauchen zu können. Was noch an der Zahl fehlte, wurde durch das dazu immer bereitliegende Geld in der größten Geschwindigkeit angeschaft. Die Soldaten wurden alle Jahre durchaus neu gekleidet, und ihre Waffen mußten im besten Zustande seyn. Die Chefs der Compagnieen waren verpflichtet, noch überdieß einen starken Vorrath von allem zur Kleidung und Rüstung Nöthigen in Bereitschaft zu halten. Hierzu kam ein Ueberfluß aller nur ersinnlichen Kriegsgeräthschaften, von den Brodwagen und Zelten bis zu den Feldflaschen. Alles mußte in gutem Stande seyn. Die Rüstkammern der Regimenter waren gewöhnlich zu mehrerer Sicherheit unter den Dächern der Kirchen angelegt.

Beym Anfange des siebenjährigen Krieges bestand die Preußische Artillerie außer den zu jedem Regiment gehörigen Feldstücken und Haubitzen,

bitzen, aus achtzig schweren Canonen und zwanzig Mörsern; 56000 Centner Pulver waren in den Festungen vertheilt, und in den Magazinen befanden sich 36,000 Wispel Mehl nebst 12,000 Wispel Hafer.

Der Sold des gemeinen Soldaten stand mit dem in den meisten Europäischen Staaten üblichen in gleichem Verhältniß. Die vornehmen Officiere aber vom Hauptmann an wurden sehr reichlich besoldet; nur allein die Preußischen Subaltern-Officiere mußten sich mit einem geringen Solde begnügen, und sich mit der Ehre und dem Prospekt in die Zukunft trösten. Der abgelebte und schwer verwundete Soldat fand seine Versorgung in dem Invaliden-Hause bey Berlin, das Friedrich nach Endigung des zweyten Schlesischen Kriegs hatte bauen lassen.

Die Strafen der Preußischen Soldaten bestanden bey kleinen Vergehungen in Stockschlägen, die nach dem Xenophon auch bey den Athieniensischen Truppen, ja unter Heinrich IV. selbst bey den Französischen Truppen üblich waren. Beging der Soldat aber ein Verbrechen, so mußte er durch eine Gasse von zweyhundert Mann Spießruthen laufen, oder vielmehr gehen; sechsmal war die geringste, und sechs und dreyßigmal die höchste Zahl dieser

schmerzvollen Wanderungen. Die letztere Strafe hieß: auf Leben und Tod, und war auf drey Tage vertheilt, da denn am letzten Tage mit dem Verbrecher auch zugleich der Sarg auf die Parade gebracht wurde. Die Desertion zum ersten und zweytenmale wurde auch mit Spießruthen bestraft; nur mit einer wiederholten Entweichung war der Strang verbunden; auf Mordthaten erfolgte das Schwert, oder das Rad. Das höchste Verbrechen aber war die Verletzung der Subordination. Selbst auf die geringsten Vergehungen dieser Art stand das Spießruthenlaufen, oder auch die Kugel vor dem Kopf. Wer sich aber mit Waffen in der Hand bis zur Thätlichkeit verging, wurde lebendig gerädert. Der Officier, der seinen Obern so behandelte, selbst wenn er dazu als Mensch gereitzt war, wurde mit vieler Feyerlichkeit erschossen.

Allen Regimentern waren große Distrikte zu ihren Rekrutirungen angewiesen, die man Cantons nannte. Diese Distrikte waren in der ganzen Preußischen Monarchie mit großer Ordnung abgetheilt, und alles was darin mannbar war, aufgezeichnet. Sobald der Knabe ins Jünglingsalter trat, mußte er dem Vaterlande schwören, wenn man gleich seinen Dienst noch nicht brauchte; daher ein jeder Compagnie = Chef eine

Anzahl

Anzahl Dörfer als eine beständige Hülfsquelle, als ein nie leeres Soldaten-Magazin, betrachten konnte. Der damit natürlich verknüpfte Despotismus der Befehlshaber, wurde durch weise Gesetze sehr vermindert, und um so viele tausend Menschen dem Landbau nicht zu entziehn, war die Einrichtung getroffen, daß der größte Theil dieser eingebornen Soldaten sechs und vierzig Wochen im Jahr freygelassen sein Gewerbe nach Wohlgefallen treiben konnte, und nur sechs Wochen lang zur Waffenübung bey seinen Fahnen zubringen durfte. Außer diesen wurden noch andre, zum Theil Ausländer, unter dem Namen Freywächter in den Besatzungs-Städten von Zeit zu Zeit beurlaubt, um durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt zu verbessern, und ihren Mitbürgern zu nutzen. Während dieser Zeit fiel ihr Sold dem Compagnie-Chef zu, der wie ein wahrer Hausvater für alle Bedürfnisse seiner Soldaten sorgen mußte; selbst ihre Weiber und Kinder, deren Aufführung, Erwerbsmittel und weiteres Fortkommen, waren seiner Aufmerksamkeit empfohlen. Um den Menschenvorrath im Lande zu schonen, wurden Officiere nach allen Reichsstädten geschickt, Ausländer als Recruten anzuwerben. So war der Zufluß für die Armee in Ansehung der Gemeinen; denn an Officieren war noch weniger Mangel,

 da

da der zahlreiche und arme Preußische Adel keiner Aufmunterung bedurfte, einen Stand zu wählen, der der erste im Staat war, und der, indem er ihm Unterhalt verschaffte, zugleich seinen Ehrgeitz befriedigte.

Die Waffen und deren Gebrauch bey dem Heer, bewiesen ebenfalls das wohldurchdachte System erfahrner Feldherren. Die geharnischten Reiter und Dragoner führten Carabiner; diese regelmäßig zu handhaben wurden sie fleißig geübt, um im Nothfall als Fuß-Soldaten Dienste zu thun; selbst die Husaren waren damit versehen, um sich auf mehr als eine Art zu vertheidigen. Alle diese Reiter hatten Pistolen, allein nie feuerten sie damit im Treffen, so wie die Oesterreicher und andere Truppen, um in großer Nähe des Feindes keine Zeit bey einem ungewissen Schuß zu verlieren. Der Pallasch und der Säbel aber, beyde durchs Schleiffen den Scheermessern an Schärfe ähnlich, waren die Hauptwaffen der Preußischen Reiterey. Die Artillerie führte mit sich im Kriege sechspfündige Feldstücke, achtpfündige Haubitzen, und Batterie-Canonen, die zwölf Pfund Eisen schossen. Man feuerte mit diesem Geschütz sechsmal in einer Minute. Zur persönlichen Vertheidigung im Nothfall hatte der Artillerist einen kleinen Pallasch.

Die

Die Haubitzen wurden von Friedrich im Felde zuerst eingeführt. Ihr großer Nutzen war auffallend. Es wurde dadurch Menschenblut und Zeit, das kostbarste im Kriege, erspart. Ein offener, mit Soldaten besetzter Ort, ein verrammeltes Dorf, erforderten sonst, selbst mit Hülfe der Canonen, langwierige Angriffe; vermöge der Haubitzen aber war die Besitznehmung solcher Oerter die Sache eines Augenblicks; auch die Cavallerie, die sonst hinter Hecken und Gebüschen gegen Canonenschüsse sicher war, wurde durch die im Bogen geworfenen Grenaden bald hinter ihren Brustwehren erreicht, und leicht in Unordnung gebracht. Bey der Infanterie, als der Stärke des Preußischen Heeres, war zwar alles auf die Muskete eingeschränkt, diese aber hatte man sich bemüht, so vollkommen als möglich zu machen. Der Lauf des Gewehrs, das Schloß, das Holzwerk, alles wurde mit Sorgfalt und auf die Dauer bearbeitet, und der in ganz Europa übliche hölzerne Ladestock, der oft zerbrach, mit einem eisernen vertauscht. Dennoch war die Muskete weiter nichts, als eine Maschine, die nach der Abfeuerung niemanden Furcht einflößen konnte, ja die fehlendes Pulver und Bley, oder ein heruntergefallener Feuerstein, in der Stunde der Schlacht, zu einem lächerlichen Waffenstücke machten. Nur erst durch

die Aufpflanzung eines langen Dolchs wurde diese Maschine zu einem fortdauernd fürchterlichen Mordgewehr, das, unabhängig von combinirten physischen Wirkungen, seiner Form nach zu den schrecklichsten Waffen gehörte. Die Preußen waren die ersten, die alle ihre militairischen Uebungen, schwere und leichte, mit aufgepflanztem Bajonet machten, es weder auf ihren Wachen, noch auf ihren Märschen, selbst mitten im Frieden ablegten, ob sie gleich eine Scheide dazu trugen, und die überhaupt diesen Dolch als unzertrennlich von der Muskete betrachteten.

Die Ordnung und die wohldurchdachten Einrichtungen, die die Preußischen Armeen im Frieden auszeichneten, waren eben so vortreflich in Kriegszeiten. Es war bey den Preußischen Heeren im Felde nichts überflüßiges, aber es fehlte auch an nichts. Allenthalben waren Magazine; hiezu kam ein immer mitmaschirendes Proviant-Commissariat, eine sehr thätige Feldbäckerey, eine reichlich gefüllte Kriegskasse, und bewegliche Feldlazarethe; in jedem Hauptquartier war eine reichlich versehene Feldapotheke, ein Feld-Postamt, und eine Feld-Policey. Ueberdieß waren bey den sämmtlichen Armeen hundert und funfzig kupferne Pontons vertheilt, um Schiffbrücken zu schlagen.

Die Preußen nahmen fast in keiner Sache andre Heere zum Muster; kein alter Gebrauch, keine neue Mode, kam hier in Betrachtung; alles wurde nach Grundsätzen bestimmt und geordnet; daher die erstaunungswürdigen Märsche Friedrichs und deren Geschwindigkeit ohne große Anstrengung, wobey die Feinde immer zurückblieben. Aller nicht durchaus nöthige Troß wurde von der Armee entfernt. Keine Tausende von Marketendern und Krämern, keine Chaisen für Maitressen, wie bey den Franzosen, keine Zeltwagen wie bey den Oestreichern, keine Plünderkarren wie bey den Russen, wurden gestattet. Alles was nur tragbar war, mußten Packpferde tragen; nur allein die Munition und das Brod für die Truppen wurden gefahren. Eine jede Compagnie hatte einen großen von vier Pferden gezogenen Brodwagen, und auch selbst diese so nöthigen Maschinen blieben, um die Armee nicht aufzuhalten, immer in der Entfernung vom Heereszuge. Dieser geschah gewöhnlich in Schlachtordnung. Patrullen von Reiterey und Fußvolk marschirten der Armee zur Seite, um kleine feindliche Scharen abzuhalten, die Colonnen selbst zu beunruhigen. Diese hatten zur Rechten ihren Canonen- und Munitions-Zug, für den allein die Landstraße bestimmt war, und zur Linken der Linie gingen die Packpferde einzeln in langen

Reihen

Reihen geordnet. Die Ladungen dieser Pferde waren mit Decken behangen, worauf der Name des Regiments in Verbindung mit dem Namen des Eigenthümers gemahlt war. Auf diese Weise waren auch alle Wagen und Karren bezeichnet. Die Armee marschirte immer in mehrern Colonnen, und nie kreuzte sich die Cavallerie mit der Infanterie.

Die Preußischen Läger zeichneten sich auch durch große Ordnung und sinnreiche Einrichtung aus; sie formirten ehemals so viel Gassen als Compagnien in der Zeltenstadt waren; gegen Ende des siebenjährigen Krieges aber wurde diese Methode abgeändert, die dem Feinde die Stärke der Armee in der Ferne verrieth. Friedrich wählte eine andre Bauart der Läger, die minder zierlich, aber zweckmäßiger war. Die Zeltgassen verschwanden, und die Armeen campirten in drey Reihen neben einander gestellter Zelte. Diese dreyfache Reihe konnte man nöthigenfalls in eine zweyfache, auch in eine einfache verwandeln; man konnte sie ohne Mühe ausdehnen, und überhaupt den Feind auf mannigfaltige Art täuschen. Eine Compagnie Infanterie hatte gewöhnlich vier Zelte für die Officiere, zwey für die Unterofficiere, und sechs und zwanzig für die gemeinen Soldaten, von denen

sechs

sechs auch sieben in einem Zelte lagen. Hier fanden auch die Soldatenweiber ihren Platz, deren jede Compagnie wegen des Waschens und der Zubringung gewisser Viktualien acht, zehn, auch zwölfe mitnahm. Die Cürassier = Reiter und Dragoner hatten etwas mehr Raum in ihren Zelten; die Husaren aber hatten gar keine; sie bauten sich Strohhütten, oder lagen unter freyem Himmel. Die Artillerie campirte theils bey den großen Batterien, theils bey den Regiments=Canonen. Das zu einem Zelt gehörige Geräth bestand in zwey wollenen Decken, in einem Feldkessel, einer Wasserflasche, einem Beil, einer Schauffel, und einer Hacke; und alles dieß mußten sowohl Reiter als Fuß = Soldaten beständig bey sich führen. Die Last dieses letztern wurde dadurch sehr erschwert, daß er außer seinem Gewehr und Tornister einen Sack mit sechs, neun, auch wohl mit zwölf Pfund Brod, und eine mit sechzig scharfen Patronen gefüllte Patrontasche zu tragen hatte; allein diese Bedürfnisse waren zu unentbehrlich, um sie ungewissen Zufällen und der Plünderung der Bagage auszusetzen.

Kleine Feld = Flaggen bezeichneten im Lager die Grenzen der Regimenter und Bataillone. Eine jede Compagnie hatte ihre Musketen vor ihrem Lagerplatz in zwey Gewehr = Pyramiden auf-

aufgestellt, die bey schlechtem Wetter in eine Art von Zelten verwandelt wurden. Im Mittelpunkt des Bataillons waren alle Trommeln aufgethürmt, und die Fahnen aufgestellt. Ein jedes Infanterie = Regiment führte vier Canonen und eine Haubitze mit sich, die bey den Feldwachen aufgepflanzt wurden. Von diesen aus vierzig Mann bestehenden Feldwachen, stellte ein jedes Bataillon eine vor der Fronte aus, in einer Entfernung von hundert, oder auch von zweyhundert Schritten, nach Beschaffenheit des Terrains. Hier warfen die Soldaten in wenig Stunden eine kleine Schanze auf, die jedoch mehr zur Ordnung, als zur Brustwehr diente. Die vor derselben postirten Schildwachen standen nie einzeln, sondern immer zwey zusammen in Gesellschaft, und zwar in großer Nähe von dem benachbarten Posten, so daß die ganze Wachlinie eine ungeheure zusammenhangende Kette zum Kampf gerüsteter Soldaten darstellte, die des Nachts ihre Wachsamkeit durch ein immer forthallendes Laufgeschrey dem Meilen weit gelagertem Feinde bezeigten.

Um diese Wachsamkeit immer angestrengt zu erhalten, gingen die ganze Nacht durch unaufhörlich Ronden und Patrullen; die letztern geschahen durch einen Unterofficier und zwey Gemeinen;

meinen; bey den erstern aber befand sich ein Officier. Oft übernahmen vornehme Befehlshaber dieß Geschäft, besonders diejenigen, die für jeden Tag vom Oberfeldherrn commandirt waren für die Sicherheit des Lagers zu sorgen, und auf alles aufmerksam zu seyn. Dieß Commando, das man mit dem ausländischen Namen de jour bezeichnete, wechselte alle Tage bey den Staabs-Officieren der ganzen Armee ab, die ihre Thätigkeit sodann durch das Visitiren sämtlicher naher und ferner Lagerposten zeigten. Eine Nachlässigkeit dieser Art war bey dem Preußischen Heere etwas unerhörtes. Der König selbst gab das Beyspiel einer rastlosen Wachsamkeit. Nirgends war man vor ihm sicher, so wenig an den gefahrlosesten Oertern, als an den gefährlichsten, in einer gestirnten Nacht, so wie bey der schrecklichsten Witterung; und da er es dahin gebracht hatte, daß sich hohe und niedere Officiere mehr vor ihm als vor den Kugeln fürchteten, so war die Möglichkeit seines Besuchs allein hinreichend die Wachsamkeit zu verdoppeln. Oft machte er sogar selbst die Ronde, auch ohne sich zu erkennen zu geben. Er ritt von einer Wache zur andern, und gab dadurch diesem geringen Dienstgeschäfte eine gewisse Wichtigkeit. *)

*) Der Verfasser befand sich im August 1761 im Lager bey Strehlen, wo er am 6ten des gedachten Monats die

Die vorbeschriebene Kette der Infanterie aber war durch eine andre von den zahlreichen Wachen der Kürassier = und Dragoner = Regimenter gedeckt, die eben so wie das Fußvolk ihre doppelte Posten ausstellten, und auch diese Kette war wieder durch leichte Infanterie, die bey den Preußen in Frey = Bataillonen und Jägern bestand, oder durch Pikets, das heißt: durch große Wachtscharen des regulairen Fußvolks, und durch die in größere und kleinere Trups abgetheilten Husaren gedeckt, deren letzte Vorposten, die gleichsam vogelfrey waren, die äußerste Wachlinie vor der Fronte formirten. Hinter der Fronte hatte ein jedes Regiment eine aus vierzig Mann bestehende Wache, die zur Aufrechthaltung der Policey im Lager, und zur Verhinderung der Desertion von der Hinterseite diente. Da hier weniger Gefahr zu befürchten war, so stan=

---

die Feldwache des ersten Bataillons von Forcade commandirte. Hier erhielt er kurz vor Tages = Anbruch auch einen solchen Besuch von Friedrich, der unter dem Namen eines Obersten herumritt, und ganz in dem Ton eines solchen Officiers mit vieler Höflichkeit mehrere Fragen that, die sich auf einige bey den Vorposten gefallene Schüsse bezogen. Der König entfernte sich endlich mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen eine gute Wache, Herr Lieutenant!“

standen die von dieser sogenannten Brandwache ausgestellten Schildwachen nur einzeln. In diesem Bezirk waren die in Vierecke geformten Kochplätze der Soldaten. Jede Compagnie hatte ein solches Viereck, und vor der Fronte eine regelmäßig gegrabene, mit Sträuchern umgebene Grube zur Entledigung der Bedürfnisse. Hinter den Zeltreihen befanden sich auch die Marketender, der Troß, und die Wagenburg. Reiterwachen und Patrullen schlossen von außen zu auch diesen Theil des Lagers, und vollendeten den ungeheuern Ring.

Das Hauptquartier war gewöhnlich hinter der Fronte, in einer Stadt, oder in einem Dorfe, manchmal auch wohl in einem einzelnen Hause; denn in diesem Kriege campirte Friedrich nie, wohl aber sein Gefolge, wenn es an Raum fehlte. Aus diesem Hauptquartier holten die vornehmen Befehlshaber von ihren Adjutanten begleitet täglich die Parole. Ueberdieß mußten alle Regimenter, sowohl von der Infanterie als von der Cavallerie einen Officier mit einem beständig gesattelten Pferde im Hauptquartier halten, um außerordentliche Befehle schleunig zu überbringen. Diese Officiere, so wie die Adjutanten Friedrichs, wurden aus der königlichen Küche gespeiset. Zu ihnen gesellten sich

beständig viele andre aus dem Lager, die sich ins Hauptquartier als zu einem Belustigungsort begaben, wo sich eine Menge Marketender befanden, wo fast immer Musik ertönte, wo sowohl dem Bacchus als der Venus geopfert, und stark gespielt wurde, wo stündlich, bald Ueberläufer, bald Spione ankamen, wo man bald Gefangene, bald Beute überbrachte, und wo man überhaupt immer von neuen Ereignissen hörte.

Die Sorgfalt für den Preußischen Soldaten im Kriege war besonders groß, und bey keinem Volk der neuern Zeit so auszeichnend. Nie in dem ganzen Lauf von sieben höchst wandelbaren blutigen Feldzügen, fehlte es den Preußischen Heeren an Sold, nie an Brod, nie an Fourage, sehr selten an Gemüse, und noch seltener an Fleisch. Gewöhnlich hatte der Preußische Soldat auf drey, auch auf mehrere Tage Brod vorräthig. Die Brodwagen waren in drey Abtheilungen geordnet, wovon der eine Theil im Lager blieb, der andre auf der Hinfahrt zu den Magazinen, der dritte aber zu eben der Zeit auf der Rückfahrt zur Armee begriffen war. Sobald diese letztere Abtheilung im Lager eintraf, brach sogleich die bisher ausgeruhte Brod = Wagenburg auf. Die tägliche Portion Brod war zwey Pfund; selbst nach verlornen Schlachten und nach zerstörten Magazinen

zinen wurde der Brodsack des Soldaten nie ganz leer; das Gemüse kam immer durch veranstaltete Zufuhr aus Städten und Dörfern ins Preußische Lager, und durfte nicht übertheuert werden. Die richtige Zahlung und die gute Mannszucht munterten die Verkäufer auf, solche Märkte zu besuchen. Hiezu kam das vom Könige einem jeden Soldaten wöchentlich bestimmte Pfund Rindfleisch. Die Regimenter kauften daher ganze Triften von Hornvieh, die nicht ohne die dringendsten Ursachen vom Lager weit entfernt werden durften.

Dieß Fleischgeschenk, obgleich an sich unbedeutend, zog eine Menge Ueberläufer zu den Preußischen Fahnen. Die dem Menschen angeborne Freyheit verursacht, daß selbst rohe Krieger mitten in der Sklaverey einen mindern Zwang für ein beneidenswerthes Loos ansehen. Die gemeinen Soldaten bey den Oesterreichern waren gezwungen, den größten Theil ihres geringen Soldes zur Feldhaushaltung herzugeben. Der Corporal nahm das Geld, fütterte seine Mannschaft nach Gutdünken, und den Ueberrest des Soldes bekam der Soldat in die Hände. Von diesem Zwange wußten die Preußen nichts. Man munterte sie durch Worte zu einer geselligen Haushaltung auf; das Comisfleisch und der gemein-

schaftliche Feldkessel thaten sodann das Uebrige. Viele Ueberläufer gestanden freymüthig, daß dieses sie zur Desertion bewogen habe.

Die Preußischen Ochsenhüter selbst waren Soldaten, die auf dem Lande zu diesem Geschäft gewöhnt, den Prügel in die Hand nahmen und die Muskete übern Rücken warfen. Man wählte dazu die kleinsten und unansehnlichsten. Als Eingeborne war man vor Desertion sicher, und ihre Waffen waren hinreichend herumschwärmende Husaren abzuhalten.

Diese Menschen = Oekonomie erstreckte sich bey den Preußen über alles; sie verringerte den Troß und die Bedürfnisse, beförderte die Ordnung, und erfüllte bey allen Operationen den Zweck desto vollkommener. Jede Compagnie hatte ihren Schuster, ihren Schneider, die von dem gewöhnlichen Dienst frey waren, und in Kriegsquartieren sowohl als in Lägern und auf Postirungen für ihre Kammeraden arbeiteten. Viele Compagnien hatten ihren eigenen Fleischer, der Vieh einkaufte, schlachtete, und für einen billigen Preis verkaufte; andre Soldaten waren Marketender. Die Infanterie hatte ihre Zimmerleute und Büchsenmacher; die Cavallerie ihre Schmiede und Sattler, die Artillerie ihre Wagenmacher. Alle waren Soldaten. Jeder Offi-

cier hatte einen Bedienten, der ein Soldat war, königliche Mondirung trug, und keine andre Felddienste als mit seinem Herrn that. Bey jeder Compagnie befand sich ein Unterofficier, der den Titel Capitaine d'armes führte, und sowohl für Gewehr als Mondirungsstücke sorgen mußte; deßgleichen ein Fourier, der für Proviant und Fourage sorgte, und das Lager absteckte. Der Fourier hatte bey dieser letztern Arbeit zwey Gehülfen, die Fourierschützen genannt wurden, und auch Soldaten waren. Man rief sie auf dem Marsch vor, wenn der Lagerplatz gewählt war; oft auch machten sie eine Art von Avantgarde. Als Soldaten brauchten sie keine Bedeckung, sondern sie gingen vielmehr selbst auf den Feind los, wenn er ihr Lager = Abmessen hindern wollte.

Bey den Oesterreichischen Armeen war diese Kriegs = Oekonomie nicht Sitte. Unter andern waren die Fouriere bürgerliche Personen, deren Begriffe, Grundsätze und Handlungen, oft der Denkungsart und dem Interesse der Soldaten ganz entgegengesetzt waren, und von Subordination sehr wenig wußten. Hieraus entstanden Streitigkeiten und Unordnungen, von denen sich bey den Preußen keine Spur äußerte. Alles war in ihren Lägern Soldat, und alles arbeitete folglich einstimmig an einem gemeinschaftlichen Zweck.

Der militairische Handwerksmann, der, in Winterquartieren, auf Postirungen und Feldlägern, von Wachen und Commandos befreyt, ruhig sein Gewerbe trieb, mußte jedoch zum Gewehr greifen, sobald es Marsch hieß, oder der Feind sich zeigte. Keine Geschicklichkeit, keine Arbeitsamkeit, kein Kunstfleiß, keine Gunst der Befehlshaber, schützte ihn gegen Schlachten und Belagerungen. Er mußte in sein Glied treten und mit seinen Mitsoldaten die Gefahr theilen, sobald sich diese im Prospect zeigte; es mochte auf dem Kampfplatz, oder in den Laufgräben, oder bey einem Sturme seyn.

Die Stärke der Preußischen Armee zu Anfang des siebenjährigen Krieges war: An Infanterie neun und vierzig Feld-Regimenter, jedes zu 2200 Mann; ferner sechs und dreyßig Bataillone Garnison-Truppen, die zum Besatzungsdienst bestimmt waren, und 26,000 Mann betrugen. An Cavallerie hatte sie dreyzehn Kürassier-Regimenter, die drey und sechzig, zwölf Dragoner-Regimenter, die siebenzig, und neun Husaren-Regimenter, die neunzig Escadrone formirten. Ein Regiment Kürassier bestand aus 861, ein Regiment Dragoner aus 886, und ein Regiment Husaren aus 1518 Mann. Die nachher so sehr vermehrte Artillerie bestand damals nur aus

zwey Regimentern, die 3000 Mann ausmachten. Um den Mangel der leichten Truppen zu ersetzen, errichtete der König Frey = Bataillone, die fast alle im Auslande angeworbene Soldaten waren, ohne die geringste Rücksicht auf körperliche Größe und auf andre Eigenschaften, und die, wenn gleich nicht eben den Rang, doch den nehmlichen Sold wie die bey den Feld = Regimentern hatten, deren Dienstzeit aber nur auf die Dauer des Kriegs eingeschränkt war. Ferner gehörten zur Armee das Ingenieur = Corps, die Mineure, das Cadetten = Corps, die Pflanzschule künftiger Befehlshaber, deßgleichen Jäger, sowohl zu Fuß als zu Pferde, und Bosniaken, nach türkischer Art gekleidet und mit Lanzen bewafnet, einem Mord = Instrument, das der Marschall von Sachsen die Königinn der Waffen nennt; zu allen diesen mannichfaltigen Kriegs = Schaaren kam noch eine Landmilitz, um im Nothfall die von Feldsoldaten entblößten Provinzen zu beschützen. Alle diese verschiedenen Truppen wurden immer vermehrt, und zwar in der Geschwindigkeit mit vielen Tausenden, auf eine unmerkliche Art. Aus wenigen Soldaten, die eine jede Compagnie abgab, entstanden große Kriegsschaaren, und die dadurch in den Regimentern gemachten Lücken, wurden sehr bald durch die Cantons ersetzt.

Waren die Bedürfnisse eines solchen Heers im Frieden außerordentlich, so waren sie vollends ungeheuer, wenn man ins Feld rückte. Die Preußen hatten zwar durch die beständig unterhaltende Rüstung, durch die immer angefüllten Magazine, durch das im Schatz ihres Königs bereit liegende Gold, und durch die Thätigkeit und weise Einrichtungen, vermöge welcher ohne Widersprüche und Cabalen, alles mit rastlosem Eifer, und in der höchstmöglichsten Geschwindigkeit betrieben werden mußte, vor allen Mächten Europens unermeßliche Vortheile voraus. Allein alle diese waren noch nicht hinreichend die Armeen mit der zu unserm Zeitalter gehörigen Heereslast in Bewegung zu setzen. Knechte und Pferde mußten angeschaft werden, die man zur Zeit des Friedens zwar aufzeichnen, aber nicht unterhalten konnte, ohne den Landbau zu schwächen, und durch die gehäuften Kosten den Staat zu entkräften. Auch selbst bey Eröfnung des Feldzugs wurde wegen des Zukünftigen große Rücksicht auf den Feldbau genommen. Wenn man daher gleich demselben die Knechte entzog,

so

so schonte man doch die inländischen Pferde nach Möglichkeit, und kaufte sie dagegen zu Tausenden im Auslande. Das vorbeschriebene Heer brauchte außer den eigentlichen Cavallerie-Pferden, die zu dem Wesen der Reiterey gehören, für die Pack- und Zug-Pferde der Cavallerie, der Infanterie, der Artillerie, der Pontons, desgleichen für das königliche Gefolge, für die Kriegs-Casse, für die Feld-Apotheken, und das Feld-Postamt, ferner für den General-Stab, für das Feld-Lazareth, für die Feld-Bäckerey und mitgeführten Oefen, wozu siebenhundert Feldbäcker theils Meister theils Gesellen gehörten, und für das Proviant-Fuhrwesen überhaupt, zusammen 51,000 Pferde und 26,000 Knechte. *)

*) Dieß bezieht sich auf den Krieg von 1756, und ist also kein genauer Maßstab der gegenwärtigen Bedürfnisse, um die Preußische Armeen in Bewegung zu setzen, da alle Theile des Heeres, besonders die Artillerie, seitdem sehr verstärkt worden sind.

So war die innere Verfassung des Preußischen Heers, musterhaft in fast allen ihren Theilen, von keinem neuen Volke erreicht, vielleicht von keinem alten übertroffen, als der siebenjährige Krieg anging.

---

sind. Mit der Anhäufung der Schwierigkeiten und der größern Verwickelung der zur Subsistenz jetzt nöthigen Hülfsmittel hat man diese Kette von Operationen mit einem neuen Namen belegt, daher spricht man seit einigen Jahren von der Mobil-Machung der Armee.

Historische Bemerkungen

über die

große sittliche Revolution

im

sechszehnten Jahrhundert.

Das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts war der Zeitraum der wichtigsten Begebenheiten, die in den Jahrbüchern der Menschen aufgezeichnet sind. Eine jede derselben hätte ein Zeitalter verewigt, jetzt kamen sie gehäuft. Große Geister aller Arten traten fast zu gleicher Zeit in sehr verschiedenen Ländern auf, und höchst unerwartete, obgleich zum Theil längst vorbereitete Revolutionen des Geistes, der Gesetzgebung, der Politik, des Handels und der Sitten; große Entdeckungen, große Erfindungen, große Kunstwerke, große Handlungen aller Art, bezeichneten diese erstaunungswürdige Periode. Die Europäische Welt wurde wie neu geschaffen, und überhaupt fängt hier eine neue Epoche des Menschengeschlechts an. Neue Grundsätze im Denken und Handeln, neue Arten des Gottesdienstes, neue Gesetze, Sitten, und Künste, die Bekanntschaft mit weit entlegenen Nationen und Völkerschaften, die uns cultivirte Menschen, Barbaren und Wilde auf-

aufstellte, deren Existenz man nicht einmal kannte, ferner, stehende Armeen, andre Wohnungen und Kleidungen, neue Nahrungsmittel und neue Krankheiten.

In der Zeit, da Schwarz durch seine Erfindung des Pulvers die Kriegskunst umstaltete, und dem Menschen neue Vergnügungen und neue Sicherheit gegen wilde Thiere verschaffte, entdeckte Columbus eine neue Welt, und Gama über nie beschiffte Meere einen neuen Weg nach Ost-Indien, erfand Faust die Buchdruckerkunst, und Luther zeigte den tausend Jahre lang betrogenen Sterblichen den Gebrauch ihrer Vernunft. Man überschwemmte Europa mit nie gesehenen Natur-Produkten, mit nie gekannten Bedürfnissen, mit Silber und Gold. Der einige Zeit zuvor erfundene Compas hatte die Seefahrer sicherer und kühner gemacht, und die Gemeinschaft der Nationen erleichtert, aber auch die Gefahren der Völker vermehrt, die unermeßliche Meere nicht länger als ein für ihre Ruhe von den Göttern errichtetes Bollwerk gegen die kühnen Eroberer betrachten durften, denen eine andre Hemisphäre zum Wohnsitz angewiesen war. Die Portugiesen in Asien geben den Europäern das Beyspiel, mit dem Schwert in der Faust Handel zu treiben, und Colonien zu gründen;

während daß die Spanier die Americaner wie wilde Thiere morden, und die Reiche von Merico und Peru vernichten, die Engländer bürgerliche Kriege führen, die Deutschen für und wider theologische Lehrsätze fechten, die Türken unter Solymann ihre Eroberungen fortsetzen, und die Italiener die aus Griechenland entflohenen Künste vervollkommnen.

Allenthalben erlebt man höchstseltene ganz ausserordentliche Vorfälle. Das Griechische Reich war kurz zuvor von den Türken vernichtet worden, und in Athen herrschen Barbaren. Sie rauschen wie eine Fluth westwärts, und pflanzen Mahomets Fahne im östlichen Europa, zu eben der Zeit, da ihre Glaubensgenossen das westliche Europa verlassen müssen. So wie die Ottomannen in die Abendländer eindringen, werden die Mauren in Spanien nach den Mittagsländern gedrängt. Diese Mauren, die Lehrer aller Europäischen Völker in Künsten, in Wissenschaften, in Sitten, werden nach einem achthundertjährigen Besitz aus ihren blühenden Ländern vertrieben. Sie fliehen nach Africa; allein von diesem Augenblick an verschwindet von der Erde der Geist der Ritterschaft, so wie der Geist dieses edlen Volks, das die Wissenschaften liebte, hohen Sinn und Tapferkeit zeigte, und uns die

Galan=

Galanterie lehrte. In Frankreich siehet man einen König, der fast ohne Schwertstreich das entfernte Neapel erobert, ja ganz Italien zittern macht, und dann wieder einen andern Französischen Monarchen, der als ein Gefangener einem übermüthigen Sieger nachgeschlept wird. Auf dem Kaiserthron der Deutschen sitzt der mächtigste Fürst, der je diese erhabene Würde bekleidete, der selbst Souveraine wie Knechte behandelt, sie einkerkert, und dessen Despotismus Germaniens Herrscher entgegen arbeiten. Religionskriege, eine Erfindung der Hölle, verheeren Deutschland; endlich ergreift auch der durch Priester und Edle tyrannisirte Deutsche Landmann die Waffen, und so entsteht der merkwürdige noch in keinem Reiche erlebte Bauernkrieg. In England sieht man unter einem rasenden Tyrannen einen rechtschaffenen Mann nach dem andern, eine Königinn nach der andern, das Blutgerüst besteigen. In Dännemark wird der König Christiern durch seine Unterthanen vom Throne gestoßen, und muß sein Leben in einem Gefängniß enden. In Belgien siehet man unaufhörlich Scenen des Aufruhrs. In Madrid, in Lissabon, in Rom, wüthen die Inquisitions-Gerichte, die unschuldige Menschen um des Glaubens willen, gehüllt in Teufelslarven, und von gräßlichen Processionen begleitet, zum Scheiter-

haufen

haufen führen. Die heilige Stadt, der Sitz des Statthalters Christi, wird erobert, und das stolze Venedig, das tausend Jahre in seinen Lagunen wie ein Fels im Meer unerschüttert gestanden hatte, durch die Ligue zu Cambray dem Untergang nahe gebracht. Die Rhodus = Ritter werden aus ihrer Insel von den Türken verjagt. Diese Barbaren drohen durch ihre wilde Ueberschwemmungen der in Europa aufkeimenden Cultur ihre Vernichtung. Inseln und Länder fallen unter ihrem eisernen Joche. Das schöne Italien zittert und fürchtet das Schicksal Griechenlands. Sie greifen endlich das Königreich Neapel an, belagern Nizza in Savoyen, erobern Ungarn, und der Sultan Solymann selbst belagert die Kaiserstadt Wien. Die Türkischen Seeräuber erobern in Africa Königreiche, und weihen sie auf den Trümmern von Carthago zu Raubnestern.

Von diesem Zeitpunkt an erlangt die Geschichte für die Menschheit ein hohes Interesse. Das Eigenthum der Völker in Europa wird nach und nach vermindert, alle schließen sich an die große politische Kette an. Bey allen bemerkt man mehr oder weniger ein Emporsteigen zu einem höhern Cultur, so wie die Begebenheiten aller Nationen von dieser Epoche an verwickel-

ter werden, und gleichsam aus einem Punkt ausgehen.

Die Furcht der Vorwelt vor den alles besiegenden Römern verband ehemals so viele Völker, höchst verschieden durch Gesetze, Sprache und Sitten mit dem Capitol, oder wider Roms Legionen; aber selbst die Bundsgenossen dieser Eroberer waren nicht ganz unabhängig. Ein Freundschafts-Band zahlreicher mächtiger Völker, die in allen Welttheilen und über alle Meere herrschen, verbunden mit der höchsten Unabhängigkeit, schien wegen des unendlich verschiedenen oft ganz entgegengesetzten Interesse nach der Erfahrung aller Jahrhunderte undenkbar; aber auch diese Begebenheit mußte das 16te Jahrhundert verherrlichen. Es war eine gewisse Aehnlichkeit unter den Völkern Europens entstanden, die man zuvor nicht kannte. Die in so vieler Rücksicht wohlthätige Vereinigung geschah. Das Interesse der Nationen wurde erweitert; sie theilten einander nicht bloß wie zuvor durch den Handel ihre Bedürfnisse, sondern auch die Früchte ihrer Industrie und ihre Kenntnisse mit, und sicherten Europa, wenn gleich nicht gegen Kriege, und gegen Anfälle von Barbaren, doch gegen die Erneuerung Hunnischer alle Cultur begrabender Verheerungen. Von nun an wurden die Tyrannen

ven in diesem Welttheil selten, oder verfuhren doch gemäßigt, da so viele Nationen Zeugen ihrer Handlungen, und den Unterdrückten andre Zufluchts-Länder offen waren. Die mächtigsten Monarchen rechtfertigten ihre auswärtigen Staats-Unternehmungen durch Manifeste, und ertheilten ihren Unterthanen kein Gesetz, ohne die Bewegungsgründe zu demselben anzuführen, so falsch sie auch oft seyn mochten. Durch diese Verbannung des Orientalischen Despotismus war bey aller noch obwaltenden Knechtschaft ein großer Schritt gethan, und mit einem Vergleichungsblick auf die Vorwelt, fingen die Völker an, ihre leichter gewordenen Ketten für nothwendige Zierathen zu halten.

Nun entstand die erste Idee des Gleichgewichts unter den großen Mächten, die die Selbsterhaltung lehrte, und bald allgemein wurde, und so ward die neuere Politik geboren; eine Reihe von Systemen und Grundsätzen, die bald das Interesse der Völker, bald die Privatabsichten der Herrscher zur Basis der Staats-Handlungen machten, die oft raisonnirend angewandt, noch öfter aber blindlings befolgt wurden; Systeme, die seit dieser Zeit sorgfältig an Höfen studirt, von Pedanten commentirt, und von dem Pöbel angestaunt werden.

Glorreich und erstaunungswürdig waren die Charakterzüge und Scenen jener unsterblichen Epoche. Während daß Luther in Wittenberg seine Völker=erschütternden Predigten hält, die Mönche aus so vielen Staaten verschwinden, und der päpstliche Thron in seinen Grundvesten bebt, tönt Ariosts Leyer unsterbliche Gesänge, mahlt Raphael im Vatikan, umfaßt Michael Angelo mit Riesen=Armen das Gebiet der Künste, giebt durch seinen Meißel dem Marmor die herrlichsten Gestalten, schildert durch seinen Zauberpinsel das jüngste Gericht, und errichtet die Kuppel der Peterskirche, verschönert Palladio die Lagunen=Stadt, weihen die Medicis in Florenz den Künsten und den Musen Tempel, bestimmt Copernicus die Bewegung unsers Planeten, durchstreifen die Missionarien alle Reiche und Zonen um das Christenthum zu lehren, macht Magellan die erste Reise um die Erde, und die Jesuiten gründen ihr neues Reich.

Die Sitten nehmen eine edle Form an. Die Bewohner der Städte, aufgemuntert durch Freyheiten, durch Sicherheit des Eigenthums, und durch befestigte Mauern, mehren sich allenthalben, und zeigen ihre Betriebsamkeit. Der Handel verfeinert die Bequemlichkeiten des Lebens,

und

und Armeen werden auch im Frieden unterhalten. Eine Universität nach der andern wird gestiftet. Man lernt die Sprachen entfernter Nationen, fängt an die Natur zu studiren, beobachtet den Lauf der Sterne mit neuerfundenen Instrumenten, und gelangt durch die Kenntniß des Römischen Rechts zu einem bessern System der Rechtswissenschaft. Alle Keime des Wissens zeigen mehr oder weniger Blüten, nur allein das Feld der Philosophie bleibt öde, und dessen Cultur einem glücklichern Zeitalter aufbehalten.

Bis zu dieser Epoche waren die kriegführenden Heere nur schwach, die Feldzüge kurz, und die Kosten geringe. Das Lehnsystem erleichterte diese Fehden, und schwächte die Bedürfnisse der kriegenden Fürsten, daher man auch eher zuschlug als negociirte; denn die Unterhandlungen erforderten Ausbildung des Verstandes, und Kenntnisse, die damals selten waren; ein jeder aber hatte Fäuste zum balgen. Das allenthalben theils abgeschaffte, theils sehr geschwächte Lehnsystem, die eingeschränkte Gewalt des Adels, und die Verringerung der Volksknechtschaft, hatten zwar die Macht der Fürsten erhöht, aber auch bey Kriegen ihre Schwierigkeiten unendlich vermehrt. Der Zug der Franzosen nach Italien war der erste Versuch eines Europäischen Mo-

 narchen,

narchen, die Wirkung dieser neuerlich erlangten Macht praktisch zu zeigen. Die Armee Carls VIII. war nur 20,000 Mann stark, allein die Hindernisse, die diese Truppen bey ihrer Subsistenz in einem fremden Lande, bey Belagerungen und andern Unternehmungen fanden, waren unübersteiglich. Hiezu kam ein in damaligen Zeiten noch unerhörter Troß von Wagen und Pferden, und neue Waffen, die in schweren Musketen bestanden. Die Soldaten, nicht mehr Lehnknechte, sondern besoldet, befanden sich zwar in dem schönsten Lande Europens, wo mehr Ueberfluß wie irgendwo herrschte, allein es fehlten ihnen dennoch eine Menge gewohnter Bedürfnisse; sie empfanden nur zu sehr die Entfernung von ihrem Vaterlande, und alle ihre Tapferkeit konnte sie nicht vor einer baldigen Aufopferung ihrer Eroberungen, und einem schleunigen Rückzuge sichern.

Dieß war eine Lehre für alle Fürsten in Europa. Das so geschwind veränderte Kriegsglück der Franzosen gab die erste Idee von den mit großen und dauernden Kriegs-Operationen verbundenen Kosten, die man zur Zeit des Lehnsystems nicht kannte; und nun entstanden neue Auflagen, die immer gehäuft wurden, und endlich in unserm Zeitalter zu einer so furchtbaren Höhe gestiegen sind.

Man

Man hatte besonders den Italienern viel zu verdanken. Sie trieben einen sehr blühenden Handel, und machten ihn durch die Verpflanzung schöner Natur-Produkte aus entlegenen Erdgegenden doppelt wohlthätig. Sie lehrten den Europäern den Seidenbau; auch machten sie ihnen das Zuckerrohr bekannt, das sie aus Asien brachten, und zuerst in unsern Welttheil verpflanzten. Sie durchstrichen rastlos das unermeßliche Feld sowohl der schönen als der mechanischen Künste, vervollkommneten die alten, und erfanden neue. So entstand die Kunst auf Kupferplatten Bilder zu graben, die Kunst Spiegelgläser zu verfertigen, die Kunst Porzellanartige Gefäße zu formen, und die nicht minder wie alle übrige nützliche Kunst Papier zu machen. Bey diesen und andern Erfindungen, in deren Gefolge sich Wohlstand und Ueberfluß einstellten, wohnten sie in schönen Häusern und in prächtigen Pallästen, während daß die im Mittelpunkt mächtiger Reiche lebenden Bewohner von Paris, London und Wien in elenden Hütten vegetirten.

In dieser dem Andenken aller künftigen Generationen ewig merkwürdigen Periode, wo gleichsam alle Räder in die große Weltuhr griffen, und die moralische Existenz der cultivirten

Erdbewohner eine neue Form erhielt, war der menschliche Geist in Gährung, und in allen Ländern, wo ihn der Despotismus oder der Aberglaube nicht unterdrückt hatte, zeigte er seine Größe. In Italien war dieß besonders der Fall, wo man damals in der Cultur mehr wie irgendwo große Fortschritte gemacht hatte, wo die theils recht, theils unrecht verstandene Freyheit, in so vielen Provinzen der große Volks-Gegenstand war, und wo die Leidenschaften der Menschen durch unaufhörliche Unruhen und Tumulte immer in Bewegung erhalten wurden; ein Zustand, der jedoch den Flor von Toscana, von Venedig, von Genua, von Lucca, und von andern Italienischen Staaten nicht hemmte, deren Handel und Gewerbe nie blühender, deren Städte nie volkreicher, und deren Felder nie besser bebaut waren, wie damals. Auch reis'te man in dieser Epoche aus allen Ländern Europens nach Italien, um hier die Politik, den Handel, die Wissenschaften und die Künste zu studiren.

Geschichte der Verschwörung des Fiesco im Jahr 1547.

Dieß im vorigen Aufsatz geschilderte Zeitalter war auch der Gipfel der Größe von Genua. In keinem Staate war man eifersüchtiger auf Freyheit, als in dieser Republik, die einst ihre siegreichen Fahnen an den Ufern des schwarzen Meeres hatte wehen sehn, und die so wie ihre Rivalin Venedig, durch den Handel reich, mächtig, und stolz geworden war. Mitten unter diesem Freyheits-Traum aber, der durch die Idee eines entbehrlichen Erbfürsten erzeugt wurde, waren die Genueser so wie die Venetianer gewohnt von Aristocraten beherrscht zu werden.

Nach den verworrenen Begriffen des Volks, die auch noch jetzt, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in manchen Ländern noch nicht geordnet sind, konnte die Ausübung, selbst der unbefugten mit Tyranney verbundenen Gewalt mehrerer Bürger, sehr wohl mit der sogenannten Freyheit bestehn; nur diese Gewalt in den Händen eines Einzigen war ihnen ein alles überwiegender Beweis ihrer Sklaverey; daher entstanden die Einschränkungen des Doge, und die kurze Dauer seiner Regierung.

Die Familie Doria war im Anfang des 16ten Jahrhunderts die mächtigste in der Republik Genua. Das Haupt dieses Hauses, Andreas Doria, war der größte Seeheld seines Zeitalters, und überhaupt einer von denen außerordentlichen Männern, die vom Schicksal geschaffen sind, jedes Land berühmt zu machen, und ein schon berühmtes zu verewigen. Dieser außerordentliche Mann hatte sich durch große Talente und Thaten die Ehrfurcht seiner Mitbürger, und die Achtung aller damals regierenden Monarchen erworben. Durch seinen Beystand hatte sich die Republik Genua dem Schutz des Königs von Frankreich Franz I. unterworfen, und Französische Besatzung eingenommen. Dieser große und für die französischen Waffen in Italien

lien so wichtige Dienst wurde aber bald vergessen. Doria, als Republikaner, hatte Begriffe von Unabhängigkeit, die an einem monarchischen Hofe nicht gangbar waren, und das von Kindheit auf geführte See-Leben hatte vollends seinen ernsten Charakter nicht sehr zur Nachgiebigkeit gestimmt. Unbekannt mit den Künsten der Schmeicheley, und im Bewußtseyn seiner Verdienste und Wichtigkeit, gab er immer seine Rathschläge mit Freymüthigkeit, so wie seine Vorstellungen und Klagen oft das Gepräge der Kühnheit hatten. Eine solche Sprache war den Französischen Ministern ungewohnt. Sie beschlossen seinen Untergang, und stellten ihn dem Könige als einen stolzen, ehrsüchtigen, ränkevollen Mann vor, der sich um Frankreichs Interesse gar nicht bekümmerte, und nur auf sein eignes bedacht wäre.

Franz ließ sich überreden, und ward mißtrauisch auf einen Helden, den er sehr nöthig hatte, der hingegen der königlichen Gunst gar nicht bedurfte. Man suchte ihn auf allerhand Art zu kränken. Doria zog eine ansehnliche Pension vom König, die nun sehr unregelmäßig bezahlt wurde; man verachtete seine Rathschläge selbst in Seesachen, und achtete gar nicht auf die ernstlichen Vorstellungen des Papstes Clemens

mens VII., der den König auf die wahrscheinlichen Folgen aufmerksam machte, und selbst seinen Sekretair Sanga an Doria schickte, ihn zu beruhigen. Ja so weit trieben die Minister ihr sinnloses Spiel, daß sie anfingen Savonna zu befestigen, und den dortigen Hafen zu reinigen, um verschiedene Genuesische Handelszweige nach Frankreich zu verpflanzen. Ueberdieß wollte man diese Stadt, die sich von der Republik losgerissen, und unter Franzens Schutz begeben hatte, damals so wie jetzt die zweyte im Staat an Größe und Volksmenge, empor bringen, um die Genueser im Zaum zu halten.

Mehr war nicht erforderlich, den ohnehin höchst mißvergnügten Doria aufs äußerste zu treiben. Er verlangte mit Drohungen, daß dieser Entwurf sogleich aufgegeben werden sollte. Die Antwort des Königs war ein Verhafts-Befehl. Doria erhielt davon insgeheim Nachricht, ging mit seinen Galeeren nach Neapel, schickte seine Patente und Ordenszeichen an Franz zurück, und trat in die Dienste des Kaisers Carl V., der, voll Freude über diesen wichtigen Gewinn, alle Bedingungen bewilligte, worunter auch die war, daß Savonna wieder der Genuesischen Herrschaft unterworfen werden sollte. Franz bot alles

auf,

auf, den gemißhandelten Heerführer wieder zu gewinnen, und ließ sich herab, ihm jede Genugthuung anzutragen, allein Doria blieb unbeweglich, und antwortete im Ton eines erzürnten Republikaners.

Neapel wurde eben zu der Zeit von den Franzosen belagert. Der Hunger wüthete hier, und überhaupt befand sich die Stadt in dem elendesten Zustande. Doria's Ankunft aber veränderte alles. Alle Hofnung der Franzosen, die Stadt zu erobern, war verschwunden; ihre Truppen wurden durch unaufhörliche Ausfälle geschwächt, von den Bundsgenossen verlassen, und durch epidemische Krankheiten aufgerieben. Nichts als eine übereilte Flucht blieb ihnen übrig, die aber nur bis Aversa fortgesetzt werden konnte; denn hier mußte der Rest des Französischen Heers die Waffen strecken, Fahnen und Bagage schimpflich überliefern, und so wurden diese noch vor kurzem lorberreichen Sieger unter einer Bedeckung, bis an die Grenzen Frankreichs gebracht.

Doria segelte nun nach Genua, und überrumpelte in der Nacht ein Stadtthor. Die hier befindliche Französische Besatzung räumte nun sogleich die Stadt, und warf sich ins Castel, das sie aber bald übergab, da denn die Genueser herbey stürzten, und dieß Denkmal ihrer Dienstbar-

keit

keit dem Erdboden gleich machten. Es stand jetzt in der Macht des Befreyers sich zum unumschränkten Herrn von Genua zu machen. Seine vorigen Thaten, die durch die jetzige gekrönt wurden, seine zahlreichen Freunde, die Dankbarkeit seiner Mitbürger, und die mächtige Unterstützung des Kaisers, alles sicherte ihm einen unfehlbar glücklichen Erfolg. Doria aber, dessen Seele zwar mit Ehrgeiz, jedoch noch mehr mit Tugend erfüllt war, gab einem solchen Gedanken keinen Raum, und mit einer Großmuth, wovon die Geschichte wenig Beyspiele liefert, setzte er seinen höchsten Ruhm darin, seinem Vaterlande die Freyheit zu geben. Er rief das Volk zusammen, that auf alle auszeichnende Gewalt förmlich Verzicht, und überließ es den Genuesern, sich eine selbst beliebige Regierungsform zu wählen.

Das Volk antwortete durch Thränen der Freude und der Bewunderung. Man erwählte zwölf Personen um der Constitution der Republik eine neue Form zu geben. Es wurde mit einiger Abänderung die vorige wieder eingeführt, wodurch die Regierung von neuem ausschließend in die Hände des Adels kam. Die Tugenden, und das Beyspiel des Doria wirkten auf seine Landsleute, und selbst die Faktionen unter den edlen Familien, die den Staat so oft dem Untergang

nahe

nahe gebracht hatten, schienen verschwunden zu seyn. Der Kaiser Carl schrieb damals Europa Gesetze vor. Die Zuneigung eines so mächtigen Monarchen zu Doria sicherte dem neugebornen Staat die Achtung der Nachbarn, und überhaupt die Ruhe von außen; die Reichthümer sowohl der Kaufleute als des Adels mehrten sich mit der innern Eintracht und Sicherheit außerordentlich, und der Handel blühete. So war der Zustand von Genua im Jahr 1528.

Dieß Glück aber war zu groß, um lange anhaltend zu seyn. Der den Republiken eigne Geist der Unruhe und Zwietracht erwachte hier bald wieder. Nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren waren Doria's unsterbliche Verdienste um seine Mitbürger von vielen vergessen, und eben die wohlthätigen, durch Erfahrung geleiteten Rathschläge, die er als Greis dem Senat ertheilte, wurden von neidischen Edeln als eine gesetzwidrige Autorität betrachtet. Zwar war jedermann von seiner Rechtschaffenheit, Mäßigung, und Liebe zur Freyheit überzeugt, daher man auch von seinem Einfluß keine schädliche Folgen besorgte. Allein die Furcht, diese erlangte Macht nach seinem Tode auf einen unwürdigen Neffen übertragen zu sehn, gab selbst friedliebenden Bürgern zu gerechten Besorgnissen Anlaß.

Dieser Jüngling, Gianettino Doria, war das Gegenbild seines großen Onkels. Er war hochmüthig, unverschämt, und beleidigend in seinem Betragen; er lebte prächtig, achtete niemand, und wurde auch von jedermann gehaßt. Doria, der ihn zärtlich liebte, und aus Schwachheit des Alters den Charakter des Gianettino verkannte, hatte ihn zum Erben seines Vermögens eingesetzt, da er selbst kinderlos war, und man fürchtete, daß er auch seine Macht erben würde. Die Blindheit, womit der Greis alle Vergehungen, ja selbst die Verbrechen des Jünglings übersah, und die Bemühungen, die er angewandt hatte, ihm nach seinem Tode die Ehrenstellen und Würden zu sichern, die er selbst am kaiserlichen Hofe besaß, alles dieß berechtigte zu den unangenehmsten Erwartungen. Indessen wäre es doch wahrscheinlich beym blossen Murren geblieben, wenn sich unter den unzufriedenen Edeln nicht ein junger Mann von außerordentlichem Charakter gefunden hätte.

Dieß war Johann Ludwig Fiesco, Graf von Lavagna, einer der reichsten und durch Geburt vornehmsten Genuesischen Bürger, damals zwey und zwanzig Jahr alt. Er hatte bereits in seiner ersten Kindheit von seinem Vater Sinibald Fiesco ein sehr großes Vermögen

mögen geerbt, wovon er einen edeln Gebrauch machte. Seine ungemein schöne Bildung, sein durchdringender Verstand, seine Höflichkeit und Offenherzigkeit, sein einnehmendes großmüthiges Betragen erwarben ihm alle Herzen, und man verglich ihn nicht ohne Grund mit dem Alcibiades. In der That war er diesem berühmten Griechen an Charakter, an Verstand, Muth und Entschlossenheit, so wie an körperlicher Schönheit sehr ähnlich. Man hatte seine natürlichen Talente durch eine vortrefliche Erziehung ausgebildet, allein dabey ihm auch unglücklicher Weise einen Ehrgeitz eingeflößt, der mit dem Alter zunahm. Niemand verstand besser als er, die schwere Kunst zu geben. Er kam den Wünschen seiner Freunde, ja selbst fremder Personen durch großmüthige Handlungen zuvor, und war in seiner Lebensweise prächtig bis zur Verschwendung, voll Eifer jedermann zu dienen, und ein Sklave seines Worts. Diese glänzenden Eigenschaften bestimmten ihn zur Zierde des geselligen Lebens, allein sie waren bloß die Larve, worunter er die kühnsten tiefdurchdachtesten Anschläge verbarg. Er kannte keine Furcht, und bey einem unersättlichen Verlangen zu herrschen, sträubte er sich zu gehorchen. Durch diese Leidenschaften gefoltert, beschloß er alle diejenigen zu stürzen, die seinem Ehrgeitz im Wege standen, und der Regierung

eine andre Gestalt zu geben. Seine Lieblings-Bücher waren die Verschwörung des Catilina und Machiavells Fürsten-Lehre.

So jung, wie Fiesco auch war, lebte er jedoch mit Cäsar Fregosi in vertrauter Freundschaft; einem Manne, der die ersten Würden des Staats bekleidet, und der Republik ruhmvolle Dienste geleistet, allein im Jahr 1535 aus Unzufriedenheit mit der Regierung, eine große Unternehmung wider Genua gewagt hatte. Fiesco war damals nur eilf Jahr alt, dennoch nahm er schon Antheil daran; er würde auch, ohne den mächtigen Schutz des Doria, gestraft worden seyn, wenn dieser nicht mit seiner großen Jugend Mitleid gehabt hätte. Im Jahr 1544 nahm er an einem andern Entwurf Theil, dessen Urheber Peter Strossi war, der mit einigen Französischen Truppen, die er nach Piemont führte, Genua überrumpeln wollte. Dieser Plan aber blieb unausgeführt, weil Strossi auf seinem Marsch von einem Corps kaiserlicher Truppen angegriffen und geschlagen wurde.

Der Ehrgeitz war es jedoch nicht allein, der den jungen Fiesco zu so gefährlichen Entwürfen verleitete; denn die Eifersucht auf den großen Credit der Familie Doria hatte auch nicht

wenig

wenig Antheil daran. Die Erhöhung des jungen Doria war dem Fiesco ein Dorn im Auge. Sein Verdruß wurde noch vermehrt, da man ihm gewisse stolze Reden hinterbrachte, die Doria wider ihn ausgestoßen hatte. Von dieser Stunde an betrachtete Fiesco ihn als einen Feind, der nach dem Tode des Andreas noch weit gefährlicher werden würde, und dem man daher nothwendig zuvorkommen müßte. Er hatte keine Hofnung den Gianettino Doria zu stürzen, ohne auch zugleich den Onkel Andreas Doria aus dem Wege zu räumen, ohne die ganze Regierung zu vernichten, und ihr eine andre Gestalt zu geben. Die Größe des Gegenstandes schreckte ihn jedoch nicht ab, nur sahe er wohl ein, daß er mächtige Stützen haben müßte; er warf daher seine Augen auf den Papst, noch mehr aber hofte er von Frankreich. Diese Krone hatte verschiedene Versuche gemacht sich Genua wieder zu bemächtigen, und obgleich solche mißlungen waren, so hatte sie deßhalb doch ihre Ansprüche nicht aufgegeben. Der päpstliche Stuhl war seit 1534 von Alexander Farnese besetzt, der den Namen Paul III. führte. Dieser Papst hatte einen Sohn, den er zum Herzog von Parma und Piacenza ernannt hatte. Beyde waren mit Andreas Doria gar nicht zufrieden; außerdem war ihnen die Macht des Kai-

sers in Italien höchst mißfällig. Man konnte daher mit Recht vermuthen, daß sie einen Entwurf unterstützen würden, der sie an dem Doria rächte, und der die Genueser von ihnen abwendig machte, da das Volk in diesem Staat seit der letztern Revolution ganz dem Kaiser Carl V. ergeben war. Fiesco konnte sich daher keine bessern Freunde wünschen, um ihm mit wahrem Eifer zu dienen. Es war daher bloß nöthig die gehörigen Eröfnungen zu thun, und die Bedingungen festzusetzen. Er reisete dieserhalb zuerst nach Rom, wo er von dem Papst sehr wohl empfangen wurde. Der Cardinal Trivulce, ein Franzose, der damals sogenannter Protector von Frankreich am Römischen Hofe war, hatte mit ihm häufige Unterredungen, worin er den Fiesco zu seinen Unternehmungen aufmunterte, ihm den Beystand des Königs von Frankreich versprach, und ihm vorläufig folgende Punkte antrug: daß Fiesco die alte Regierungsform in Genua wiederherstellen, und die Stadt die Französische Oberherrschaft eben so wie vormals anerkennen sollte; daß der König unter dieser Bedingung auf seine Kosten sechs Galeeren unterhalten würde, die ganz von den Befehlen des Fiesco abhängen sollten; desgleichen eine Besatzung von 1200 Mann für die Festung Montobio; und endlich daß der König ihn zum General bey seiner Armee mit

einer Pension von 36,000 Livres, (eine ungeheure Summe für die damaligen Zeiten) ernennen würde.

Es schien als ob Fiesco diese Bedingungen nicht ganz nach seinem Sinne fand, oder daß er sie erst noch besser überlegen wollte, bevor er sie einging, denn er verschob die Erklärung seines Entschlusses bis zu seiner Zurückkunft nach Genua. Indessen kaufte er in Piacenza vier Galeeren, die der Papst versprochen hatte zu bemannen, unter dem Vorwande, sie wider die Türken, und zwar unter Anführung des Hieronimus Fiesco kreutzen zu lassen. Der Herzog von Parma hatte dem Grafen Fiesco auch 2000 Mann Hülfstruppen versprochen, sobald er sie verlangen würde. Durch diese Zusicherungen aufgemuntert kam er nach Genua, wo er den Gianettino Doria stolzer wie jemals fand. Dieß Betragen war dem Fiesco unausstehlich. Da nun zu eben der Zeit der Cardinal von Trivulce ihm dringend anlag, den vorgeschlagenen Traktat zu schließen, und deßhalb auch einen Agenten, den Ritter Sfoderato aus Savonna, einen Anverwandten des Grafen, nach Genua schickte, um den Entschluß des Fiesco zu beschleunigen, so nahm dieser edle Genueser endlich die Französischen Vor-

schläge an. Sfoderato war mit dieser günstigen Antwort schon abgereiset, als ihn Fiesco wieder zurückrufen ließ. Er hatte noch niemand zu Rathe gezogen, in der Voraussetzung, daß ein Entwurf wie der seinige keiner Vertrauten bedürfe: dennoch glaubte er jetzt seinen Entschluß noch so lange verschieben zu müssen, bis er drey Männer, die sein ganzes Vertrauen besaßen, um Rath gefragt hatte.

Dieses waren Calcagno von Varese, Verrina, und Sacco. Calcagno war ein Mann von Verstande, allein etwas furchtsam, und nicht zu großen Unternehmungen gemacht. Seit langer Zeit war er in Diensten des Hauses Fiesco, und dem jungen Grafen besonders so aufrichtig und ohne Eigennutz ergeben, daß er alles für ihn aufzuopfern sich bereitwillig zeigte. Verrina, ein Bürger von Genua, und großer Feind des Adels, war ein Nachbar des Grafen, wodurch zwischen ihnen eine enge Freundschaft entstanden war. Er hing sich an Fiesco sowohl aus Neigung zu seiner Person, als auch aus Eigennutz; er theilte seine Vergnügungen mit ihm, zog Vortheil von seinem großen Aufwande, und hofte in der Folge noch weit größere Vortheile von der Freundschaft eines so bedeutenden Mannes einzuernten. In dieser

Rück=

Rücksicht und durch Gleichförmigkeit der Gesinnungen war er sein vertrautester Freund geworden. Verrina besaß so wie Fiesco viel Ehrgeitz, einen unbezwingbaren Muth, Kühnheit zu Unternehmungen, und ein Genie, das großer Entwürfe fähig war. Als ein Feind des Adels, der Familie Doria, und der neuen Regierung, sah er zur Befriedigung seines Ehrgeitzes, und zur Vermehrung seiner Glücksumstände kein besser Mittel als den Umsturz der jetzigen Staatsverfassung. Er war folglich fähig, gefährliche Rathschläge zu geben, und nützliche Dienste zu leisten. Was Sacco betrift, so war dieser Richter auf den Gütern des Fiesco, von unentschlossener Gemüthsart, wenn er für sich entscheiden sollte, der aber blindlings den Willen seines Herrn ausführte, und also achtungswerther wegen seines Diensteifers, als wegen seiner Einsichten und Talente. So waren die Freunde beschaffen, die der Graf Fiesco zu Rathe zog.

Sein Endzweck war nicht, mit ihnen zu überlegen, ob er seinen Entwurf, die Familie Doria zu stürzen, und die gegenwärtige Regierung zu verändern, aufgeben sollte oder nicht; sondern nur reiflich dazu die sichersten und besten Mittel zu erwägen. Er legte ihnen daher seinen

Plan vor, und verlangte ihre Meinung über die Art und Weise zu hören, wie solcher am besten auszuführen sey. Calcagno sprach zuerst. Eine so gefährliche Unternehmung hatte ihn in Schrecken gesetzt, er stellte daher mit Nachdruck alle Schwierigkeiten derselben vor: „Sie verlas„sen sich, gnädiger Herr, sagte er, auf fremde „Hülfe und auf den Beystand des Genuesischen „Volks; wo sind aber diese fremde Truppen? „Wie werden sie hier ankommen können, ohne „beobachtet zu werden? Wie werden die Ge„nueser sie aufnehmen, da sie Feinde aller aus„wärtigen Oberherrschaft sind? Was wird der „König von Frankreich für Sie thun, wenn der „Krieg sich in Italien erneuern sollte? er, der „genug zu thun hat, seine eigne Gränzen zu „vertheidigen. Glauben Sie Menschen genug „zu finden, die sich in ein so gefährliches Unter„nehmen einlassen werden, dessen Ausgang höchst „ungewiß ist? Sie rechnen auf die große An„zahl Ihrer Freunde! Sie wissen aber noch „nicht aus Erfahrung, daß die Menschen bloß „aus Eigennutz handeln. Die meisten von de„nen, die Zuneigung zu Ihnen haben, lieben „sich selbst noch unendlich mehr, und fürchten „daher ihr eignes Unglück mehr als sie Ihr Glück „wünschen. Der Kaiser wird die Genueser ge„wiß unterstützen, und eine einzige Schlacht

„zwischen

„zwischen seinen und den Französischen Truppen „wird vielleicht das Schicksal von Genua be„stimmen. Sie aber, gnädiger Herr, werden „vom Sieger abhängen, der allein von dieser „Unternehmung für sich Nutzen ziehen wird. „Sie schmeicheln sich, daß das Genuesische Volk „sich zu Ihrem Vortheil erklären wird; aber „wird es Sie auch für seinen Herrn erkennen, da „Sie einer der vornehmsten von denjenigen Edeln „sind, die ohne Rücksicht auf persönliche Eigen„schaften, bloß wegen ihres Ranges, ihrer Macht „und Reichthümer gehaßt werden, und wider „welche Sie es doch bewafnen wollen? Glückt „es dem Volke die Edeln zu stürzen, so ist gewiß „zu erwarten, daß es seine alten Götzen, die „Adorni und Fregosi *) wieder zurückrufen „wird. Warum wollen Sie nicht die Vorzüge „Ihrer Geburt und Ihres Reichthums in Ruhe „genießen? Sind Sie nach Ruhm begierig, so „geben Ihnen die auswärtigen Kriege Gelegen„heit genug Ihre Tapferkeit zu zeigen. Auf „was aber wollen Sie, selbst bey dem glücklich„sten Erfolge, Ihre künftige Gewalt gründen?

*) Dieses waren zwey alte Genuesische Familien, die auf mancherley Art die Gunst des Volks zu erlangen wußten, und überhaupt in der Geschichte dieser Republik große Rollen spielen.

„Können Sie sich wohl auf einen unbeständigen „Pöbel verlassen, und fürchten Sie nicht, daß „selbst diejenigen Ihrer Mitbürger, die jetzt Ih„nen vorzüglich geneigt sind, die ersten seyn wer„den, sich wider Sie zu erklären, sobald sie „Ihnen unterthänig seyn müssen? Ja Ihre Freun„de, denen Sie doch nicht alle Ihre Gunst im „gleichen Maße mittheilen können, werden sich „für nicht genug belohnt halten, und Ihre ge„fährlichsten Feinde werden. Sie mögen die „Sache betrachten, von welcher Seite Sie wol„len, so sind die Aussichten nicht glücklich. Von „dem Adel gehaßt, von dem Volk betrogen, „von Ihren Mitbürgern als der Störer ihrer „Ruhe, vom Kaiser als ein Feind der von ihm „beschützten Republik, und vom König von Frank„reich als ein Mann betrachtet, der ihm eine „Herrschaft raubt, worauf er Ansprüche macht, „wird Ihr Versuch bloß dienen, dem Giannet„tino Doria Waffen in die Hände zu geben, „ihm, der Ihren Untergang so sehr wünscht, „und durch denselben bey einer solchen Gelegen„heit überdieß noch den Titel Befreyer sei„nes Vaterlandes erlangen dürfte. Auf „diese Weise würden Sie selbst Ihres Feindes „Ruhm aufs höchste treiben. Man wird Ihr „Unglück in seinen Bildsäulen verewigen, de„ren Umschriften unter andern glorreichen Be-

„nen-

„nennungen auch sodann diese enthalten wird: „Ueberwinder des Rebellen Fiesco."

Der Graf wurde durch diese Vorstellungen lebhaft gerührt, da sie von einem Manne kamen, von dem er wußte, daß er ihm aufrichtig ergeben war. Verrina bemerkte davon die Wirkung, und eilte daher zu reden, um einen Eindruck zu vernichten, der so sehr mit seinen Gesinnungen stritt. Er vergrößerte alles was Fiesco von Doria zu fürchten hätte, und zeigte die Nothwendigkeit, ihm zuvorzukommen, wobey er die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs mit starken Gründen bewies. Er behauptete, daß man dazu keiner fremden Hülfe vonnöthen habe, und daß besonders die Französischen Hülfstruppen mehr gefährlich als nützlich seyn würden; daß diese Krone seit den verunglückten kriegerischen Unternehmungen ihren Credit verloren habe; daß ihre Unterstützung die Genueser aufbringen, und die Waffen des Kaisers hieher ziehen würde; daß die Würde eines Gouverneurs von Genua im Namen des Königs von Frankreich kein Posten wäre, der eines Fiesco würdig sey. „Warum aber, fügte er hinzu, „wollen wir auswärts Hülfe suchen? Es sind „nur zweyhundert Soldaten in Genua. Doria hat zwar zwanzig Galeeren im Hafen, sie

„sind

„sind aber nicht bemannt. Ihre Geburt, Ihr „großer Geist, die Stimme des Volks, alles „ruft Sie zum Herzoglichen Thron. Es ist „Zeit, daß Sie Ihren hohen Muth zur Ausfüh„rung Ihrer edlen Absichten anwenden. Die „stolzen Unterdrücker der Freyheit müssen Sie „kennen lernen, und Genua soll in Ihnen den „Rächer der Verbrechen, den Beschützer der Un„glücklichen, den Bundsgenossen großer Könige, „und den Schiedsrichter Italiens bewundern. Ein „jeder Stand des Lebens hat seine eigenthümlichen „Tugenden. Die Geringen muß man nach ih„rer Bescheidenheit, die Großen aber nach ihrem „edlen Ehrgeitz, und ihrem Muthe schätzen. Ein „elender Seeräuber, der zu Alexanders Zei„ten kleine Fahrzeuge wegnahm, ward für ehr„los gehalten; dieser große Eroberer aber, der „ganze Reiche raubte, und ihre Herrscher mor„dete, wird jetzt noch von allen Völkern als ein „Held verehrt. Indem man den Catilina als „einen Verräther verdammt, spricht man doch „von ihm als von einem der größten Männer „des Alterthums. Wenn Sie, gnädiger Graf, „es daher nur wagen wollen, gebietender Herr „in Genua zu seyn, so wird es Ihnen, bloß „mit Hülfe Ihrer Freunde, gewiß nicht fehlen, „es zu werden."

Diese Aufmunterung schmeichelte zu sehr dem Ehrgeitz des jungen Fiesco, um ihn nicht in seinem ersten Vorsatz zu bestärken. Vergebens war Sacco's Zureden, Frankreichs Hülfe anzunehmen, weil man nach dem glücklichen Erfolg noch immer andre Maßregeln ergreifen könnte. Besonders bezog er sich auf die Unmöglichkeit ohne einen mächtigen Beystand den Spaniern, den Deutschen, und so vielen Italienischen Völkern zu widerstehn, die sich alle wider Genua verbünden würden, wenn nicht die Waffen eines großen Monarchen die Revolution beschirmten. Verrina war jedoch ganz dawider, und Fiesco fiel dieser Meynung bey; es wurde daher beschlossen, den Sfoderato zurückzuschicken. Man gab ihm einen Brief an Trivulce, der nichts als unbestimmte Danksagungen enthielt, und nun nahm Fiesco mit seinen drey Freunden nähere Maßregeln. Die Grundlagen des Entwurfs war der Tod sowohl des Andreas, als des Gianettino Doria. Verrina, Calcagno und Sacco übernahmen jeder insbesondre so viel Anhänger anzuwerben, als ihnen nur immer möglich seyn würde, ohne ihnen jedoch das Vorhaben zu entdecken, wozu sie gebraucht werden sollten. Fiesco für seine Person aber bemühete sich mehr wie jemals sich dem Volke angenehm zu machen, und der Familie

lie Doria auch den geringsten Verdacht zu entziehn, daß man etwas wider sie vorhabe.

Es war schon lange die Maxime des Fiesco gewesen, sich Creaturen zu verschaffen. Er fuhr fort zu dienen, wem er nur konnte, war freygebiger als jemals, und zeigte eine sanfte Gemüthsart und eine Leutseligkeit, die alles besiegten. Seine körperlichen Reitze, seine prächtige Kleidung, sein großes Gefolge, die Geschicklichkeit die er beym Reiten und andern öffentlichen Leibesübungen zeigte, alles dieses trug dazu bey, ihn zum Abgott des Volks zu machen. Diese Neigung zu vermehren war sein eifriges Bestreben, daher er die Gelegenheiten dazu sorgfältig aufsuchte. Er hörte, daß die Seidenarbeiter sich in Dürftigkeit befänden, weil der durch den Krieg unterbrochene Handel noch nicht wieder hergestellt war; er ließ daher bekannt machen, daß diejenigen die Hülfe nöthig hätten, zu ihm kommen sollten; sie säumten nicht sich einzustellen, da er denn allen Getreide austheilen ließ; andre erhielten von ihm Geld, und diese Geschenke wurden noch durch Rathschläge, durch Vertröstungen auf eine bessere Zukunft, und durch liebreiche Worte erhöht. Die Armen vom Pöbel die sich immer haufenweise vor seinem Pallast versammelten, bekamen reichliche Almosen. Durch

diese Mittel erwarb er sich völlig die Gunst dieser Arbeiter, deren in Genua eine sehr zahlreiche Menge lebte. Um die Gemüther zu seinen Absichten vorzubereiten, ließ er auf eine geschickte Art oft Worte wider die Tyranney des Adels fallen, und zeigte sein Mitleid über den Zustand, worein das gemeine Volk versetzt sey; wobey er zu verstehen gab, daß es nicht schwer seyn würde diesem Uebel abzuhelfen; dabey ermahnte er aber immer zur Geduld, und bewies so viel Klugheit und Behutsamkeit in seinen Reden, daß man auch nicht das geringste von seinen Absichten merken konnte. Nie wurde die Verstellung von einem Jüngling weiter getrieben; denn die tiefsten und verwickeltsten Anschläge wurden unter der Larve des Leichtsinns versteckt, und die thätigsten Maßregeln zu einer Unternehmung von ungeheurem Umfang mit jugendlichen Schwelgereyen und Wollust=Scenen gepaart. Fiesco ging oft in den Pallast des Doria, begegnete dem Andreas Doria mit großer Ehrfurcht, und dem Giannettino, seinem Neffen, mit einer anscheinenden Vertraulichkeit; er fragte ihn in seinen Angelegenheiten um Rath, überhäufte ihn mit Freundschafts=Versicherungen, und brachte es auch wirklich dahin, daß Doria die kleinen Streitigkeiten vergaß, die vormals zwischen Ihnen Statt gefunden hatten.

Mit dieser tiefen Verstellung verband Fiesco gewisse Klugheitsregeln, die nicht weniger nöthig waren. Denn ob er gleich ein großes Vertrauen auf die Bürger von Genua setzte, so brauchte er doch Soldaten. Er brachte daher den ganzen Sommer auf seinen Gütern zu, wo er seine Vasallen in den Waffen übte, unter dem Vorwande, daß er einen Angriff vom Herzog von Parma und Piacenza befürchtete, dessen Staaten an seine Ländereyen gränzten, obgleich dieser Herzog ihm im Gegentheil zweytausend Mann Hülfstruppen versprochen hatte. Fiesco konnte auf eine ähnliche Anzahl seiner Vasallen rechnen. Ueberdieß besaß er die vier Galeeren, die er gekauft hatte, von welchen er eine nach Genua kommen ließ. Er gab vor, daß er sie wider die Türken ausrüsten wollte, und gab auch hievon dem jungen Doria im Vertrauen Nachricht, mit dem Beyfügen, daß er einer großen Anzahl seiner Vasallen befohlen hätte, sich in Genua einzufinden, damit er die besten Leute zur Bemannung seiner Galeere aus diesem Haufen auswählen könnte. Man wunderte sich daher nicht, als man eine Menge bewafneter Leute beym Fiesco ankommen sah.

Verrina hatte auch während dieser Zeit einige hundert Bürger auf seine Seite gebracht, die

die sich anheischig gemacht hatten, ihm zu dienen, ohne daß er nöthig gehabt, ihnen das Geheimniß zu offenbaren. Der Kaiser führte damals in Deutschland Krieg, Italien war ruhig, und Genua ohne alles Mißtrauen. Der Pallast der Republik, die Thore und der Hafen waren nur schwach beschützt, die Galeeren abgetakelt, unbemannt, und nur mit wenigen Sklaven besetzt; überdieß war der Zeitpunkt nahe, wo der Staat ohne einen Doge seyn würde. Fornari legte nehmlich diese Würde den 1sten Januar nieder, und sein Nachfolger sollte nach den neuen Gesetzen erst den 4ten ernannt werden. Diese Zwischenzeit war eine Art von Anarchie. Die Umstände konnten zum Vortheil der Unternehmung nicht vortheilhafter seyn. Alle Maßregeln waren genommen, nur diejenigen nicht, die die kleinen Operationen der Ausführung betrafen. Fiesco versammelte nun seine Freunde, um auch diese zu bestimmen.

Man schlug anfangs vor, die beyden Doria in der Kirche des heiligen Andreas umzubringen, und zwar während einer pompösen Messe, zu welcher sie eingeladen werden sollten; man fürchtete aber, daß Andreas Doria die Einladung wegen seines hohen Alters ausschlagen würde; es wurde daher für sicherer gehalten, daß

Fiesco die dem Tode geweihten Schlachtopfer in seinem eigenen Hause versammeln sollte. Ein großes Gastmal, das er geben mußte, da der Bruder seiner Gemahlinn, Giulio Cibo, Marchese von Massa, die Schwester des jungen Doria heyrathete, verschafte ihm dazu eine sehr gute Gelegenheit. Die Abrede war, die Familie Doria mit einer zahlreichen Gesellschaft einzuladen, da denn die beyden Edeln dieses Geschlechts nebst einigen andern Auserwählten von dazu bestellten Meuchelmördern niedergestoßen werden sollten. Fiesco sollte sodann sich auf die Straße begeben, das Volk versammeln, und sich des Pallasts der Republik bemächtigen, während der Zeit ihn Verrina zum Doge ausrufen lassen wollte. Diesem Plan zufolge gab man den Vasallen des Fiesco Befehl, sich auf den ersten Wink marschfertig zu halten; eine gleiche Verfügung wurde auch mit den Hülfstruppen des Herzogs von Parma genommen.

Es war also der vierte Januar 1547 auf welchen Fiesco die beyden Doria zu seinem Gastmal einlud. Beyde schlugen es aber aus; Andreas weil er die Gicht hatte, und sein Neffe, weil ihn zufälliger Weise eine wichtige Angelegenheit diesen Tag außerhalb der Stadt rief. Man mußte also andre Maßregeln nehmen. Die

Unter-

Unternehmung sollte nun nicht durch List, sondern durch Gewalt geschehn. Es war durchaus nöthig, der Wahl des neuen Doge zuvorzukommen; überdieß konnte auch ein Aufschub gefährlich seyn. Die Ausführung des Entwurfs wurde also auf die Nacht zwischen den 2ten und 3ten Januar festgesetzt.

Fiesco hatte keine Vertrauten in Genua als seine drey Freunde, deren Verschwiegenheit er versichert war; er fürchtete aber, daß sein Vorhaben durch die Höfe von Frankreich oder von Parma, wo mehrere Personen um das Geheimniß wußten, entdeckt werden könnte, um so vielmehr da sein Freund, Cäsar Fregosi, ein scharfer Beobachter, und sehr mit den Franzosen verbunden war. Es geschah auch wirklich, daß Don Ferrante Gonzaga, Stadthalter in Mayland, durch einen dieser Höfe davon benachrichtiget, und Fiesco namentlich als das Haupt der wider Doria und die Republik Verschwornen bezeichnet wurde; eine Entdeckung, die er sogleich den Andreas Doria und Don Gomez Suarez, Gesandten Kaiser Carls V. in Genua, mittheilte. Man hatte aber auf Fiesco so wenig Mißtrauen, daß diesen Nachrichten kein Glauben beygemessen wurde. Doria und Suarez unterhielten sich eben von dieser

Sache, als Fiesco ins Zimmer trat. Er schien so ruhig zu seyn, und sprach mit so viel Freymüthigkeit, daß der alte gutmüthige Doria sich nicht enthalten konnte, dem Suarez leise ins Ohr zu sagen: „Urtheilen Sie, ob die Nach„richt des Gonzaga die geringste Wahrschein„lichkeit hat.“ So sorgfältig auch Fiesco sein Geheimniß aufbewahrt hatte, so war es doch erforscht worden, allein glücklicher Weise für ihn nur von einem seiner Freunde, dem er es bloß deßwegen verhehlt hatte, weil er seine Zustimmung nicht hoffen durfte; vielmehr sah er dessen Bemühungen voraus, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Dieser Freund, Namens Pansa, war sein Lehrer in der Kindheit gewesen, und hatte überhaupt großen Antheil an seiner Erziehung gehabt. Mit seinen gelehrten Kenntnissen und Talenten verband dieser Mann die Tugenden eines guten Bürgers.

Pansa kannte den Fiesco zu wohl und zu lange, um nicht in seinen Manieren und ganzem Wesen eine obwohl geringe Aenderung zu bemerken; denn so sehr auch manche Menschen ihr Aeußeres beherrschen können, so ist doch die Unruhe der Seele bey wichtigen Vorfällen, vertrauten Freunden sichtbar, die hellsehender wie andre sind, und vor welchen man sich weniger

Zwang

Zwang anthut. Pansa zog daher eines Tages den Fiesco auf die Seite, und sagte ihm, daß er, seiner Meinung nach, gewiß mit einem großen Entwurf schwanger ginge; daß er dieses an der Veränderung wahrgenommen, die er manchmal auf seinem Gesichte bemerkt, und daß seine Verbindungen und sein ganzes Betragen ihn in dieser Idee bestärkt hätten. Er beschwor ihn daher, sich nicht verwegner Weise in eine Unternehmung einzulassen, die man leicht errathen könnte, und nicht das gewisse Glück, das er genösse, eingebildeten, oder doch wenigstens gefährlichen Hofnungen aufzuopfern. Fiesco, hierdurch in Verlegenheit gesetzt, antwortete bloß, daß wenn er Entwürfe machte, so würden sie immer seiner würdig seyn. Pansa mußte sich hiermit begnügen, da er aus Ehrfurcht nicht weiter in ihn dringen wollte.

Indessen kamen die bewafneten Vasallen des Fiesco nach und nach in Genua an. Um durch ihre große Anzahl nicht Aufsehn zu erregen, mußten sie durch verschiedene Stadtthore in kleinen Haufen oder auch einzeln hereinkommen; viele waren verkleidet, andre waren als zur Ruderbank bestimmte Verbrecher gebunden, und von Soldaten begleitet; Kunstgriffe, die allen Verdacht entfernten. Alles geschah unter dem Vor-

 wande,

wande, die Galeere zu bemannen. Sie war auch wirklich bemannt und ausgerüstet worden. Der prächtige und weitläuftige Pallast des Fiesco hatte sowohl an und für sich, als in Rücksicht auf dieß große Unternehmen, eine vortrefliche Lage. Er befand sich in dem hochliegenden Theil der Stadt, Carignano genannt, der am Ufer des Meeres von mehrern Seiten durch Mauern gedeckt, und von den andern Theilen der Stadt fast ganz abgesondert ist. Der Pallast lag auf einem Hügel wie eine Insel allein, daher keine Nachbarn den Tumult der Zurüstungen, und das Geräusch der Waffen hören konnten.

Am zweyten Januar ging Fiesco zum jungen Doria und sagte ihm: daß er willens sey, seine Galeere die kommende Nacht auslaufen zu lassen; er fürchtete aber, Andreas Doria möchte diesen Kreutzzug wider die Türken nicht erlauben, weil der Kaiser mit ihnen einen Waffen-Stillstand geschlossen hätte; er bat ihn daher dieses zu vermitteln, und am Hafen die nöthigen Befehle zu geben, damit man die Galeere herauslassen möchte. Uebrigens erinnerte er ihn, es sich nicht befremden zu lassen, wenn er in der Nacht Lerm hören sollte, weil es ohne großes Geräusch wohl nicht abgehen dürfte. Der junge Doria, dem dieses Zutrauen schmeichelte, ver-

sprach dem Fiesco alles was er verlangte, und nahm es über sich seinen Onkel zur Genehmigung zu bereden. Fiesco blieb lange in dem Pallaste des Doria, wo er die größte Ruhe des Geistes, und eine ausnehmende Munterkeit zeigte. Da er die kleinen Kinder des jungen Doria gewahr wurde, so nahm er sie in seine Arme, und küßte sie mit großer Zärtlichkeit. Sobald er nach Hause gekommen war, fand er außer seinen Vasallen auch eine Menge Leute aus der Stadt in seinem Pallaste versammelt.

Die von Fiesco angewandte große Vorsicht war äußerst nöthig; denn der Hauptmann der im Pallast der Republik die Wache hatte, Namens Corsa, der durch die vielen bewafneten Leute beunruhigt war, die nach dem Pallast des Fiesco gingen, kam dem Doria davon Nachricht zu geben. Er erhielt aber zur Antwort, daß nichts zu befürchten sey, da dieser Zusammenlauf die bewußte Galeere beträfe, die die folgende Nacht auslaufen würde. Fiesco hatte indessen Befehl gegeben, daß man jedermann in seinen Pallast herein, aber niemand heraus lassen sollte. Die Zugänge zu demselben so wie die Thore waren mit seinen kühnsten und getreuesten Leuten besetzt. Er selbst begab sich in die Assembleen, die an diesem Abend nach Italienischer

scher Sitte von den Edeln gehalten wurden; sodann that er die Runde, um die Schildwachen zu visitiren, worauf er sich nach dem Hause des Asseretto, eines Freundes des Verrina, verfügte. Hier traf er drey und zwanzig junge Edelleute von der Volksparthey an, die Verrina allda versammelt hatte, jedoch nur als ob es zufällig geschehen wäre. Fiesco lud sie alle bey sich zum Abendessen und zu nächtlichen Ergötzungen ein. In dieser Zwischenzeit aber durchlief Verrina nochmals die Stadt, besuchte den Pallast der Republik und den Pallast des Doria, um sich zu überzeugen, ob noch alles ruhig sey, und ob man nichts argwöhne.

Die Personen, die Fiesco zum Abendessen eingeladen hatte, fanden sich ein, und erstaunten nicht wenig bey ihrer Ankunft, anstatt der Zubereitungen zu einem Gastmal, unbekannte Gesichter, Soldaten und Waffen zu finden. Ihr Erstaunen aber vermehrte sich, als Fiesco alle anwesende Edelleute, Bürger, Soldaten und Vasallen versammelte, und ihnen folgende Anrede hielt:

„Die Zeit ist gekommen, die unsre Republik „von der Tyranney einiger Edlen befreyen soll. „Noch eine Stunde, und Genua wird frey „seyn. Dieß ist das Festin, wozu ich euch ein-„geladen

„geladen habe. Gianettino Doria macht „Entwürfe sich zum unumschränkten Herrn von „Genua aufzuwerfen. Ich habe schriftliche „Beweise davon, die ich bereit bin euch zu zeigen. „Er sieht mich mit Recht als ein Hinderniß sei- „ner ehrsüchtigen Absichten an, und ist nur noch „in der Wahl mit sich selbst nicht einig, ob er zu „meinem Tode Gift oder Eisen gebrauchen soll. „Wir sind zur Sklaverey bestimmt; denn die „Parteylichkeit des Kaisers gegen die Familie „Doria kennt keine Gränzen. Euch allen wird „von einem stolzen Adel übel begegnet, dessen „Hochmuth und Verachtung gegen euch aufs „höchste gestiegen ist. Befreyet euch daher selbst, „und folget mir. Ich will die Volks-Regierung „wieder herstellen, und dieses Staatsgebäude „mit dem Blute der Dorias kitten. Meine „Maasregeln sind so wohl genommen, daß mein „Entwurf nicht fehlen kann. Ich habe hier drey- „hundert bewafnete Soldaten, und im Hafen „eine wohlbemannte Galeere. Die Wachen an „den Stadtthoren und am Pallast der Republik „sind gewonnen. Funfzehnhundert Arbeitsleute „in der Stadt warten nur auf meinen Wink, die „Waffen zu ergreifen. Zweytausend meiner Va- „sallen und zweytausend Soldaten im Dienst des „Herzogs von Parma sind stündlich zu mei- „ner Unterstützung bereit. Niemand hat wegen

„meiner Unternehmung den geringsten Verdacht.
„Die Tyrannen sind sicher. Laßt uns also un-
„ser Vaterland retten, und durch eine muthige
„Handlung der ganzen Welt zeigen, daß Ge-
„nua noch in seinem Schoße rechtschaffene Män-
„ner hat, die Tyrannen zu stürzen wissen. Ich
„habe bey dem langwierigen mühsamen Entwurf
„alle Gefahren über mich allein genommen, und
„wenn ich euch nun zum Beystand einlade, so ist
„es bloß, um mit mir den Ruhm zu theilen."

Diese Anrede, gehalten mit einem Feuer des großen Gegenstandes würdig, brachte alle Anwesende so sehr aus ihrer Fassung, daß sie eine Zeitlang kein Wort hervorbringen konnten. Einer starrte den andern an voll Verwunderung und Schreckens. Endlich aber bewilligten alle ihm zu folgen, nur zwey von den eingeladenen Gästen ausgenommen, die inständigst baten, sie zu verschonen. Sie stellten vor, daß ihre Lebensart sie beständig von dem Gebrauch der Waffen entfernt hätte, und daß sie folglich bey der vorhabenden Unternehmung mehr hinderlich, als nützlich seyn würden. Sie zeigten so viel Furcht und Erschrockenheit, daß Fiesco ihre Unthätigkeit genehmigte, allein mit der Bedingung, daß sie in einem Zimmer seines Pallastes eingeschlossen werden sollten. Man trug sodann eine

leichte Mahlzeit auf, die sämmtliche Verschwornen stehend verzehrten.

Während daß die Verschwornen sich durch Speise und Trank zu ihrer großen Unternehmung vorbereiteten, entzog sich ihnen Fiesco auf einige Augenblicke, um sich zu seiner Gemahlin zu begeben, die von allem was vorging, nicht das geringste wußte. Diese Dame war aus dem alten Geschlechte Cibo. Ihr Vater war Laurenzio Cibo, und ihre Mutter gehörte zu dem berühmten Hause Malespina. Sie war jung und schön, und liebte ihren Gemahl zärtlich, von dem sie auch nicht weniger geliebt wurde. Er hatte ihr bis dahin ein Geheimniß aus seiner Verschwörung gemacht, und deßwegen den Pansa hohlen lassen, um ihr diesen Abend Gesellschaft zu leisten, damit sie in ihren von den Eingangs = Thoren entlegenen Zimmern keine Gelegenheit haben sollte, die Bewegungen in dem Pallast zu bemerken. Der Tumult aber war zu groß, als daß er der Dame entgehen konnte, die sogleich eine gefährliche Unternehmung fürchtete, und für das Leben ihres Gemahls zitterte. Fiesco fand sie ganz betäubt, und neben ihr den getreuen Pansa, der sie aufmunterte; er näherte sich ihnen mit vieler Unruhe, die er nicht mehr verbarg, noch verbergen

gen konnte, und erklärte beyden mit wenig Worten sein Vorhaben. Seine Gemahlin Eleonora kam darüber ganz außer sich; sie rang die Hände, warf sich zu den Füßen ihres Gemahls, und beschwur ihn, in Thränen zerfließend, bey allem was heilig wäre, einen so gefährlichen Entwurf aufzugeben; auch Pansa umfaßte seine Knie, und flehte um die Aenderung seines Vorsatzes. Allein Fiesco, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, sie sowohl als Pansa zu beruhigen und Muth einzuflößen, entriß sich endlich den Armen seiner Gemahlin, und sagte: „Liebes Weib, es ist nicht mehr Zeit. In einer „Stunde bin ich nicht mehr, oder du wirst alles „was in Genua ist, unter dir sehen.“ Eleonora fiel ohnmächtig auf den Boden, man trug sie auf ihr Bett, Fiesco aber eilte zu den Verschwornen, um die letzten Verabredungen zu treffen.

Es wurde beschlossen, daß Verrina auf der Galeere des Fiesco eine Canone abfeuern lassen sollte. Auf dieß Signal würde sich Fiesco in Person der Galeeren des Doria bemächtigen, deren Entfernung aus dem Hafen Verrina durch die Stellung der seinigen hindern wollte. Denn der Besitz des Hafens schien den Verschwornen die Hauptsache zu seyn, daher auch

ihr kühner Anführer diesen Angrif auf sich nahm. Einige Haufen waren bestimmt, die vornehmsten Straßen, andre die vornehmsten Gebäude der Republik zu besetzen. Die Brüder des Fiesco sollten sich darauf von den Thoren Meister machen; alsdann sollte man nach dem Pallast des Doria eilen, und beyde Doria's umbringen, während der Zeit man das Volk zu den Waffen rufen, und den Pallast der Republik stürmen wollte. Es war Mitternacht, und der Mond schien helle. Alles war auf den Straßen ruhig, und die Einwohner der Stadt lagen im Schlaf, als diesen zahlreichen verwegenen Banden der schreckliche Wink zum Aufbruch gegeben wurde. Man vertheilte die Soldaten unter die Anführer, denen die Ausführung der verschiedenen Theile des Entwurfs aufgetragen war, und so verließen alle den Pallast.

Es währte sehr lange, bevor Verrina das Signal gab. Seine Galeere war auf den Grund gekommen, da sie am Ausgange des Hafens ihren Posten hatte einnehmen wollen, und man brauchte über eine Stunde dazu, sie wieder flott zu machen. Endlich hörte man den Canonen-Schuß, und ein jeder eilte das seinige zu thun. Der Erfolg war auf allen Seiten glücklich. Die Verschwornen waren in kurzer Zeit Meister des Hafens,

Hafens, der Galeeren, und der beyden Hauptthore. Der große Lerm auf den Galeeren weckte die Doria's auf, deren Pallast nicht weit davon entfernt lag. Ob man nun gleich, der Erinnerung des Fiesco zufolge, die Ursache vermuthete, so glaubte doch der junge Doria, daß seine Gegenwart nöthig wäre, der Unordnung vorzubeugen, die das Getöse nur zu sehr anzeigte. Er verließ also seinen Pallast, ohne andre Waffen als seinen Degen mitzunehmen. Ein Page ging vor ihm mit einer Fackel, und ein einziger Bedienter folgte ihm. Da er an das zum Hafen führende Thor kam, rief er, daß man es öfnen sollte. Die Verschwornen die seine Stimme kannten, öfneten das Thor sogleich, aber nur um ihn niederzustoßen. Er fiel ganz mit Stichen durchbohrt. Der Abrede gemäß hätte man nun auch ohne Verzug den Andreas Doria umbringen sollen. Hieronymus Fiesco aber, der von seinem Bruder diesen Auftrag erhalten hatte, vernachläßigte ihn, sowohl weil er glaubte, daß ein achtzigjähriger Greis, der überdieß an der Gicht krank läge, nicht zu fürchten sey, und ihm nicht entrinnen könnte, als auch um diesen reichen Pallast von der Plünderung zu retten. Doria wollte sich durchaus nicht entfernen, und sagte, er wollte von den Händen der Aufrührer sterben, um nicht

den

den Untergang der Republik zu überleben. Seine Gemahlin beschwur ihn mit Thränen den Rest seiner Tage zu schonen, da er vielleicht sein Vaterland noch von der bevorstehenden Tyranney befreyen könnte. Ihr Bitten wurde von seinen Hausgenossen verstärkt, die sich ihm zu Füßen warfen, und um seine Entfernung flehten. Da das Wort Flucht dem Helden so schändlich klang, so stellte man ihm vor, es sey keine Flucht, sondern seine Abreise wäre als eine Gesandtschaft zu betrachten, wozu ihm der schreckliche Zustand von Genua das Creditiv gäbe. Endlich gab der Greis nach; seine Bedienten trugen ihn aus dem Pallast, setzten ihn zu Pferde, und so war er glücklich genug, durch ein unbesetztes Thor aus der Stadt zu kommen. Er flüchtete nach Masona, einem festen Schlosse, der Familie Spinola gehörig, funfzehn Italienische Meilen von Genua.

Mittlerweile hatten die Verschwornen, nachdem sie sowohl den Hafen als die Thore wohl besetzt hatten, und für die Galeeren auch nicht besorgt waren, sich zweyhundert an der Zahl in den Straßen der Stadt zerstreuet, um das Volk durch ihr Geschrey aufzuwiegeln. Sie riefen unaufhörlich: Fiesco und die Freyheit! Das gemeine Volk griff auch zu den Waffen,

wäh=

während daß die andern Bürger in der grausamsten Unruhe und Bestürzung waren. Die Edlen hätten sich gern in den Pallast der Republik gerettet, sie fürchteten aber, daß man in ihrer Abwesenheit ihre Häuser plündern würde, daher sie solche verrammelten, und sich in denselben ruhig hielten. Einer derselben, Namens Lazagna, der bey dem Volk sehr beliebt war, versammelte seine Anhänger, in der Absicht, sie zum Vortheil der Adornischen Familie auftreten zu lassen, wenn die Gelegenheit sich dazu ereignen sollte. Der kaiserliche Gesandte wollte auch flüchten, man vermochte ihn aber noch, sich nach dem Pallast der Republik zu begeben, wo sich bereits einige Senatoren versammelt hatten. Die kühnsten von ihnen, unter denen sich die Häupter der großen Familien Lomellino, Pallavicini, und Calvo befanden, wagten es, in Begleitung einer Anzahl Soldaten herauszugehen; sie stießen aber auf die Verschwornen, die sie bald zurückschlugen, den Lomellino gefangen nahmen, und die übrigen zwangen, sich in den Pallast des Centurione zu flüchten. Die versammelten Senatoren beschlossen endlich Friedensvergleiche zu versuchen; es wurden daher einige unter ihnen abgeordnet, um zu hören, was die Aufrührer verlangten, denn man wußte noch gar nicht den Endzweck dieses fürchterlichen Auftritts.

tritts. Das einzige, was man bis jetzt erfahren hatte, war, daß der Graf Fiesco an der Spizze der Aufrührer sey.

Dieser Unglückliche aber war nicht mehr. Die Verschwornen suchten ihn schon lange, allein vergebens. Gleich im Anfange des Tumults hatte er sich nach dem innern Hafen, Darsena genannt, begeben, und gerufen: „Es lebe die „Freyheit!“ Die Galeeren-Sklaven, durch dieses Geschrey aufgeweckt, wiederholten die Losung mit gräßlichem Gebrülle und dem Klirren ihrer Ketten. Dieser Umstand ließ den Fiesco fürchten, daß diese Sklaven sich bemühen würden, ihrer Fesseln loszuwerden und sich in Freyheit zu setzen, da es denn an Ausschweifungen nicht fehlen würde. Dieß zu verhindern wollte er selbst die Galeeren besteigen, um die nöthigen Befehle zu ertheilen; indem er aber seinen Fuß auf ein Bret setzte, das von dem Ufer zu einer dieser Galeeren führte, schlug es um, und Fiesco fiel ins Meer. Dieß elende Bret entschied das Schicksal der Republik Genua. Das Wasser war zwar an diesem Ort nicht tief, allein der Schlamm war groß, und der Graf schwer bewaffnet. Er konnte sich von seinen Waffen nicht losmachen; niemand war nahe bey ihm und sein Geschrey um Hülfe wurde wegen des gewaltigen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Tumults, das die Luft erfüllte, nicht gehört, oder nicht geachtet. Seine Rüstung, die zur Sicherheit seines Lebens dienen sollte, vertrat hier die Stelle der Mord = Instrumente. Er sank auf den Grund des Schlammes, und mußte also in dem Augenblik, da das Glück alle seine Entwürfe und Wünsche zu krönen schien, in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren, ohne alle Hülfe elendiglich umkommen.

Da man ihn nirgends finden konnte, fing man an seinen Tod zu ahnen. *) Die vornehmsten

*) Es ist sonderbar, daß so viele Schriftsteller, auf Wörterbücher gestützt, die beyden Wörter ahnen und ahnden nicht unterscheiden wollen, womit man doch zwey ganz verschiedene Begriffe bezeichnen kann. Den Dichtern besonders sollte das erstere sanftere Wort willkommen seyn. Oft entsteht aus diesem unabgesonderten Gebrauch des Worts ahnden ein Doppelsinn, wie auch oben der Fall ist, wo der Leser erst aus dem Verfolg die Meinung des Verfassers errathen mußte; ein Fall, den ich sorgfältig zu vermeiden suche, ohne hiebey auf critische Machtsprüche zu sehn, weil selbst das vortreflichste Wörterbuch mit allen Regeln, der Prüfung so wie der Verbesserung unterworfen, für mich kein Orakel ist, und es für niemand seyn sollte. Ich ahne indeß, daß man diese Aeußerung ahnden wird.

sten Verschwornen zweifelten gar nicht mehr daran. Verrina wünschte die fatale Neuigkeit so lange geheim zu halten, bis man den Sieg verfolgt, und einen Vertrag mit dem Senat geschlossen hätte, allein die andern Anführer, uneingedenk ihrer Gefahr, waren nicht so vorsichtig, daher breitete sich die schreckende Nachricht bald aus. Hieronymus Fiesco, der durch den Tod seines Bruders nun das Haupt seiner Familie wurde, war jetzt auch das Haupt der Verschwornen geworden; er besaß aber weder ihr Zutrauen, noch die Talente und liebenswürdigen Eigenschaften seines Bruders. Kaum hatte er dessen Tod vernommen, so marschirte er an der Spitze eines bewafneten Haufens nach dem Pallaste der Republik, um sich desselben zu bemächtigen. Auf dem Wege dahin begegneten ihm die Abgeordneten, die im Namen des Senats mit dem Grafen Fiesco zu reden verlangten. Hieronymus antwortete ihnen, daß jetzt kein andrer Graf von Fiesco als er sey, daß man ihm den Pallast der Republik übergeben sollte, und daß er nachher anhören wollte, was sie zu sagen hätten.

Dieser so oft erwähnte Pallast der Republik war damals so wie noch jetzt der Versammlungsort des Senats, und der Wohnsitz des regieren-

den Doge. Fast alle Departements und Tribunäle des Staats haben hier ihren Sitz und ihre Registraturen. Hier ist auch das Archiv, die Schatzkammer der Regierung, u. s. w. Das Gebäude selbst ist sehr massiv gebaut, hat eine vortheilhafte Lage, und ist mit einer starken Mauer versehn. Die Besitznehmung dieses Pallastes hätte daher die allererste Unternehmung der Verschwornen seyn müssen, da man sicher war, hier wenig Widerstand zu finden. Dieser Pallast und der Pallast Doria waren die wichtigsten Oerter, und im letztern war noch weniger Widerstand zu fürchten, da sich hier jedermann unvorbereitet, und ohne Verdacht befand. Diese nöthigen Maßregeln aber vereitelte der schleunige Tod des Fiesco.

Die Antwort des Hieronymus Fiesco, die er nicht überlegt hatte, belehrte die Deputirten was sie noch nicht wußten, nehmlich den Tod des Grafen, und sie eilten sogleich fort, dem Senat eine so glückliche Nachricht zu hinterbringen. Man berathschlagte über die Maßregeln die man nehmen wollte. Einige Senatoren waren der Meinung, man müsse die Verschwornen angreifen, andre aber glaubten es sey besser, den Pallast nicht zu verlassen, und dieser Rath wurde befolgt. Indeß brach der Tag

an.

an. Der Tumult fing an sich zu legen. Die Weiber riefen aus den Fenstern mit Geschrey und Klagen ihre Männer, Brüder und Söhne zurück. Der Tod des Fiesco war nun allgemein bekannt. Das Volk, das aus Liebe zu ihm die Waffen ergriffen hatte, verlor sich, und ging nach Hause: auch die Verschwornen, die seinen Bruder Hieronymus nicht sehr achteten, zogen sich nach und nach zurück. Dieser junge unerfahrne Mann sah sich auf einmal ohne Anhänger, und endlich von allen Menschen, selbst von seinen Bedienten verlassen; er flüchtete voll Bestürzung nach der Kirche des heiligen Laurentius; da er sich hier aber nicht sicher glaubte, suchte er aus dem Thor Arco zu entwischen.

In dieser Zwischenzeit hatte sich Pansa, der oben gedachte rechtschaffene Freund des Fiesco, nach dem Pallast der Republik begeben. Er erschien vor dem Senat. Die anerkannten Tugenden dieses Mannes setzten ihn über allen Verdacht hinaus, den seine alte Freundschaft mit dem Grafen sonst hätte erzeugen können. Weit entfernt ein Mißtrauen in ihn zu setzen, erwählte man ihn im Gegentheil, um mit dem Hieronymus Fiesco in Unterhandlung zu treten. Nach einigen Stunden kam man end-

lich überein, daß die Verschwornen die Waffen niederlegen, und sie dafür einen General-Pardon erhalten sollten; wobey ihnen versprochen wurde, daß sie wegen dieses Aufruhrs nie zur Rede gesetzt werden würden. Senarega, Secretair des Senats, leistete für diese Gnaden-Bewilligung Bürgschaft. Hieronymus Fiesco verließ darauf sogleich Genua, und begab sich auf sein Schloß Montobio; Ottoboni Fiesco, sein Bruder, hingegen, schiffte sich mit Verrina, Calcagno und Sacco auf die Galeere des Grafen Fiesco ein, und segelten nach Frankreich, woselbst sie auch glücklich anlangten.

Dieß war der Ausgang der berühmten Verschwörung des Fiesco, eine der merkwürdigsten und kühnsten, die uns die Geschichte liefert; eine Verschwörung, die mit so vieler Kunst entworfen war, wobey eine bewundernswürdige Verschwiegenheit beobachtet wurde, deren glücklicher Erfolg unfehlbar schien, und die nur bloß durch den sehr zufälligen Tod des Fiesco eine unerwartete Endschaft erreichte. Dieser edle Jüngling war von der Natur zu einem großen Mann bestimmt; auch zeigte er bereits in der Blüthe seiner Jahre seltene Talente, mit einer tiefen Politik verbunden. Er besaß aber zu viel Ehr-

geitz, um einen guten Gebrauch von seinen großen Eigenschaften zu machen; vielmehr schien er geboren zu seyn, sein Vaterland zu verherrlichen, und zu unterjochen. In den glänzendsten Augenblicken seines Lebens, eben da er die Früchte seiner großen Bemühungen einernten sollte, kam er um, und zwar auf eine Art, die er am wenigsten erwarten konnte. Sein Körper wurde erst vier Tage hernach gefunden, da das Volk in Genua durchgehends glaubte, daß er noch am Leben sey, und sich nach Frankreich begeben hätte, um daselbst Hülfe zu suchen. Die Regierung wollte dieß Gerücht nicht widerlegen, und verbot daher den Leichnam aus dem Wasser herauszuziehen. Vielleicht fürchtete man auch durch dessen Anblick einen neuen Tumult zu erregen, da des Fiesco Anhänger so zahlreich, und das Volk so sehr auf seiner Seite gewesen war. Nachher aber fand der Senat doch bedenklich, den Körper immerfort in dem Schlamme liegen zu lassen; er wurde daher nach zwey Monaten heimlich herausgezogen, und ins Meer geworfen.

Sobald die vornehmsten Verschwornen Genua verlassen hatten, wurde alles ruhig, und die eingerissene Unordnung leicht wieder abgestellt. Zwey Tage nachher wurde dem Gebrauch gemäß ein neuer Doge erwählt. Dieser war Benedictus

Gentili, ein Mann von einem friedliebenden sanften Charakter, voll Klugheit und Vorsicht, und also sehr geschickt, die Ruhe zu erhalten, die man eben wieder hergestellt hatte.

Hieronymus Fiesco befand sich nun auf seinem Schlosse Montobio, wo er sich in Vertheidigungsstand setzte, weil er wenig auf die Begnadigung rechnete, die ihm zugestanden war, und er überdieß an neuen Entwürfen arbeitete. Verrina, Calcagno und Sacco fanden sich bald bey ihm ein; auch Ottoboni Fiesco, sein Bruder, der sich in Frankreich aufhielt, kam nach Italien. Diese Bewegungen schienen neue Unruhen zu prophezeyen. Man verdoppelte daher die Wachsamkeit in Genua, und vermehrte die Wachen. Jedermann wurde nun gegen die Aufrührer aufgebracht, die den erhaltenen Pardon so schlecht zu schätzen wußten.

Andreas Doria, der unter dem freudigsten Zuruf des Volks wieder nach der Stadt zurück kam, war wegen des Todes seines Neffen ganz trostlos. Er forderte Rache für das vergossene Blut, noch mehr aber für das schreckliche Verbrechen einer Unternehmung, die Regierung des Staats zu vernichten, und wandte daher alle seine Bemühungen bey dem Senat an, damit die Begnadigungs = Acte vernichtet würde. Die

Rechts=

Rechtsgelehrten wurden deßhalb befragt, und diese waren der Meinung, daß sie als null und nichtig zu betrachten sey; sowohl weil sie durch die Noth erzwungen worden, als auch weil nicht eine hinlängliche Anzahl Senatoren sie bestätigt hätte. Diesem Gutachten zufolge wurde die Familie des Fiesco nebst den vornehmsten Verschwornen aus den Staaten von Genua auf ewig verbannt; die Häuser und Palläste des Grafen, als Anführers der Verschwornen, wurden dem Erdboden gleich gemacht, und alle seine Güter eingezogen. Man bemächtigte sich also seiner Schlösser, das von Montobio allein ausgenommen, aus welchem man zuvor den Hieronymus Fiesco vertreiben mußte.

Dieses Schloß war so fest und so wohl gelegen, daß man aus demselben der Stadt Genua viel Schaden zufügen konnte; man versuchte daher den Fiesco dahin zu vermögen, es gutwillig zu übergeben. Pansa mußte sich auf Befehl des Senats zu ihm verfügen, mit dem Auftrag, ihm für das Schloß eine Schadloshaltung von 14,000 Zechinen anzubieten; Fiesco wollte aber davon nichts hören. Man erneuerte diesen Antrag noch einigemal, aber ohne allen Erfolg. Er verachtete eben so die Drohungen als die Vorstellungen der gewissen Gefahr und des unver-

meidlichen Unterganges, der die unausbleibliche Folge seiner Weigerung seyn würde. Vielmehr war er so unvorsichtig zu antworten, daß er nicht mehr Herr von Montobio sey, sondern daß es jetzt einem viel mächtigern Herrn gehörte, wie er wäre. Hierdurch glaubte er den Genuesern Furcht einzujagen; im Gengetheil aber diente diese Aeußerung ihnen die Nothwendigkeit zu zeigen, sich schleunig dieses festen Schlosses zu bemächtigen.

Man beschloß daher ohne Verzug zweytausend Mann unter dem Commando des Augustin Spinola abzuschicken, um es förmlich zu belagern, und an den Gränzen wurden die nöthigen Befehle ertheilt, sich den Hülfstruppen zu widersetzen, die Frankreich vielleicht senden möchte. Die Ausführung mußte jedoch bis zum May verschoben werden, weil die üble Witterung den Transport der Artillerie verhinderte. In dieser Zwischenzeit war der König von Frankreich Franz I. gestorben, und Heinrich II. hatte den Thron bestiegen. Dieser Vorfall war den Maßregeln des Fiesco höchst nachtheilig, und vernichtete seine Verbindung mit dem Französischen Hofe; dennoch verlor er den Muth nicht. Die vornehmsten Verschwornen waren bey ihm; er nahm so viel Soldaten in Sold, als er nur im-

mer zusammen bringen konnte, und bereitete sich zu einer hartnäckigen Vertheidigung. Das anhaltende Regenwetter war den Belagerern höchst beschwerlich; auch fehlte es ihnen oft an Munition, die sie aus einer beträchtlichen Entfernung mußten kommen lassen. Ihr Geschütz war so schlecht beschaffen, daß mehrere ihrer Canonen zersprangen. Alle diese widrigen Zufälle machten die Belagerer mißmuthig. Endlich aber schoß man doch Bresche. Die Soldaten des Fiesco, die auf ihre Gefahr aufmerksam und schlecht bezahlt waren, revoltirten nunmehr auch; es blieb daher nichts übrig als eine schleunige Uebergabe.

Fiesco schickte daher dem Spinola Capitulations-Vorschläge, die aber so ausschweifend waren, daß sie ein Gelächter erregten. Fiesco war gezwungen aus einem andern Tone zu reden, und erbot sich endlich, das Schloß zu übergeben, wenn man der Besatzung nur einen freyen Abzug mit ihren Effecten verstatten wollte. Auch dieses wurde abgeschlagen. Fiesco schlug darauf seinen vornehmsten Anhängern vor, sich des Nachts durch die gebirgigen Abwege zu retten, in der Hofnung, daß die Feinde diese Oerter nicht besetzt haben würden; Calcagno versicherte aber, daß das Schloß so sehr umringt sey, daß es unmöglich seyn würde zu entkommen, wo-

wobey er auch bemerkte, daß Fiesco, der sehr fett, und nicht gewohnt war zu Fuß zu gehen, die großen Beschwerlichkeiten der Flucht nicht würde ertragen können. Es wurde daher beschlossen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Dieses geschahe denn auch nach einer zwey und vierzig-tägigen Belagerung.

Die Soldaten, die bey dem Fiesco in Sold getreten waren, wurden nicht mit den andern vermischt, sondern man ließ sie alle gehen; von den Verschwornen aber erhielt keiner Gnade. Verrina, Calcagno und Assereto verloren ihr Leben auf dem Blutgerüste; auch alle übrigen wurden entweder hingerichtet, oder auf die Galeeren geschmiedet. Der Proceß des Hieronymus Fiesco währte am längsten. Endlich wurde auch ihm am 23sten Julius 1547. in Montobio der Kopf abgeschlagen, und nachher dieß Schloß geschleift. Ottoboni Fiesco, der sich beyzeiten wieder nach Frankreich begeben hatte, war der einzige, der den übeln Folgen dieses Aufruhrs entging; dennoch konnte er der Rache des Andreas Doria nicht entrinnen, der dem Namen Fiesco den Untergang geschworen hatte. Ottoboni war in Französische Dienste getreten, und wurde acht Jahre hernach von den Spaniern gefangen.

Doria, vermöge seines Credits am Spanischen Hofe, erhielt leicht dessen Auslieferung. Das Schicksal dieses Gefangenen hing also von ihm ab, der denn auch diese Gewalt auf eine Art nutzte, die ein Flecken für das Andenken eines so berühmten Mannes ist. Er ließ ihn nehmlich in einen Sack nähen, und ins Meer werfen. Eleonora, die Wittwe des unglücklichen Grafen von Fiesco, wohnte seit dem Aufruhr in dem Hause ihres Vaters Cibo, und wurde nicht mit in den Untergang der Familie ihres Gemahls verwickelt. Sie heyrathete nachher den berühmten General Vitellini, Marchese von Cetona.

Julius Cibo, Bruder der Eleonora, der mit dem Andreas Doria und dem Kaiser sehr unzufrieden war, wollte die Unternehmungen der Fiesco's wieder erneuern. Er trat deßhalb mit dem Französischen Hofe in Unterhandlung, und versprach den Franzosen Genua zu überliefern. Der Entwurf wurde aber verrathen. Doria sowohl als Gonzaga,

Stadt-

Stadthalter von Mayland, erhielten davon Nachricht. Cibo wurde in Montremoli im December 1547 in Verhaft genommen, nach Mayland gebracht, und daselbst enthauptet. Einige seiner Anhänger, die sich in Genua befanden, wurden auch hingerichtet, und so behielten die Genueser ihre Staatsverfassung unverändert.

Der Senat blieb dem Kaiser gänzlich ergeben, und dieß durch die unablässigen Bemühungen des Andreas Doria, der in Genua bis an sein Ende allen Credit und Einfluß ungeschwächt erhielt, den seine Talente, seine Tugenden, und seine Thaten verdienten. Seine große Betrübniß über den Mord seines Neffen wurde einigermaßen durch die verdoppelte Liebe der Genueser gemildert. Er lebte noch einige Jahre nach dieser Verschwörung, fuhr fort der Republik durch seine weisen Rathschläge zu nutzen, und starb bezeichnet mit dem ehrwürdigsten aller Namen, der von allen Geschichtschreibern gebraucht, und auf seinen Denkmälern einge-

eingegraben wurde: Der Vater seines Landes und der Wiederhersteller dessen Freyheit.

Ein Zweig von der unglücklichen Familie Fiesco lebte noch in Frankreich im Jahr 1683. Es ist aus der Geschichte bekannt, daß der Graf Johann Ludwig Maria von Fiesco, damals das Haupt dieses Hauses, den Französischen Hof für seine Forderungen an Genua, zu interessiren wußte, die sich auf die eingezogenen Güter des unglücklichen Fiesco, Grafen von Lavagna gründeten. Dem Traktate gemäß, der 1685 zwischen Ludwig XIV. und der Republik Genua geschlossen wurde, und eine Folge des Bombardements dieser Stadt war, mußte gedachter Graf Fiesco für seine sämtliche Forderungen sich mit der Summe von 300,000 Französischen

Livres

Livres begnügen, zu deren Auszahlung sich die Republik zwey Monat nach dem gezeichneten Tractat anheischig machte.

Geschichte

Geschichte

des

Papstes Sixtus V.

H

Erstes Buch.

Rom, diese auf ihren sieben Hügeln vom Schicksal immerfort zu herrschen bestimmte Stadt, die wechselsweise, durchs Schwert, durch weise Gesetze, durch große Cultur, durch geistliche Waffen, durch allenthalben zerstreute Priesterlegionen, durch weltliche Politik, durch schreckliche Bannstrahlen, und endlich auch durch die hier thronenden bildenden Künste, nahe und ferne Völker ihren Geboten unterwarf; hier, wo bald ein bloßes Wort des päpstlichen Götzen, bald die geheime Feder des Jesuitengenerals in den entlegensten Welttheilen Revolutionen bewirkte; dieser Regentensitz, weniger furchtbar in den ersten zweytausend Jahren, als in den letztern fünfhundert, sahe zwar seit der Existenz der das Menschengeschlecht unterjochenden Hierarchie, manchen durch Frömmigkeit und Tugend ehrwürdigen Oberpriester, aber nicht einen einzigen wahrhaft großen Regenten mit der dreyfachen Krone geschmückt, bis Sixtus V. einer der außerordent-

lichsten Menschen, die je gelebt haben, den päpstlichen Stuhl bestieg.

Sixtus nach seinem Familiennahmen Felix Peretti, wurde im Jahr 1521 in der zur anconischen Mark gehörigen Herrschaft Montalto geboren, und zwar an dem nehmlichen Tage, als die Cardinäle nach dem Tode Leo X. sich ins Conclave begaben. Sein Vater war ein Tagearbeiter in den Weinbergen, und seine Mutter eine Dienstmagd. In seinem vierten Jahre war er dem Tode nahe. Er lag an den Blattern gefährlich nieder, und da die Dürftigkeit seiner Eltern ihn aller Hülfe beraubte, so hielt man sein Leben für verloren; allein er ward wieder gesund, und auch ein Fall, den er in seinem sechsten Jahre von einem über zwanzig Fuß hohen Gemäuer that, schadete ihm nicht. Schon in dieser ersten Kindheit erregte sein frühzeitiger Verstand Aufmerksamkeit, allein die Armuth seines Vaters verstattete keine Wahl, und Felix mußte zu seiner großen Betrübniß in seinem neunten Jahre Schweinhirt werden. Er blieb es nicht lange. Der Zufall führte einen zum Fastenpredigen in Ascoli bestimmten Franciscaner, Nahmens Sellery, in diese von mehrern Wegen durchkreuzte Gegend, wo sich der kummervolle Knabe mit seinen Schweinen befand. Kaum wurde er die Verlegenheit des

mit

mit dem Wege unbekannten Paters gewahr, so eilte er auf ihn zu, küßte ihm die Hand, und both seine Dienste an, die auch gern angenommen wurden. Sogleich verließ Felix seine Thiere, und begleitete den Mönch, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ, wobey er den Verstand des Knaben bewunderte. Dieser erzählte sein hartes Schicksal, und seine große Neigung zum Studiren; auch bath er den Pater inständigst, ihn bey irgend einem Geistlichen in Dienste zu bringen, weil er dadurch seinen Zweck zu erreichen hoffe. Sellery fragte ihn, ob er Franciscaner werden wollte, und da Felix mit Freuden ja sagte, so schilderte er ihm die Strenge dieses Ordens, allein umsonst; und so sehr befürchtete der Knabe sein Glück zu verlieren, daß er nicht einmal zurückkehren, und die ihm anvertrauten Schweine seinem Herrn überliefern wollte; er behauptete, sie wüßten ihren Weg allein zu finden, und rastete nicht eher, bis er das Franciscanerkloster in Ascoli betreten hatte. Seine Munterkeit und seine klugen Antworten mit Demuth gepaart, erwarben ihm hier Freunde von dem Augenblik seiner Ankunft, worunter sich auch der Gardian befand, und da er sehr naiv versicherte, seine Absicht sey, ein großer Prediger zu werden, so beschloß man für den Knaben alle Sorge zu tragen, nachdem man zuvor die freudige Zustimmung seiner Eltern erhalten hatte.

Der Pater Sellery, der als Prediger im Kloster in großer Achtung stand, nahm ihn zu sich in seine Zelle, um ihn selbst zu unterrichten. Diesen Unterricht konnte Felix nicht erwarten, und ob er gleich keinen Buchstaben kannte, so hatte er doch immer die Bücher des Predigers in Händen. Da er seinen Lehrer überall begleitete, und in der Kirche keinen Blick von der Kanzel verwandte, so konnte er bey seinem bewunderungswürdigen Gedächtniß des Abends fast die ganzen Predigten hersagen, die er des Morgens gehört hatte. In wenigen Wochen konnte er Italienisch lesen, und nun kam die Reihe an die lateinische Sprache, worin er eben so schnelle Fortschritte machte. Indessen wurde er mit einem großen Unglück bedrohet. Der Pater Sellery ging nach Rom zurück, und der ihn beschützende Gardian verlor seine Stelle. Der neue Regent des Klosters war ein harter Mann, der viele Veränderungen machte, und auch durchaus den jungen Felix wieder zu seinen Eltern schicken wollte. Weder die besondern Talente des Knaben, noch sein Diensteifer und unsträfliches Betragen, noch die Vorstellungen und Bitten des ganzen Klosters, konnten etwas über den mürrischen Mann vermögen, der dem verzweiflungsvollen Felix nur acht Tage zu seinem Abzuge bewilligte. Glücklicher Weise aber kam in dieser Zeit der Provincial des Ordens nach

Asco=

Ascoli; die Vorstellungen bey diesem waren nicht fruchtlos, und seinem Befehl zufolge blieb Felix im Kloster dem Gardian zum Trotz, der jedoch die Geduld des ihm aufgedrungenen Knaben auf harte Proben stellte. Ein neuer die Gelehrsamkeit sehr liebender Gardian machte dieser Prüfung ein Ende, und wurde ein eifriger Beschützer des wißbegierigen Zöglings, den man nun zum Chorknaben ernannte, und förmlich als Noviz des Ordens annahm. Er war jetzt dreyzehn Jahr alt, und konnte sich nun ganz den Studien widmen, worin er außerordentliche Fortschritte machte. Sein überaus lebhaftes Temperament war bisher zu Erreichung seines Endzwecks in Schranken gehalten worden; jetzt aber glaubte er denselben freyen Lauf lassen zu können, und so wurde er oft beleidiget, allein auf die Erinnerung des Gardians, daß ihm dieß beym Profeßablegen sehr hinderlich seyn könnte, legte er seiner natürlich heftigen Gemüthsart, die sich jetzt zu entwikkeln anfing, abermals Fesseln an, duldete Widersprüche, ja selbst Beleidigungen, und so wurde er mit Beystimmung aller Klosterbrüder wirklicher Mönch, nachdem er eben sein vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Aber auch von diesem Augenblick an hielt er sich für die gezwungene Einschränkung schadlos, und zeigte sowohl seinen Stolz, als den Geist der Unabhängigkeit, wo er nur konnte.

Dieß Betragen zog ihm Zänkereyen und Spottgedichte zu, die von ihm nicht unbeantwortet blieben, und zwar, ungeachtet seiner großen Jugend, war er immer siegreich. Allein hierdurch vermehrte er seine Feinde, und verminderte seine Freunde, so daß er bald von Ascoli entfernt, und nach Macerata versetzt wurde. Hier blieb er nicht lange. Sein erster Wohlthäter, der Pater Sellery, nunmehr Gardian in Fermo, bewirkte seine abermahlige Versetzung dahin, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Dieß erregte den Neid der Klosterbrüder, die sich vereinigten, und dem Provinzial eine Klagschrift übergaben, der auch sofort, ohne die Sache näher zu untersuchen, den jungen Pater Felix von neuen nach Recanati versetzte. Von hier kam er nach Ancona, wo er öffentlich über theologische und sogenannte philosophische Lehrsätze disputirte. Seine außerordentlichen Talente und sein immer zunehmender Stolz, den er jetzt nicht mehr verbarg, erzeugten ihm auch hier eine Menge Neider und Feinde. Diese, arm an Geist, nahmen zu dem elenden Mittel ihre Zuflucht, seine vormahlige niedrige Beschäftigung zu verspotten. In allen Winkeln des Klosters, wo er sich nur zeigte, hörte man nach Schweineart grunzen. Anfangs verachtete Felix diese niedrige Beleidigungen; da sie aber kein Ende nahmen, so bewaffnete er sich

mit

mit einem großen Stock, und erklärte öffentlich, daß er dem ersten Grunzer den Kopf einschlagen würde. Ein junger Mönch, Neffe des Provinzials, trotzte dennoch dieser Drohung, und empfing dafür einen so schrecklichen Schlag, der ihm fast den Hirnschädel zerschmetterte, wobey Felix sagte: „Ich habe zwar die Schweine gehüthet, bin aber selbst kein Schwein gewesen; willst du nun sie nachahmen, so soll dich mein Prügel ihre Sprache lehren." Der Grunzer lag sinnlos auf dem Boden; das ganze Kloster lief herbey nebst dem Provinzial, der eben damals anwesend war. Sobald dieser Mann die Sache untersucht hatte, so verleugnete er ganz den Onkel, und legte dem gereizten Felix nur eine geringe Strafe auf; um jedoch fernern Uneinigkeiten vorzubeugen, schickte er ihn in ein ander Kloster nach Osmo.

Um diese Zeit geschah die Zusammenkunft des Kaisers Carl V. und des Papstes Paul III. in Lucca. Felix wünschte sehr, sich dahin begeben zu dürfen, und dieser Wunsch wurde erfüllt, wobey er Scherzweise sagte: „Ich muß mich mit dem päpstlichen Wesen bekannt machen, damit ich künftig als Papst mich gehörig zu benehmen weiß." Solche Scherze waren bey ihm nur zu oft mit Ernst gepaart, und man sahe sehr deut-

lich, daß dieser unbegränzte Ehrgeiz, sich dereinst bis zu jener hocherhabenen Würde empor zu arbeiten, schon in seinen ersten Jugendjahren bey ihm Wurzel geschlagen hatte. In Lucca wandte er sich an die päpstlichen Hofleute, und war unermüdet, von allem Erkundigung einzuziehn. Als er eines Tages bey der Tafel anstatt zu essen in Ansehung des römischen Hofes Fragen auf Fragen häufte, sagte einer der Anwesenden: „In Wahr„heit, Herr Pater, ich glaube, Sie haben Lust, „selbst Papst zu werden?“ Felix erwiederte ganz ernsthaft: „Noch bin ich nicht alt genug dazu, „sollte mir aber die Vorsehung dereinst dieß Glück „bestimmen, so fühle ich bey mir so viel Muth „es anzunehmen.“ Die Reise nach Lucca bey einer so auserordentlichen Gelegenheit diente bey seiner Rückreise ins Kloster, seinen Stolz zu erhöhn. Ein Mönch trieb damit seinen Spott und sagte, er müsse sich jetzt demüthig vor ihm neigen, weil er Se. Heiligkeit gesehn hätte. Felix warf ihm einen verächtlichen Blick zu, und antwortete: „Wenn Sie über die Ehre, daß ich den „Papst gesehn, so eifersüchtig sind, wie werden „Sie sich dann geberden, wenn Sie mich selbst „an seinem Platz sehen werden?“

Felix bath um die Veränderung seines Wohnklosters, und erhielt von dem versammelten Capitel

pitel die ungewöhnliche Begünstigung, sich selbst Ort und Kloster zu wählen. Er zog das in Ascoli vor, weil man ihn dort weggetrieben hatte, und er jetzt seinen Feinden zum Trotz durch diese seine eigenmächtige Rückkehr, allda eine Art von Triumph genoß. Dieser wurde noch größer durch seine erste Predigt, die er bald darauf in Ancona hielt. Der Papst befand sich eben damahls in dieser Stadt, wo der Zusammenfluß von Menschen außerordentlich war. Die wahrscheinliche Anwesenheit vornehmer Prälaten in der Kirche, ja vielleicht selbst die des Hohenpriesters, schien für einen ein und zwanzigjährigen Prediger abschreckend, der seinen ersten Versuch auf der Kanzel machen wollte; allein Felix, ohne auf das Abrathen seiner Freunde zu achten, trat kühn auf, und hielt eine vortrefliche Predigt. Sein nächstes Wohnkloster war in Urbino. Hier wurde ein Capitel des Augustinerordens gehalten, wobey man über theologische und philosophisch seyn sollende Theses stritt. Der Franciscaner Felix wollte dabey kein müßiger Zuhörer bleiben; er griff den stärksten Streiter an, und trieb ihn in die Enge. Noch war er kein wirklicher Priester. Erst im Jahr 1545 erhielt er diese Würde, zugleich mit dem Grade eines Baccalaureus, und nun nahm er den Nahmen Montalto an.

Da

Da er wohl einsahe, daß er allein durch Predigten seinen Ruf gründen könnte, so wanderte er in den Fasten allenthalben umher, um zu predigen. Dieß geschah auch zu Jesi, wo aber sein Religionseifer seiner Beurtheilungskraft einen Streich spielte. Der Tod Luthers war damals der große Stoff in ganz Europa. Montalto griff das Andenken dieses Reformators auf der Kanzel an, und weil derselbe zuvor Augustiner gewesen war, so schonte er auch diesen Orden nicht. Hierauf erfolgte von Seiten der Augustiner eine Klage beym Bischof, und das Urtheil einer Ehrenerklärung, die denn auch von der Kanzel förmlich geschah.

Im Jahr 1548 wurde ein Generalcapitel des Franciscanerordens gehalten, wo der kurz zuvor zum Doctor der Theologie creirte Montalto die ganze Macht seiner Gelehrsamkeit und Redekunst aufboth, und selbst die geübtesten Streiter verdunkelte. Dieß hinderte jedoch nicht, daß ihn der Provinzial bald nachher durch Hintansetzung empfindlich kränkte. Montalto brannte vor Begierde sich zu rächen, und vermochte auch einige Mißvergnügte, eine Klagschrift gegen den Provinzial zu unterzeichnen, die dem General zugesandt wurde. Dieser Versuch aber mißglückte, und fiel auf seinen Urheber, der jetzt von feindseligen

Mön-

Mönchen harter Verbrechen angeklagt wurde. Er hatte von dem Provinzial übel gesprochen, war mehreremal ohne Erlaubniß ausgegangen, hatte das Chor selten besucht, sein Brevier nicht oft genug gebetet, und die Fasten nicht gehörig beobachtet. Auf diese schweren Vergehungen folgte eine Art von Gefängnißstrafe in dem Kloster zu Recanati. Der äußerst aufgebrachte Montalto wollte nach Rom zum General gehen, allein der damals sich ereignende Todesfall des Papsts Paul III. und dessen unruhige Folgen in der heiligen Hauptstadt war seiner Privatsache nicht günstig; er mußte sich unterwerfen, machte aber sofort einen Plan, sich in Rom Gönner zu verschaffen. Dieß glückte ihm auch soweit, daß der Cardinal Carpi, Protector des Ordens, wie auch der General der Franciscaner, für seine Loslassung und Beförderung zum Regentenamt stimmten, allein der rachsüchtige Provinzial vernichtete diese für seinen Gegner wohlthätige Gesinnungen dadurch, daß er ihn als einen Criminalverbrecher darstellte, der Bestrafung verdiene.

Indessen hatte man einen neuen Papst Julius III. erwählt, und das Jubeljahr 1550 fing an, wo den nach Rom Wallfahrenden Indulgenzen bewilligt wurden. Montalto bath vergebens um die Erlaubniß, auch an dieser geistlichen Wohl-

Wohlthat Theil nehmen zu dürfen. Man schlug sein Gesuch rund ab, und nun entwischte er aus dem Kloster und wanderte eigenmächtig nach Rom. Dieser so sehr observanzwidrige Schritt machte ihn zum Rebellen und der härtesten Strafe würdig, die auch an ihm vollzogen seyn würde, besonders da der Ordensgeneral sich auch jetzt mit dem Provinzial wider ihn vereinigte, wenn nicht der Cardinal Carpi den verfolgten Montalto aufs thätigste geschützt hätte. Endlich wurde die Sache beygelegt; doch fand man rathsam ihn zu entfernen, und er erhielt die Stelle eines Lehrers der Theologie und Predigers in Sienna, in welcher Qualität er dem in der Anconischen Mark gehaltenen Provinzialcapitel beywohnte, wobey er Gelegenheit hatte, seine Eltern zu besuchen. Aber auch in Sienna blieb er nur kurze Zeit. Es waren dort große Unruhen ausgebrochen, und die Spanier, die damaligen Besitzer der Stadt, waren daraus vertrieben worden. Montalto, mit dem Gouverneur Mendoza durch Freundschaft verbunden, nahm öffentlich dessen Partey, und verlor dadurch das schon erlangte Zutrauen der Einwohner. Länger in Sienna zu bleiben, war nun für ihn nicht rathsam. Der Cardinal Carpi verschaffte ihm daher eine Predigerstelle in Rom, wo er täglich während der Fasten unter einem ausserordentlichen Zulauf von Menschen predigte.

Die

Die vornehmsten Prälaten, ja selbst die Cardinäle, drängten sich, seine Zuhörer zu werden. Eines Tages predigte er gegen die Ketzer, deren Lehrsätze er nach seiner Art entwickelte. Er hatte dazu alle Gelehrten eingeladen. Es fand sich aber auch ein Lutheraner dabey ein, der die vornehmsten Artikel in der Kirche in seiner Schreibtafel anmerkte, sie zu Hause dem ganzen Inhalt nach niederschrieb, und unter jedem die Worte setzte: „Du hast gelogen!“ Das Pack wurde nun versiegelt, und dem Montalto zugesandt. Die Sache erregte Aufsehn, und wurde der Inquisition zur nähern Untersuchung übergeben, die jedoch nach reifer Ueberlegung unterblieb, weil man glaubte, der damahls immer wachsenden weltlichen Macht der Protestanten schonen zu müssen.

Italien war zu der Zeit der Schauplatz großer Unruhen. Der Kaiser Carl V. hatte sich des dem Hause Farnese zugehörigen Herzogthums Piacenza mit Gewalt bemächtigt. Um es wieder zu bekommen, wandten sich die Farnesen an Heinrich II., König von Frankreich, der eine starke Armee nach Italien sandte. Der Papst und ganz Rom geriethen darüber in Bestürzung, da die von den Spaniern verübte Plünderung der heiligen Stadt noch im frischen Andenken war.

Arm

Arm an weltlichen Waffen nahm man wie gewöhnlich zu geistlichen Waffen seine Zuflucht. Heinrich wurde mit Bannstrahlen bedroht, wenn er den Krieg fortsetzen würde; gegen den mindermächtigen Octavio Farnese aber erging der förmliche Bannfluch. Der aufgebrachte französische Monarch verboth nun seinen Unterthanen Geld nach Rom zu senden, machte auch andre dem päpstlichen Stuhl schädliche Verordnungen, und suchte die Privilegien der Gallicanischen Kirche in Kraft zu setzen. In Deutschland war der von den Protestanten geschlagene Kaiser Carl zu einem sehr nachtheiligen Frieden gezwungen worden. Zu allen diesen Unfällen kam nun noch die Befreyung Englands von der päpstlichen Gewalt, und die Vernichtung aller Hoffnungen, die man zu der Unterjochung dieser Insel bisher noch gehegt hatte. Es wurden häufig Consistoria gehalten, und zahlreiche Breven ausgefertigt; der Papst schrieb eigenhändig an die vornehmsten catholischen Fürsten; die Nuntien reis'ten von einem Hof zum andern, und die Ordensgenerale erhielten ihre Instructionen zur Mitwirkung. Dabey wurden jedoch die Gelübde und öffentlichen Gebete nicht vergessen; auch drey Prediger wurden vom Papst ernannt das Volk zur Buße zu ermahnen. Unter diesen war Montalto, der entsetzlich gegen alle Fürsten, Freunde

und

und Feinde loszog, und behauptete, daß der Kaiser so wie die Könige von Frankreich und Ungarn noch ärgere Ketzer als selbst die Lutheraner wären. Diese Heftigkeit erzeugte große Klagen, die die Gesandten der beleidigten Monarchen dem Papst vorlegten, der dem Cardinal Carpi die Sache übertrug. Carpi war selbst in der Predigt gewesen, und hatte diese unzeitigen Ausfälle sehr gemißbilligt. Jetzt verwies er ernstlich dem Montalto seine Kanzelwuth, und bedeutete ihn, daß man nicht in Zeiten lebe, wo Priester den Königen dreist ihre Ungerechtigkeiten vorhalten könnten; dabey befahl er ihm, sogleich zum Spanischen Gesandten Don Silva zu gehen, um von ihm die Art der zu leistenden Genugthuung zu hören. Die Klage der Franzosen aber achtete man nicht, weil man in Rom auf diese Nation sehr erbittert war, und von ihren Drohungen jetzt nicht viel besorgte. Der Spanische Gesandte empfing ihn sehr höflich, und verlangte bloß eine schriftliche Erklärung, daß er nicht die Absicht gehabt habe, weder den Kaiser noch dessen Bruder, den König Ferdinand von Ungarn, zu beleidigen, und daß er künftig von dem Hause Oestreich nichts Respectwidriges mehr sagen wolle. Montalto mußte sich dazu bequemen, allein nie konnte er den Spaniern diese abgedrungene Demüthigung vergessen.

Ein Lehrstuhl der Theologie war immer noch der Wunsch des Montalto; auch wurde ihm durch die Protection des Carpi einer im Kloster des heiligen Laurentius in Neapel zu Theil. Allein hier war er unglücklicher, als er je gewesen. Seine Talente erzeugten ganze Schaaren von Neidern und seine heftige Gemüthsart zahllose Feinde. Alle Mönche des Klosters machten eine Art von Verschwörung, um ihm auf jede mögliche Art zu nahe zu treten; auch brachte er den Gardian, den Provinzial, alle seine Obern, und endlich auch den Ordensgeneral so sehr gegen sich auf, daß man ihn wie einen Rebellen behandeln wollte. Nur allein die fortdauernde Gunst des Ordensprotectors, Cardinal Carpi, rettete ihn. Er beschwur den ungestümen Montalto seine Leidenschaften, die Quelle aller dieser Feindseligkeiten und Verfolgungen, zu mäßigen, und seine üble Laune umzustimmen; er stellte ihm vor, daß da er sich freywillig den Mönchsstand erwählt habe, so müßte er auch jetzt den Ordensregeln und seinen Gelübden gemäß handeln.

Maria saß damals auf dem Englischen Thron, deren höchster Wunsch die Emporbringung der in ihrem Reich so sehr gesunkenen catholischen Religion war. Die Hoffnungen des päpstlichen Stuhls, die Britten wieder zu unterjochen, wur-

den von neuem belebt. Der Cardinal Polus, ein Engländer, wurde deßhalb als Nuntius an sie abgeschickt. Die Beschützer des Montalto, um seine verdrießliche Lage in Neapel zu endigen, wünschten ihn als Prediger bey dieser Gesandtschaft anzustellen; nur allein seine unruhige Gemüthsart, die in einem solchen Posten große Folgen haben konnte, erregte einige Zweifel; aber sie wurden durch sein Versprechen gehoben, mit Mäßigung und Klugheit zu handeln, wobey er sagte, daß er gewiß sey, sich besser mit Hofleuten als mit Mönchen zu vertragen. Der Cardinal-Staatsminister Sadoletti verwandte sich für ihn mit Eifer beym Cardinal Polus, der sich damals in Brüssel befand, und dieser willigte ein. Kaum aber war die Nachricht in Rom und Neapel ruchtbar, so schrieben eine Menge Menschen an Polus, schilderten Montalto mit den schwärzesten Farben, und prophezeyten ihm schreckliche Dinge. Der beunruhigte Nuntius überließ die Entscheidung den Cardinälen Sadoletti und Carpi, die sich jedoch auf die Klugheit des Angeschwärzten verließen, und sofort für seine schleunige Abreise stimmten. Allein Montalto fand jetzt Bedenken in einer weiten Entfernung von Rom mit Personen zu leben, die wider ihn zum voraus eingenommen waren; er entsagte daher dem ihn zugedachten Posten.

In Ancona wurde wieder ein Provinzialcapitel gehalten, wo ein neuer Provinzial gewählt werden sollte. Montalto's Beschützer gaben sich Mühe, ihm diese Würde zu verschaffen; allein der Ordensgeneral, sein Feind, widersetzte sich aus allen Kräften, und erklärte diese Sache für unmöglich, weil die Mönche lieber den Geringsten ihres Ordens, als diesen so sehr verhaßten Confrater wählen würden. Um ihn jedoch etwas zu trösten, wurde er als Fastenprediger nach Genua geschickt. Hier war sein Schicksal das alte. Neue Zänkereyen, Verdrießlichkeiten, und ein erstaunlicher Zulauf des Volks, seine Predigten zu hören. Die größte Stadtkirche konnte die zuströmenden Menschen nicht fassen, und man war genöthigt Gerüste zu bauen. Dieser unbegränzte Beyfall verschaffte den Franciscanern in Genua eine noch nie gehabte Ehre. Dieß veränderte ganz die Klosterscenen; weit entfernt, mehr zu zanken, huldigten diese Mönche nun dem Verdienste des Mannes, der ihrem Orden diesen Ruhm verschaffte, und entließen ihn mit Geschenken und guten Wünschen. Er erwiederte dieselben beym Abschiede mit der Versicherung, daß er noch nie in seinem Leben eine so große Freude gehabt habe, noch eine größere haben könnte, er müßte denn Papst werden. Er eilte nach Rom zurück, wo ein Generalcapitel gehal-

ten werden sollte. Um ihn zu beruhigen, ließ man ihm die Wahl, sich in ganz Italien einen Lehrstuhl der Theologie auszusuchen. Er wählte Venedig, weil er wegen der dort herrschenden Freyheit weniger gebunden zu seyn glaubte. Der Papst Paulus IV. hatte nun den päpstlichen Thron bestiegen. Carpi war dessen vertrauter Freund gewesen, und blieb es auch. Er benutzte seinen Einfluß zum Vortheil des Montalto, der vom neuen Hohenpriester zu jedermanns Erstaunen auch zum General-Inquisitor in Venedig ernannt wurde.

Dieses Amt war bisher in dieser Republik unbekannt. Der Senat, der allein despotisiren wollte, ließ sowohl der Geistlichkeit, als dem Volk in Religionssachen eine Art von Freyheit, die man damals in keinem catholischen Lande fand. Die Venetianer, an diesen mäßigen Religionszwang gewöhnt, ertrugen deßhalb desto leichter die schweren Fesseln der aristocratischen Gewalt, und dünkten sich nun frey. Die mit dem neuen Amt verbundene päpstliche Vollmacht, that überdieß Eingriffe in die Staatsverfassung der auf ihre alte Vorrechte höchst eifersüchtigen Republik. Hiezu kam noch der fürchterliche Name der Inquisition, die nicht allein in der spanischen Monarchie, sondern selbst in Rom zu der Zeit mit

der größten Strenge verfuhr. Der Papst war ein erklärter Eiferer für dieses abscheuliche Tribunal, so wie der Cardinal Carpi und andre Beschützer des Montalto, den man daher wegen seines Charakters und seiner Talente für sehr fähig hielt, diesem neuen Posten Ansehn zu verschaffen. Der venetianische Bothschafter in Rom, Soranzo, gab deßhalb dem neuen General-Inquisitor die ernstlichsten Erinnerungen, zeigte ihm die besten und einzigen Maßregeln, um zu seinem und des päpstlichen Stuhls Nutzen sich aus der ihm bevorstehenden kritischen Lage mit Ehren zu ziehn, und versah ihn mit Empfehlungsbriefen.

Montalto reis'te im September 1555 von Rom ab, verweilte aber einige Zeit in Bologna, um dem Auftrag des Ordensgenerals zu Folge einen großen Zwist zu schlichten, der in einem Franciscanerkloster zwischen dem Gardian und einigen Mönchen entstanden war. Da alle seine gütlichen Versuche nichts vermochten, so zeigte er seine Autorität. Der Gardian wurde entsetzt; einige Mönche mußten nach andern Klöstern wandern, und zwey ließ er einkerkern. Einer dieser letztern war Beichtvater des Grafen Popoli, der als Haupt einer der vornehmsten Familien in Bologna hier in großem Ansehen stand;

er glaubte daher, daß es bloß seiner Verwendung bedürfe, um den Eingesperrten sogleich zu befreyen. Allein Montalto sagte ihm geradezu, daß sich weltliche Personen nicht um klösterliche Angelegenheiten bekümmern müßten. Der stolze Graf ließ Drohungen entfallen, die aber der noch stolzere Franciscaner verhöhnte. Erst im November kam er in Venedig an, wo von Rom und nun auch von Bologna aus, der Ruf eines harten grausamen Mannes schon vor ihm hergegangen war, und die Gemüther zum voraus gegen ihn eingenommen hatte.

Die Venetianer waren damals sehr aufmerksam auf die Schritte des römischen Hofes, der unter dem Vorwande der Inquisition schon mehrere Versuche in den italienischen Staaten gemacht hatte, sich in Regierungs-Angelegenheiten zu mischen. Auch in Venedig hatte man schon vier Jahr zuvor unter Papst Julius III. dergleichen anfangen wollen, allein der Senat sandte allen weltlichen Richtern Befehl zu, im Inquisitions-Tribunal bey dem Proceß als Zeugen gegenwärtig zu seyn. Der Papst nannte dieß einen Eingriff in seine Gewalt, und schickte deßhalb einen außerordentlichen Nuntius nach Venedig, der jedoch nichts ausrichtete, so daß diese der Inquisition so beschwerlichen Aufseher fort-

fuhren, als schweigende Beysitzer im Glaubens-Tribunal ihre Stellen zu behaupten. Die Regierung Paulus IV., eines bigotten Mannes von festem Character, ließ neue Zwistigkeiten befürchten, die man vollends nach der Wahl seines venetianischen General-Inquisitors für unvermeidlich hielt.

Diese Besorgniß war auch zu sehr gegründet. Montalto vergaß alle Erinnerung wohlmeinender Freunde, und befolgte allein die unvernünftige strenge Instruction, die ihm der römische General-Inquisitor Ghisilieri mitgegeben hatte. Kaum war er in Venedig angelangt, so ernannte er eigenmächtig einen neuen Inquisitor, und nun gieng sogleich der Zwist an. Der Senat ließ ihm sagen, daß er keine Amtshandlung ohne Zustimmung der Regierung, und ohne zuvor von ihr als vom Papst abgeordneter Inquisitor förmlich erkannt zu seyn, ausüben könnte. Montalto begriff die Nothwendigkeit dieser Anerkennung, und begab sich nach dem Palast von St. Marcus, wo er dem Staatssecretair sein Patent zeigte. Dieser wollte es nun dem Senat vorlegen, allein Montalto widersetzte sich, und behauptete, daß ein vom Papst ausgefertigtes Patent nicht von der Art sey, um von Senatoren untersucht zu werden. Der Senat ließ ihm melden, daß da

die

die Republik nicht die Schmälerung der päpstlichen Rechte verlange, sie auch nicht zugeben würde, daß man den ihrigen zu nahe trete. Der Nuntius schlug sich nun ins Mittel, und legte den Zwist bey, der das Vorurtheil der Venetianer gegen den neuen Inquisitor nur zu sehr bestätigte. Die Edlen bezeigten ihm wenig Achtung, das Volk verbarg seinen Haß nicht, und die Mönche, die sich von ihm nicht viel Gutes zu ihrem Vortheil versprachen, späheten alle seine Handlungen und Worte aus, um Gelegenheit zu finden, ihn in Rom anzuschwärzen, und auf diese Weise seiner los zu werden. Montalto setzte sich jedoch über alles weg, und gieng entschlossen seinen Gang fort.

Wenn mit dem Posten eines Inquisitors Stolz und Härte keine ungewöhnliche Verbindung waren, so erforderte dagegen der dem Montalto noch zugetheilte Lehrstuhl der Theologie, Sanftmuth und Herablassung; Eigenschaften, die sich nicht in seinem Character befanden; daher flohen ihn seine Schüler, und manche entsagten den Studien auf immer. Sein vorzüglichstes Augenmerk war, seiner Inquisitorwürde Ehrfurcht zu verschaffen. Der Pater Julius, ein in Venedig sehr geschätzter Mönch, war wegen einer unbedeutenden Sache angeklagt worden. Montalto

mischte sich in diese ihm fremde Angelegenheit, ließ den Mönch vor sich fordern, und da dieser in seiner Rechtfertigung sich respectwidriger Ausdrücke bediente, so wollte ihn der Inquisitor sogleich einkerkern lassen, und wie einen Ketzer behandeln. Die anwesenden Mönche erschraken, und wollten nicht als Zeugen auftreten. Montalto wollte nun das ganze Kloster ohne weitere Umstände eigenmächtig excommuniciren, allein der behutsame Nuntius, der da wußte, daß der Senat nur auf eine übereilte Handlung des Inquisitors wartete, um ihn los zu werden, verhinderte diesen verwegenen Schritt.

Um diese Zeit brach die Pest in Venedig aus. Der Handel stand still; alles Gewerbe hörte auf; die Tribunäle waren verschlossen, und die Klöster auf Befehl des Senats gesperrt. Der Haß, den man überall gegen Montalto hegte, wirkte hier besonders; er sahe sich bey diesem Trübsal von allen verlassen, und war in Gefahr Hungers zu sterben. Er verlor jedoch den Muth nicht, der durch eine glückliche Nachricht von neuen belebt wurde. Sein größter Gönner, der römische General-Inquisitor Ghisilieri, war Cardinal geworden, und hatte nun den Namen Alexandrini angenommen. Montalto weinte vor Freuden bey dieser Nachricht, da überdieß der neue Cardinal

dinal ihm die Versicherung gab, für seine Beförderung eifrig zu sorgen. Von diesem und dem nicht minder mächtigen Cardinal Carpi beschützt, glaubte er sich jetzt stark genug, gegen den Senat öffentlich zu Felde zu ziehn. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald. Der Kaiser Carl V. war gestorben, sein Bruder Ferdinand war Oberhaupt des deutschen Reichs, und sein Sohn, der bigotte, blutdürstige Philip, war Thronfolger in Spanien geworden. Der Character dieses Monarchen schien dem Papst zur Ausdehnung der Inquisition vortheilhaft; er wollte, daß dieß abscheuliche Tribunal nicht allein über Ketzereyen, sondern auch über andre Criminal-Verbrechen entscheiden sollte. Er errichtete daher ein aus sechzehn Cardinälen bestehendes Ober-Inquisitionsgericht, und ernannte den Cardinal Alexandrini zum Präsidenten desselben unter dem Titel eines Groß-Inquisitors. Dieser Prälat, überzeugt von den Inquisitorfähigkeiten des Montalto, glaubte durch ihn, und zumal in einer berühmten Stadt wie Venedig, am besten die Thätigkeit und Macht des neuen Obertribunals der Welt zeigen zu können; er schickte ihm daher eine Menge Verhaltungsbefehle zu. Unter andern sollte er die Buchhändler anhalten, keine Bücher ohne seine ausdrückliche Genehmigung weder zu drucken noch zu verkaufen; dabey erhielt er ein

langes

langes Verzeichniß aller derjenigen Bücher, die die höchste Inquisition verdammt hätte. Diese sollte er jedermann bey Strafe der Excommunication verbiethen zu lesen, oder aufzubewahren.

Diese Befehle waren dem Montalto höchst erwünscht. Er ließ sogleich alle in Venedig wohnende Buchhändler zu sich fordern, forschte genau nach dem bisherigen Verkauf der in Rom neuerlich verworfenen Bücher, und befahl ihnen bey schwerer Strafe, ihm ein umständliches Verzeichniß aller in ihren Laden und Magazinen habenden Bücher einzuliefern. Dieser Befehl setzte die ganze Stadt in Bewegung. Ein Buchhändler wagte es jedoch, dem Inquisitor zu trotzen; er weigerte sich, der Vorladung zu gehorchen, und sagte, er erkenne keine Obern, als den Senat. Der erzürnte Montalto excommunicirte ihn sofort, und ließ diesen Bannfluch an den Laden des Buchhändlers anschlagen. Jedermann gerieth in Erstaunen. Der Senat, der seine Autorität mitten in seinen Lagunen auf eine noch nie erhörte Art verspottet sah, versammelte sich, und decretirte, daß ein Häscher die Sentenz vom Laden abreißen, und in kleinen Stücken zerfetzt den Winden überliefern sollte; ferner befahl er, den Aßistenten des Montalto, der das Anschlagen verrichtet hatte, in Verhaft

zu nehmen, allein er war bereits im Pallast des Nuntius in Sicherheit. Dieser Gesandte, der Venedig genau kannte, war mit dem Vorgefallenen höchst unzufrieden, und beschwur den brausenden Montalto, mehr Mäßigung in seinem Amt zu gebrauchen. Dieser aber antwortete, daß er bloß die aus Rom erhaltenen Befehle vollzöge, worauf der Nuntius erwiederte, daß man dort aus Irrthum die Venetianer so wie die Römer betrachtete, sonst würde man solche Befehle nicht ertheilen. Alle diese Vorstellungen vermochten jedoch nichts über den starrsinnigen Inquisitor, der dem Cardinal Alexandrini meldete, daß der Nuntius sehr gleichgültig für das Interesse der Inquisition wäre. Diese Anklage zog dem Prälaten bittere Vorwürfe zu, von Seiten der päpstlichen Minister; er beschloß daher Montalto seinen Willen ungehindert zu lassen, der jetzt alles hervorsuchte, den Senat zu braviren. Mehr als einmal beschlossen diese gereizten Aristocraten ihn einzukerkern, allein jederzeit rettete ihn die thätige Verwendung des in großer Achtung stehenden Nuntii von dieser Schande.

Die Spanischen Truppen, die jetzt nach den Befehlen ihres neuen Monarchen Philip II. handelten, verwüsteten um diese Zeit den Kirchenstaat, und näherten sich Rom. Der beunruhigte

Papst

Papst bemühte sich deßhalb, alle Italienische Mächte wider die Spanier aufzubringen, und da Don Vargas, als Gesandter Philips sich nach Venedig begeben wollte, stellte der Nuntius Grassi in Verbindung mit dem Französischen Gesandten dem Senat vor, daß es die Würde der Republik erfordere, den Abgeordneten eines erklärten Feindes der Kirche nicht anzunehmen. Montalto, voller Eifer für den Dienst des römischen Hofes, blieb bey dieser Gelegenheit nicht müßig. Er schrieb ein sehr heftiges Memoire, worin er es den Venetianern zur Pflicht machte, einen Feind des heiligen Stuhls als den ihrigen zu behandeln; er schilderte das Königlich Spanische Haus als eine Race von Erzketzern, die man nicht allein von der Kirche, sondern von aller Gemeinschaft der Christen ausschließen müßte. Der Nuntius wünschte diese beleidigende Ausdrücke zu vermeiden; aber Montalto wollte keine Sylbe weglassen, unterzeichnete das Memoire allein, und übergab es in Person einem Staatssecretair. Die Antwort des Senats war sehr bitter. Es hieß: man fände es sehr sonderbar, daß ein niedriger Inquisitor sich unterstände, das Durchlauchtige Haus Oestreich in einer Schmähschrift anzugreifen, daß die Aufnahme eines Gesandten keine Religionssache sey, sondern das Völkerrecht beträfe, dessen Grundsätze die Republik nicht erst

von

von einem Inquisitor lernen würde; hätte der Papst diesen Schritt zu ihrem Unterricht nöthig geglaubt, so hätte er sich geirrt; er selbst aber betröge sich noch mehr, wenn er weltliche und Religions-Angelegenheiten mit einander vermischen wollte.

Vargas wurde als Gesandter des Königs von Spanien aufgenommen. Er las die Vorstellung des Montalto, und wurde dadurch in solche Wuth gesetzt, daß er ihm durch seinen Secretair Malvredo einen Brief voll der schimpflichsten Vorwürfe und der ärgsten Drohungen schreiben ließ. Der ergrimmte Inquisitor erwiederte diese Drohungen, und wollte den Gesandten, oder doch wenigstens den Secretair in den Bann thun, allein der Senat schlug sich ins Mittel, und ließ ihn warnen, nicht die Ruhe der Republik zu stören, noch seine Authorität zu überschreiten, weil sonst der Senat durch die ihm von Gott verliehenen Mittel ihn zur Ruhe zwingen würde. Montalto brannte vor Begierde sich zu rächen, mußte aber jetzt schweigen.

Da die Reformation diesseits der Alpen so grosse Fortschritte machte, so fanden viele Mönche in Italien auch ihr Kloster zu enge, und verliessen es. Dieß veranlaßte sehr strenge Verordnungen aus Rom; alle Mönche, die man ohne hin-

hinreichende Rechtfertigung außerhalb ihrer Klöster antraf, wurden in Eisen gelegt, und eine große Menge auf die Galeeren geschickt. Montalto wollte auch den Senat zur Bestätigung dieser Verordnungen vermögen, allein man antwortete ihm, daß eine so große Strenge nicht mit der sanften Regierung der Republik verträglich wäre, und daß er sich wohl vorzusehn hätte, deßhalb keine Strafen ohne Beystimmung der weltlichen Inquisitions = Beysitzer zu vollziehn. Diese Erinnerung hinderte jedoch nicht, daß Montalto viele von Senatoren beschützte und in ihren Pallästen lebende Mönche excommunicirte, und diese Bannflüche an die Klosterthüren anschlagen ließ.

Der Tod des Papstes Paulus IV., der um diese Zeit erfolgte, beunruhigte Montalto nicht wenig; er sahe sich während des Conclave, wo die Italienischen Fürsten gewöhnlich ihre Rechte auszudehnen suchen, ohne Stütze im Kampf mit einem mächtigen ihn hassenden Senat. Er beschloß daher, Venedig auf einige Zeit zu verlassen; ein Vorsatz, den der durch ihn unaufhörlich beunruhigte Nuntius sehr billigte; und nun reis'te er im September 1559 von Venedig ab. Seine Beschützer in Rom, die Cardinäle Carpi und Alexandrini, waren jedoch mit dieser schleunigen

Abreise

Abreise gar nicht zufrieden; sie hielten sie für schimpflich, sowohl für die Ehre des Inquisitions-Tribunals, als für seine eigne Würde. Man warf ihm vor, er habe nicht Standhaftigkeit genug in Venedig bewiesen. Ein Zufall aber, der sich gleich nach seiner Ankunft in Rom ereignete, widerlegte diese falsche Beschuldigungen, mehr wie seine Beredsamkeit hätte thun können. Das durch die Strenge der Inquisition aufgebrachte Volk, das sich jetzt während der Vacanz des römischen Stuhls frey dünkte, brach in Aufruhr aus, verbrannte den Pallast der Inquisition, riß eine dem verstorbenen Papst als dem neuen Stifter dieses Tribunals errichtete Bildsäule nieder, und schleppte sie unter den schändlichsten Mißhandlungen drey Tage lang in allen Straßen herum. Montalto sagte nun zum Cardinal Carpi: „Dieß wäre auch mein Schicksal „in Venedig gewesen, wenn ich da geblieben „wäre; denn wie hätte ich als ein armer Mönch „mich der Wuth der freyen Venetianer entziehn „können, da das ganze Collegium der Cardinäle „nicht einmal mitten in Rom die Bildsäule eines Papstes gegen eine Menge zusammengerot„teter Sclaven schützen kann?“

Der Papst Pius IV, ein Mayländer, bestieg endlich nach einer viermonathlichen Vacanz den

päpstlichen Stuhl. Seine Meynung war, die Inquisition mit aller Sanftmuth verwalten zu lassen; allein Alexandrini stimmte ihn bald um, und da Montalto ihm zu seinem Plan vorzüglich geschickt schien, so wurde er wieder als Inquisitor nach Venedig gesandt, mit der Zusicherung, ihn weiter zu befördern, wenn der Römische Hof mit ihm zufrieden wäre. Montalto erwiederte, daß wenn er auch genau seine Pflichten erfülle, so würde doch der heilige Stuhl nie mit den Venetianern zufrieden seyn.

Er traf in Venedig die Inquisitions-Geschäfte in ziemlicher Unordnung an. Die nicht mehr gezügelten Mönche hatten wieder die Oberhand erhalten, vernachläßigten ganz die Ordensregeln, und lebten nun jetzt freyer wie jemals. Montalto verdoppelte seinen Eifer die Ordnung wieder herzustellen, und nun brach alles mit vereinigten Kräften auf ihn loß. Eine Klage nach der andern von ganzen Mönchsconföderationen wurde dem Senat übergeben; ferner sandten alle im Venetianischen wohnende Franciscaner eine Klagschrift nach Rom an den Protector ihres Ordens; andre Mönchsschaaren wandten sich an das dort errichtete höchste Tribunal der Inquisition, und bemühten sich zu zeigen, daß Montalto's Betragen dem Interesse dieses Tribunals

höchst

höchst nachtheilig wäre, und daß es die übelsten Folgen haben würde; selbst einige Senatoren schrieben mit Genehmigung des Senats an den Gesandten der Republik nach Rom, um die Zurückberufung des Inquisitors zu bewirken, die, wie sie behaupteten, durchaus nöthig sey, wenn man anders die größte Disharmonie zwischen dem Papst und dem Venetianischen Staat verhüten wolle.

Montalto erfuhr alle diese Schritte, die jedoch nicht im mindesten seine Verfahrungsart änderten; indessen besorgte er mit Recht, daß ein längerer Aufenthalt in Venedig dem Senat und den Einwohnern gleichsam zum Trotz, ein schimpfliches Fortjagen endlich nach sich ziehn dürfte; er hielt daher selbst beym Cardinal Alexandrini um seine Zurückberufung an, die ihm auch bewilligt wurde. Um jedoch seinen Feinden in Venedig ihren Triumph zu verbittern, so zeigte er in den letzten Wochen in seinem Inquisitions-Amt, das er nun neun Monat von neuem verwaltet hatte, eine außerordentliche Strenge, und arbeitete Tag und Nacht, seinen Namen noch furchtbarer zu machen. Zahlreiche Citationen vor seinen Tribunal, Strafen, selbst häufige Excommunicationen, alles dieses vereinigt erregte endlich ein solches Anfsehen, daß der Senat glaubte, durch

seine Autorität dem Uebel steuren zu müssen. Der Inquisitor erhielt eine ernstliche Warnung, bey seinen Proceduren auf die Freyheit Venetianischer Bürger Rücksicht zu nehmen, wo nicht, so würde man auch gegen ihn alle Rücksicht aus den Augen setzen.

Montalto achtete diese Drohung nicht, und fuhr fort nach seiner Weise zu handeln; aber auch der Senat zeigte bald den Willen seine Macht zu brauchen. Ein Franciscaner war der Ketzerey angeklagt, aber nicht überwiesen worden. Nicht sowohl diesen Mönch zu retten, als den Montalto zu kränken, befahl der Senat, daß er nicht der Inquisition überliefert, sondern von seinen natürlichen Richtern nach den Landesgesetzen gerichtet werden sollte. Nun überstieg die Wuth des Montalto alle Gränzen; er verfertigte ein Monitorium an den Senat, und citirte einen der vornehmsten an der Regierung Theilhabenden Edlen vor seinem Tribunal zu erscheinen, um von dem Betragen seiner Collegen Rechenschaft zu geben. Diese verwegene Vorladung ließ er um Mitternacht an dem großen Thor der Marcuskirche anschlagen; aber auch in der nehmlichen Stunde verließ er Venedig. —

Zweites Buch.

Obgleich Montalto, sobald man seine Flucht aus Venedig inne ward, auf Befehl des Senats verfolgt wurde, so entgieng er doch der über ihn schwebenden großen Gefahr, und erreichte glücklich Rom. Er sagte scherzhaft zu seinen Freunden, die ihm dazu Glück wünschten: „Ich mußte natürlich Sorge tragen nicht in der Venetianer Hände zu fallen, da ich Papst werden will." Er erhielt nun den Posten eines Consulenten bey dem Ober-Inquisitions-Tribunal. Ohngeachtet dieser Ehre aber wollten ihn die Mönche seines vorigen Klosters, die seine Herrschsucht und seinen unruhigen Geist fürchteten, nicht aufnehmen, ja sie schlugen ihm sogar eine Mahlzei- ab; er mußte sie bezahlen; selbst der Ordens-General stimmte diesem Ansinnen bey, und wollte, der Consulent sollte außerhalb dem Kloster wohnen. Der Streit darüber gieng so weit, daß der Papst selbst sich ins Mittel legen, und den Mönchen die aus-

ausdrücklichen Befehle zur Aufnahme ihres Ordensbruders zusenden mußte.

Es war damals die Zeit der tridentinischen Kirchenversammlung. Die Feinde des Montalto, um ihn zu entfernen, bemühten sich ihn dahin zu bringen, allein er wollte durchaus Rom nicht verlassen, weil er Hoffnung hatte, General-Procurator des Ordens zu werden. Er ward auch wirklich am Pfingstfest 1561 dazu erwählt. Dieser Wahl folgte der Tod seines alten Feindes des Ordens-Generals. Montalto wurde jedoch durch diesen Hintritt nicht gebessert; denn der neue General Avosta war nicht minder sein Feind. Der Procurator aber bewieß ihm bald, daß er sich rächen könnte. Der Verfassung zufolge war der neue General immer der Erbe der baaren Summen des Verstorbenen, allein Montalto widersetzte sich diesem Herkommen nachdrücklich, und behauptete, daß die Gelder zum Besten der Religion genutzt werden müßten. Seine thätigen Vorstellungen bey den regierenden Cardinälen wirkten auch, und diese Summen wurden nun zur Verschönerung der vornehmsten Franciskaner-Kirche in Rom angewandt.

Montalto erlitt jetzt einen grossen Verlust; sein eifriger Beschützer, der Cardinal Carpi, starb.

starb. Er war Tag und Nacht um den Kranken, zeigte sich trostlos, und verließ seinen Wohlthäter nicht eher, bis er den Geist aufgegeben hatte. Diese ungeheuchelten Thränen, die noch viele Wochen nach dem Tode des Carpi reichlich flossen, bewiesen ein sehr dankbares Herz, und machten auf einen andern seiner Beschützer, den Cardinal Alexandrini, starken Eindruck. Er tröstete ihn daher mit den Worten: „Montalto! „Sie haben einen Freund verloren, der Sie „sehr liebte, es bleibt Ihnen aber noch ein an„derer übrig, der Sie nicht weniger liebt.“ Der rachsüchtige Ordens-General wollte ihm nun gleich nach dem Tode des Ordens-Protectors seine Macht zeigen, und fing damit an, ihm zu verbieten, nicht bey den feyerlichen Exequien seines Wohlthäters gegenwärtig zu seyn. So sehr dieser grausame Befehl auch dem Montalto das Herz brach, so mußte er doch gehorchen. Es wurde bald nachher ein General-Ordenscapitel in Florenz gehalten. Diese Versammlung, wo sein Feind den Vorsitz haben sollte, ferne von Rom und von seinen Beschützern, weissagte ihm nichts Gutes. Der Cardinal Alexandrini rieth ihm unter irgend einem Vorwand in Rom zurück zu bleiben; Montalto aber stellte ihm vor, wie sehr seine Feinde diesen Umstand nutzen könnten; man würde ihn als einen Feigherzigen aus-

schreyen, der aus Furcht vor dem General sein Amt vernachlässigte, und das Interesse der Religion verabsäumte; ferner, daß dieser von seiner Abwesenheit Anlaß nehmen würde, ihn zu verläumden; außerdem sagte er, daß er vieles in Person dem Capitel vortragen müßte. Er reis'te daher ohne Verzug ab, und langte zwey Tage vor dessen Eröffnung in Florenz an. Gleich aber im ersten Augenblick zeigte Avosta seine Erbitterung; er überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er ohne hinreichende Ursache Rom verlassen habe, und behauptete, daß seine Gegenwart hier ganz entbehrlich wäre; auch fand er einen Vorwand, ihn von der ersten Sitzung auszuschließen. Montalto protestirte wider diese Ungerechtigkeit, da aber der General diese so weit trieb, ihn auch von der zweiten Sitzung auszuschließen, wo er von Amtswegen Sitz und Stimme hatte, so war die Geduld des Procurators erschöpft; er setzte ein förmliches Protest auf, voll der bittersten Ausdrücke, heftete es selbst an die Thür des Refectoriums, und nun gieng er nach Rom zurück.

Diese Heftigkeit hatte der General erwartet; sie rechtfertigte seine Befehle, die sofort an alle auf dem Wege nach Rom liegende Franciscanerklöster geschickt wurden, ihn in Verhaft zu nehmen. Montalto aber, der dieß ahndete, kehrte

auf

auf der ganzen Route blos in Dominicanerklöster ein. Avosta hatte eine zu schöne Gelegenheit seinen Feind aufs empfindlichste zu kränken, um sie nicht zu benutzen. Er ließ dem Montalto von dem versammleten Capitel wegen gewisser im Protest gebrauchter Ausdrücke und gegen einige Mönche ausgestoßenen Drohungen den Proceß machen, und obgleich einige diese Uebereilung tadelten, und vorstellten, daß man mit einem Mann zu thun habe, der in Rom nicht müßig bleiben, sondern selbst zu den Füßen des Papstes um Gerechtigkeit schreyen würde, so wurde doch der Procurator ungehört seines Amts entsetzt und für unfähig erklärt, je eins im Orden zu bekleiden. Diejenigen, die auf eine förmliche Vorladung angetragen hatten, wurden überstimmt, da der General alle Folgen auf sich nahm, und sogleich einen neuen Procurator erwählen ließ, und zwar den Pater Varasa, Lehrer des Cardinals Borromeo, der als Neffe des regierenden Papstes damals den Kirchenstaat und die catholische Kirche beherrschte. Durch diese Wahl hoffte der schlaue Avosta dem Credit des Montalto entgegen zu arbeiten. Um nichts zu versäumen, so mußte Varasa mit Postpferden nach Rom eilen, und seinem Beschützer Borromeo die Sache auf die zweckmäßigste Weise vorstellen. Dieser Cardinal, eben derjenige, der nach seinem Tode

unter die Heiligen versetzt wurde, mußte wohl die Gerechtigkeit nicht unter seine Tugenden zählen; denn ohne den Montalto zu hören, bewirkte er die päpstliche Bestätigung aller im General-Capitel geschehenen Verhandlungen. Vergebens übergab der Abgesetzte, unterstützt von den Cardinälen Alexandrini und Colonna, dem Papst eine Bittschrift um gehört zu werden. Es wurde nicht darauf geachtet. Man glaubte, daß der tiefgekränkte Montalto vor Gram den Verstand verlieren würde. Nebst der erlittenen Schmach schienen auch seine künftigen Hoffnungen zu verschwinden, da Borromeo Protector des Ordens wurde.

Um diese Zeit starb Calvin. Der römische Hof stand in dem Wahn, daß die bisherigen Anhänger dieses Reformators, besonders in Geneve, jetzt zur catholischen Kirche wieder übertreten würden. Man glaubte dieses durch eine Mission guter Prediger zu bewirken, und Montalto wurde auf Alexandrini's Empfehlung zu deren Haupt ernannt. Schon wollte er abreisen, als man dem Cardinal Borromeo vorstellte, daß der so sehr zum Mißmuth gereizte Priester sich wohl gar zum Nachfolger Calvins aufwerfen könnte. Diese Erinnerung wirkte und die Mission wurde abgeändert. Borromeo sahe jedoch das dem Montalto

gesche-

geschehene Unrecht ein, ließ ihn daher zu sich kommen, und bemühte sich durch Versprechungen ihm wieder Muth zu machen.

Einige kirchliche Angelegenheiten machten von Seiten des Papstes eine große Gesandschaft nach Spanien nothwendig. Der Cardinal Buon Compagni ward zum Legaten ernannt. Montalto, der jetzt in seiner Erniedrigung nichts so sehnlich wünschte, als sich von Rom zu entfernen, bath um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen. Seine Feinde suchten es zu vereiteln, und beriefen sich auf seine ehemaligen heftigen Ausfälle auf den Spanischen Hof. Alexandrini aber ließ nicht nach, und da Borromeo auch sein voriges Unrecht wieder gut machen wollte, so ging Montalto, ungeachtet aller Hindernisse, als Inquisitor bey der Legation nach Spanien. Diese Gesandschaft hatte das sonderbare Auszeichnende, daß sich bey derselben drey künftige Päpste befanden: Der Cardinal Buon Compagni, der als Gregorius XIII, Montalto, der als Sixtus V, und der Prälat Castagna, jetzt zur Assistenz des Legaten als beständiger Nuntius in Spanien bestimmt, der unter dem Namen Urban VI. nach Sixtus Tode den päpstlichen Stuhl bestieg.

Montalto lebte mit beyden Prälaten in der größten Vertraulichkeit. Er gewann ihr Zutrauen

trauen in einem hohen Grade; denn nie verließ ihn die Hoffnung, dereinst Papst zu werden. Eines Tages nahm er den auf dem Tisch liegenden Cardinalshut in die Hände, um ihn zu betrachten. Der Legat wurde es gewahr, und sagte: „Versuchen Sie, Montalto, wie er Ihnen „steht.“ „Diesen Versuch, gnädiger Herr, erwiederte dieser, werde ich machen, sobald Sie „Papst sind.“ Der Legat lächelte und sagte: „Sollte ich es werden, so soll die Probe damit „geschehen, um Ihr Verdienst zu belohnen.“ Der Prälat Castagna kam dazu; an den sich Montalto jetzt mit der Bitte wandte, sich zu erinnern, daß der Legat ihm versprochen habe, zum Cardinal zu machen, sobald er Papst seyn würde. Der Legat bejahte es und sagte scherzend: „Ich konnte ja nicht weniger thun, als „ihm den Cardinalshut versprechen, da er mir „die dreyfache Krone versprochen hat.“ Diese Güte der Prälaten gegen ihn und sein gewohnter Stolz erweckten den Neid und Haß des ganzen Gefolges. Es erfolgten für ihn unangenehme Scenen und ernstliche Vorstellungen von Seiten des Castagna, der ihm die absolute Nothwendigdigkeit zu Gemüth führte, seine Leidenschaften zu mäßigen, wenn er mit Ruhe und Ehre leben, und seine Laufbahn vollenden wollte. Montalto fühlte das Gewicht dieser Gründe, die noch durch

die

die Nachricht von der Weissagung des Ordensgenerals verstärkt wurden, der da behauptet hatte, er wollte seine Generalswürde mit Schmach verlieren, wenn Montalto länger wie einen Monath bey der Gesandschaft bliebe. Von Stund an änderte er sein Betragen; er wurde herablassend und sanftmüthig.

In Spanien widerfuhr ihm viel Ehre, sowohl von seinen Ordensbrüdern, als von den Inquisitions-Beamten, die ihn wegen besserer Einrichtung ihres noch nicht recht gegründeten Tribunals um Rath fragten. Der Hof vermehrte diese Achtung, und da der König Philipp fünf und siebenzig Missionarien nach Asien schickte, erhielt Montalto den Auftrag, sie alle nach der Reihe zu prüfen. Dieß geschah in Gegenwart des Legaten, vor dem die Schaar der Bekehrer, nämlich neun Weltpriester, drey Augustiner, drey Carmeliter, fünf Benedictiner, dreyßig Franciscaner, und fünf und zwanzig Jesuiten die Musterung passirten. Diese große Mission sollte den Spanischen Waffen gegen die Türken den Segen des Himmels verschaffen; auch hatte der Papst dem Könige einen außerordentlichen Zehnten von der Geistlichkeit zu erheben bewilligt. Von diesem angenehmen Breve war der Cardinallegat der Ueberbringer. Man vollzog es, und trieb die

Gel-

Gelder ein unter großen Andachtsübungen. Die Kirchen in ganz Spanien waren unter Ausstellung des Sacraments und beständigem Gebeth neun Tage lang offen. Täglich wurde gepredigt, wobey der König mit seinem ganzen Hofstaat gegenwärtig war. Auf Philipps Ansuchen predigte auch Montalto in der Hofcapelle. Hier suchte er zu beweisen, daß der König von der Vorsehung ausersehn wäre, das Türkische Reich zu vernichten, die Ketzerey auszurotten, und die Heiden in den entlegensten Welttheilen zu bekehren. Für diese in Italienischer Sprache abgefaßte Predigt, die hernach gedruckt und von Montalto dem Könige zugeeignet wurde, erhielt er von dem Monarchen einen silbernen mit hundert Dublonen angefüllten Kelch zum Geschenk.

Die auszeichnende Gnade setzte die andern Prediger, die nichts bekommen hatten, in Bewegung. Einer derselben, der Pater Pangora, ein mit der Italienischen Sprache vertrauter Dominicaner und wirklicher Hofprediger, machte über die Predigt des Montalto bittere Bemerkungen, critisirte Styl und Text, und behauptete, sie wäre eines christlichen Predigers unwürdig. Er hatte seine Schmähschrift nicht mit seinem Nahmen unterzeichnet, auch Montalto's Nahmen nicht genannt, sondern nur von einem

Italie=

Italienischen Priester gesprochen, der in der königlichen Capelle gepredigt hätte. Er wurde bald als Verfasser bekannt. Der Legat ließ ihn rufen, Pangora aber, der einen Minister des Königs zum Verwandten hatte, stützte sich auf diese Protection, und leugnete nicht allein die Schrift, sondern protestirte auch wider die Beschuldigung, und verlangte Genugthuung. Nun legte sich die Inquisition ins Mittel; der Drucker wurde vorgefordert, der durch dieß fürchterliche Tribunal in Schrecken gesetzt, sogleich den Pangora als Verfasser nannte. Der Nuntius sowohl als Montalto übergaben hierauf dem Könige eine Klagschrift, der auch den Pangora seiner Stelle als Hofprediger entsetzte, und um die Strafe zu vermehren, wurde er drey Monath in sein Kloster eingesperrt. Man übersetzte die Predigt, von der jedermann sprach, ins Spanische, und der Beyfall war allgemein. Philipp sandte nun dem Montalto das Patent als Hofprediger, und ließ ihm einen ansehnlichen Gehalt, Wohnung und Tafel im königlichen Pallast anbiethen, wenn er sich in Spanien niederlassen wollte. Das Patent wurde angenommen, aber das Uebrige verbethen.

Die Unterhandlungeu des Römischen Stuhls am Spanischen Hofe wurden durch den Tod des

Papsts

Papsts Pius IV. unterbrochen. So sehr auch Montalto vom Cardinal-Legaten geliebt wurde, so hatte doch der Cardinal Alexandrini sich so lange und so thätig als sein Freund bewiesen, daß er für die Wahl des letztern täglich Wünsche und Gebete that. Er verbarg diese Gesinnung nicht, und der Legat war so großmüthig, nicht darüber beleidigt zu werden. Diese Wünsche wurden erfüllt, und Alexandrini bestieg im Januar 1566 unter dem Nahmen Pius V. den päpstlichen Stuhl. Gleich in den ersten Tagen erinnerte er sich des Montalto. Der Ordensgeneral Avosta war gestorben; der Generalprocurator Barasa, unterstützt vom Cardinal Borromeo, hielt um diese Würde an, und berief sich auf ein altes Herkommen, vermöge welches das Procurator-Amt zum Generalat führt, wenn dieses durch den Tod erledigt wird. Der Papst antwortete auf die Vorstellung: „Wenn dieß der „Fall ist, so soll der alte Gebrauch genau beob„achtet werden, und Montalto, den man so un„rechtmäßiger Weise mit Uebertretung aller For„malitäten seines Procurator-Amts entsetzt hat, „soll General seyn.“ Das Breve, worin der Papst ausdrücklich sagte, daß er ihm aus eigner Bewegung die Würde ertheile, ward sofort ausgefertigt, und durch einen Courier dem Montalto zugesandt, der mit dem Legaten bereits Spa-

nien

nien verlassen hatte, um nach Rom zurück zu gehen. In Piemont traf der Courier auf die Reisenden. „Wir müssen uns trennen, sagte der „Cardinal Buon Compagni, denn meine Autori=„tät ist nun zu Ende, und die Ihrige fängt an.“ Montalto aber bestand darauf, ihn erst nach Rom zu begleiten. Der Papst empfing ihn als seinen Freund, und umarmte ihn zärtlich. Die ehmaligen Klosterbrüder des Generals, die ihm sogar die armselige Kost und eine Zelle abgeschlagen hatten, befanden sich in großer Verlegenheit. Um das Vergangene durch außerordentliche Ehrenbezeigungen aus seinem Gedächtniß zu vertilgen, empfingen sie ihn mit einer feyerlichen Procession, mit öffentlichen Lobreden und ausdrücklich dazu verfertigten Concerten, wobey Verse zu seinem Lobe in allen Winkeln des Klosters angeschlagen wurden. Alle Ordensgenerale und die meisten Prälaten, durch die päpstliche Gunst aufmerksam gemacht, eilten ihn zu besuchen und um seine Freundschaft zu bitten.

Eine Menge Mißbräuche herrschten im Orden. Diese abzustellen arbeitete er mit großem Eifer, und beschloß, deßhalb die Provinzen des Kirchenstaats, Toscana, und das Königreich Neapel zu bereisen. Allenthalben verbreitete er Schrecken unter den Mönchen seines Ordens; er zeig=

te sich unerbittlich bey seinen Strafen, und diese waren sehr strenge. Allen Franciscanern, die wider die Regeln des Ordens das geringste Eigenthum besaßen, wurde es genommen und den Klöstern zugetheilt; andre wurden eingesperrt, viele Gardiane abgesetzt, und neune von ihnen auf die Galeeren geschickt. Diese Strenge erstickte den mönchischen Ehrgeitz, und niemand drängte sich mehr zu den obern Stellen, so lange Montalto General war. Es verdient indessen zu seiner Ehre bemerkt zu werden, daß die Rache an seinen Feinden, keinen Antheil an diesen Strafen hatte. Er war so großmüthig, alles Geschehene zu vergessen, und verzieh selbst denen, die an seinem Untergange am thätigsten gearbeitet hatten. Um jeden Gedanken von Rache zu entfernen, so stellte er sich, als ob er ihre Vergehungen, die er bey andern strafte, nicht bemerkt hätte; auch mit Varasa söhnte er sich aus. Nur allein gegen das Andenken seines Vorfahren, Avosta, zeigte er sich rachgierig; er annullirte alle seine Verordnungen, und alle Mönche, die unter ihm Ordensämter bekleidet hatten, mußten Rechenschaft ablegen. Er brachte fünf Monathe mit diesen Reisen zu, die jedoch noch mehr Zeit erforderten; allein er beschleunigte seine Geschäfte und gab auch die Reise nach Neapel auf, so sehr er auch wünschte, sich den dortigen Ordens-

brüdern, die ihn so sehr verfolgt hatten, als ihren General zu zeigen; denn der Papst hatte ihn beym Abschiede erinnert, sobald als möglich wieder nach Rom zu kommen, weil er ihn gern um sich haben wollte.

Die gezüchtigten Mönche waren indessen nicht müßig gewesen; von allen Gegenden waren dem Cardinal Protector des Ordens Briefe voll der heftigsten Klagen über seine Härte zugesandt worden, der sie auch dem Papst vorgelegt hatte. Montalto aber rechtfertigte sich vollkommen gleich bey der ersten Audienz, so daß ihm der Papst sein ganzes Vertrauen schenkte, und bey allen Staatsgeschäften zu Rathe zog; ja er befahl seinem Neffen Bonelli, den er zum Cardinal gemacht hatte, und der jetzt den Nahmen seines Onkels Alexandrini führte, fleißig Montalto zu besuchen, um von ihm zu lernen. Es entstand auch bald zwischen beyden eine vertraute Freundschaft. Der darüber erfreute Papst fuhr fort, dem General immer neue Zeichen seiner Gewogenheit zu geben; er ernannte ihn zu seinem Beichtvater, und wenig Monathe nachher machte er ihn zum Bischof. Das ihm ertheilte Bisthum St. Agatha war zwar keines der beträchtlichsten; der Papst aber hatte nicht erst die Erledigung eines andern abwarten wollen, weil es darauf an-

kam, dem Montalto so geschwind als möglich den Eintritt in den geheimen Staatsrath zu verschaffen, der alle Woche zweymal im päpstlichen Pallast gehalten wurde, und aus vier Cardinälen und drey Bischöfen bestand.

Dieser Staatsrath war damals wichtig beschäftigt. Vorzüglich waren die kirchlichen Angelegenheiten in England der Gegenstand ihrer Berathschlagungen. Die Königinn Elisabeth gründete die protestantische Religion immer mehr in ihrem Königreiche, und schränkte dagegen die Freyheiten der Catholiken auf alle Art ein. Hiezu kam die von dieser Prinzessinn den Belgiern bewilligte Unterstützung, die gegen den König Philipp und gegen Rom in Waffen waren. Dieser Monarch hoffte in solcher Lage viel von den Wirkungen eines auf die Königinn gerichteten päpstlichen Bannfluchs, der ehmals mächtig genug gewesen war, alle Bande des Staats und der Gesetze aufzulösen, die höchste Unordnung in großen Reichen zu erzeugen, und stolze Könige auf ihren Thronen zittern zu machen; er kannte die Kirchenceremonien und die Spanische Hofetiquette besser, als den Geist seines Zeitalters, und die Fortschritte der Vernunft im nördlichen Europa. Dringend lag er daher dem Römischen Hof um seine Bannstrahlen an, und weil man

damit aus guten Gründen immer zögerte, so ließ er sich herab, selbst an Montalto zu schreiben, ihm zu seiner bischöflichen Würde Glück zu wünschen, und ihn zu bitten, den Papst zur Beschleunigung der so gewünschten Excommunication zu vermögen. Man schritt endlich zu diesem Mittel, und Montalto mußte die Bannbulle entwerfen, die auch unabgeändert beybehalten wurde. Er wollte Besitz von seinem Bisthum nehmen; der Papst aber wollte ihn nicht aus Rom lassen, daher ein anderer mit dem Titel eines Großvicarius, es in seinem Nahmen thun mußte.

Es liefen häufige Nachrichten aus Asien ein, die die großen Fortschritte der christlichen Religion in jenem Welttheil meldeten. Dieß veranlaßte ein Dankfest und eine feyerliche Procession in Rom, der selbst der Papst beywohnte; auch geschah zur Verherrlichung des Festes eine Cardinals-Promotion, wobey Montalto den Purpur erhielt. Diese große Stufe zur päpstlichen Krone, bestieg er im May 1570, als er neun und vierzig Jahr alt war. Da seine Einkünfte nicht mit seiner neuen Würde in Verhältniß standen, so gab ihm der Papst eine kleine Pension, und eine ansehnliche Summe zu seiner Einrichtung; ähnliche Geschenke bekam er vom Cardinal Alexandrini und

andern reichen Cardinälen, wie auch von den vornehmsten Römischen Fürsten.

Montalto arbeitete eifrig an Erweiterung der Kirchenrechte in auswärtigen Ländern. Man fing mit Spanien an, und errichtete dort geistliche Tribunäle, die von Rom aus besetzt wurden; ferner machte man ohne Wissen der Regierung Bullen bekannt, die die weltliche Macht auf mannigfaltige Art einschränkten, wobey der Römische Stuhl sich auf die Bigotterie des Spanischen Monarchen verließ. Die Erwartung schlug auch nicht fehl. Philipp begnügte sich, einen seiner vornehmsten Minister mit königlicher Pracht nach Rom zu schicken, um gegen so wichtige Eingriffe in die Macht eines dem Papst so ergebenen Regenten Vorstellungen zu thun. Die Behandlung dieser kritischen Sache wurde dem Montalto allein übertragen, der sie auch mit so vieler Geschicklichkeit zu Stande brachte, daß der Bothschafter, ohne das Geringste bewirkt zu haben, aber dennoch sehr zufrieden mit Reliquien, ja mit ganzen heiligen Körpern beladen, nach Spanien zurückkehrte. Nun schritt man zur Verfertigung der berüchtigten Bulle, in Coena Domini genannt, weil sie bestimmt war, am grünen Donnerstage öffentlich dem Volk publicirt zu werden. Der Endzweck derselben ging dahin,

der

der päpstlichen Macht eine größere Ausdehnung zu geben, und alle Ketzer auf die feyerlichste Weise den Höllenflammen zu weihn. Der Papst war der Erfinder dieser Bulle, und Montalto verfertigte den Text, nachdem der Entwurf im Cardinals-Collegio, obwohl nicht ohne große Widersprüche von einigen Cardinälen, durch Stimmen-Mehrheit genehmigt worden war. Sie wurde am grünen Donnerstage des Jahres 1571 zum erstenmal von dem Balkon der Peterskirche in Gegenwart des Papstes abgelesen, und so fuhr man fort zweyhundert Jahre lang. Die Vorlesung, begleitet von inbrünstigen Gebeten eines zahllosen Volks, von Trompeten und Paukenschall, vom Kanonendonner und dem päpstlichen Segen, wurde mit einer besondern Ceremonie beschlossen; man warf nämlich eine brennende Fackel vom Balkon, um die Weihung aller Ketzer zur Hölle desto sinnlicher zu machen. Noch in unsern Tagen, unter dem Papst Clemens XIII, sahe man diese schändliche Handlung, die sein Vorgänger, der oft gepriesene Benedict XIV, nicht Muth genug gehabt hatte abzustellen; erst unter dem vortreflichen Papst Ganganelli, Clemens XIV. genannt, hörte man mit dieser jährlichen Entehrung des Menschenverstandes auf; allein für diese und andre ähnliche Sünden, wurde ihm von den Zeloten ein frühzeitiger Tod zu

Theil. Der König Philip war der erste, der diese Bulle, wider welche man an allen Höfen murrete, in seinen Staaten bekannt machte; aber weder der König von Frankreich noch die Republik Venedig wollten sie annehmen.

Mit der Ausarbeitung und kraftvollen Unterstützung dieser Bulle hörte die Thätigkeit des Montalto auf. Da die Begierde nach der päpstlichen Krone jetzt bey ihm stärker als je war, so dachte er ernsthaft über die Mittel nach, dazu zu gelangen. Er erschrak über die ungeheure Kluft, die ihn davon entfernte; denn im Grunde sahe er jetzt als Cardinal nicht mehr Wahrscheinlichkeit vor sich, Papst zu werden, als in seinem niedrigen Mönchsstande. Ohne mächtige Freunde und Anverwandten, ohne beschützende Höfe und ohne Reichthümer, waren bloß seine Talente, sein großer Geist und seine Erfahrung in Geschäften, seine Fürsprecher. Aber eben diese Eigenschaften standen ihm im Wege; und was seine Wahl zum Papst vollends undenkbar machte, war sein bekannter stolzer, heftiger und unbiegsamer Charakter. Diese für jeden andern unübersteigliche Hindernisse schienen jedoch einem so außerordentlichen Mann, wie Montalto war, nicht unmöglich, aus dem Wege zu räumen. Hiezu aber war ein höchst sonderbarer Plan und eine

über

über alle Begriffe standhafte Ausführung desselben erforderlich. Es kam darauf an, Rom, Italien, ja die ganze catholische Welt zu täuschen; alle schlaue Priester, die den päpstlichen Stuhl umgaben, alle hellsehende Feinde, seine Freunde, seine Familie, seine Bedienten, überhaupt jeder lebende Mensch, alle mußten gröblich hintergangen werden. Die wahrscheinliche Befriedigung des höchsten Ehrgeitzes war die Belohnung der schweren täuschenden Rolle; Schande und Spott stand dagegen auf der zu frühen Entdeckung.

Seinem Entwurf zufolge wurden nun Charakter und Lebensweise verändert. Der Stolzeste der Menschen zeigte jetzt in Sprache und Gebehrden nichts als Demuth, keine Spur von heftiger Gemüthsart, ja selbst die größte Gelassenheit bey Beleidigungen. Er entsagte allen Geschäften, allen Freunden, ja allem Umgange, um mittten in Rom ein einsiedlerisches Leben zu führen. Bisher hatte er immer seine Familie unterstützt; jetzt schrieb er seinen Verwandten, sie möchten für sich sorgen, und nicht mehr an ihn denken, weil er sich hinführo ganz allein dem Himmel widmen wollte. Seine Kleidung, seine Wohnung, seine Nahrung, alles war einfach. Eine so erstaunliche Veränderung mußte jeder-

mann auffallen. Kluge und Einfältige, Freunde und Feinde, alle sahen den Bewegungsgrund ein. Ganz Rom spottete darüber, und die Ueberzeugung einer zu spielenden Rolle schien bey Jung und Alt tiefe Wurzel zu schlagen, und alle seine ehrgeizigen Absichten in der Geburt zu ersticken. Er mußte diese Spöttereyen oft selbst anhören; dennoch fuhr er standhaft in seinem Entwurfe fort. Kaum hatte er diese Veränderung angefangen, so starb der Papst Pius V. Montalto ging mit den andern Cardinälen ins Conclave, nahm aber gar keinen Theil an allen Bewegungen und Cabalen der verschiedenen Factionen bey der neuen Wahl; er bekümmerte sich um gar nichts, redete mit niemand, wenn er es vermeiden konnte, sperrte sich in seine Zelle ein, und verließ sie nie, als um Messe zu hören. Denjenigen, die ihn zu ihrer Partie gewinnen wollten, antwortete er, daß er noch nie im Conclave gewesen, und daher desto eher mißleitet werden könne; er wollte deßhalb alles erfahrnern Personen als er wäre überlassen.

Ein so sonderbares Betragen von einem Manne, der funfzig Jahre lang in allen Lagen den unbiegsamsten und unruhigsten Geist selbst mit Lebensgefahr gezeigt hatte, empörte alle seine Mitbrüder; auch sagte ihm der Cardinal Gambara,

bara, der seine ganze Beredsamkeit aufgebothen hatte, des Montalto Stimme für seine Faction zu erhalten, endlich spöttisch ins Gesicht: „Ich „rathe Ihnen, diese einsiedlerische Rolle bis auf „ein andermal zu ersparen, denn jetzt dürfte für „Sie nichts zu hoffen seyn.“ Man ließ ihn jedoch nicht in Ruhe; immer kamen Cardinäle und drangen in ihn wegen seiner Stimme; er wieß sie aber alle ab mit der Aeußerung, daß er nach seinem Gewissen keinem den Vorzug geben könnte, weil er sie alle für würdig hielte, die Kirche zu regieren; er sagte, sein Wunsch wäre, so viel Stimmen zu haben, als Cardinäle wären, um einem jeden die Seinige zu geben. Der Cardinal Farnese, der wegen seiner mächtigen Familie und seines Anhangs im Cardinals-Collegio so wie in ganz Rom in großem Ansehn stand, erhielt eine ähnliche Antwort, worauf er sagte: „Suchen Sie sich andre Narren aus, die dieß „alberne Vorgeben glauben können.“

Der Cardinal Buon Compagni, eben derjenige, der als Legat mit Montalto in Spanien gewesen war, wurde zum Papst erwählt, und nahm den Nahmen Gregorius XIII an. Montalto erfuhr es nicht eher, als bis die Wahl durch Stimmenmehrheit geschehn war; er bezeigte dem Papst seine Freude, mit der Versiche-

rung, daß er nie sein vormahliges gütiges Betragen gegen ihn vergessen würde. Der Papst war mit dieser Aeußerung zufrieden, weil er aber so wie viele andre anfing zu glauben, daß mit dem Geiste dieses Cardinals wirklich eine Veränderung vorgegangen seyn müßte, so bekümmerte er sich weiter nicht sehr um ihn. Obgleich Montalto keinen Theil an Staatsgeschäften zu nehmen wünschte, so war doch diese Verachtung von Seiten des Hohenpriesters nicht in seinem Plan; um sie zu vernichten, vollendete er ein schon in Spanien angefangenes Werk; dieß war ein Commentar über den heiligen Ambrosius. Er eignete das Buch dem Papst zu, der es jedoch kaltsinnig aufnahm, und während seiner ganzen Regierung fortfuhr, ihm mit Verachtung zu begegnen; auch wurde er nie mehr zu den wichtigen Congregationen berufen, die über das Interesse der Kirche berathschlagten, da er doch zuvor die Seele dieser Versammlungen gewesen war. Diese Hintansetzung rührte den stolzen Mann aufs empfindlichste, und er hatte die größte Mühe, seinen Schmerz zu verbergen; aber seinem Plan getreu und durch die Hoffnung allein unterstützt, begrub er sich in seine Bibliothek, und vermehrte sie noch von seinen geringen Einkünften, die nur 2000 römische Thaler *) betrugen, und ihn zu einer

*) Zwey römische Thaler oder Scudi sind ungefähr so viel wie ein Ducaten.

einer großen häuslichen Oekonomie nöthigten. Einige reiche Cardinäle hatten Mitleiden mit ihm, und schenkten ihm aus Barmherzigkeit eine Anzahl Bücher aus ihren zahlreichen Bibliotheken.

Die christlichen Flotten waren damals gegen die Türken vereinigt, und dreyhundert Spanische, Venetianische, Malthesische und päpstliche Kriegsschiffe unter Anführung des Johann von Oesterreich, des natürlichen Bruders Philipp II, waren in der Nähe von Corfu versammelt. Ungeachtet der dringenden Vorstellungen des Venetianischen Befehlshabers wollte Johann nicht schlagen. Die Flotten trennten sich nun, und die erzürnten Venetianer machten ohne ihre Bundsgenossen einen Separatfrieden. In Rom war man darüber sehr aufgebracht; Montalto aber, der seine Ursachen hatte, die Venetianer zu gewinnen, vertheidigte ihr Betragen mit Wärme, wofür ihm die Republik danken ließ.

Er hatte ein kleines Haus gekauft, unweit der Kirche Maria Maggiore; hier lebte er von wenigen Bedienten umgeben so frugal, wie ein armer Mönch. Alles Geld, was er ersparen konnte, wandte er an die Armen. Das Jubeljahr 1575 zog eine Menge Pilger nach Rom. Die Hospitäler und Klöster konnten sie nicht alle

beher-

beherbergen. Montalto nahm so viel auf, als er nur konnte, und ließ ihnen auch Essen und Trinken geben; vorzüglich aber waren die Kranken der Gegenstand seiner Vorsorge; er unterstützte sie in seiner Armuth nach äußerster Möglichkeit. Dieß Betragen erwarb ihm unter dem Volk viel Achtung, die er noch durch ein fleißiges Besuchen der Kirchen vermehrte. Den größten Theil des Tages brachte er im Beichtstuhl zu, wo sich das durch seine exemplarische Frömmigkeit erbaute Volk Scharenweise hindrängte. Die größten Bösewichter kamen, gestanden ihm ihre Schandthaten, und verließen zufrieden seinen Beichtstuhl. Auf diese Weise erfuhr er, Trotz seiner Einsamkeit, die geheimsten Vorfälle in Rom, die Sittenlosigkeit und ihre Quellen, die schwärzesten Verbrechen und ihre Triebfedern.

Es kam aus Constantinopel ein jüdischer Agent nach Rom, um wegen der gefangenen Christen und Türken zu unterhandeln. Der Cardinal Buon Compagni, Neffe des Papstes und sein vornehmster Minister, rief deßhalb eine Congregation zusammen, zu welcher auch Montalto eingeladen wurde. Dieser aber, der sich von wichtigern Geschäften ausgeschlossen sah, und überdieß immer seinen Plan vor Augen hatte, ent-

schuldigte sich zu erscheinen, unter dem Vorwande, daß er von solchen Dingen nichts verstände, und sich für sein übriges Leben ganz der Theologie gewidmet habe. Der Papst, dem man diese Entschuldigung meldete, wollte sie jedoch nicht annehmen, und befahl ihm, dabey gegenwärtig zu seyn. Er gehorchte; man war aber so wenig mit ihm zufrieden, daß als bald nachher die Pest in Italien ausbrach, und eine andre Congregation gehalten wurde, der Papst den Nahmen des auf der Liste befindlichen Montalto ausstrich, mit der Aeußerung, daß man keine schläfrige, sondern thätige Personen dazu berufen müßte.

Montalto hatte vom vorigen Papst, so wie alle arme Cardinäle, eine kleine Pension zur Verbesserung seiner ohnehin geringen Einkünfte erhalten. Alle diese Pensionen zog Gregorius XIII jetzt ein. Der Cardinal Alexandrini stellte dem Papst die schlechten Umstände des Montalto vor, erhielt aber zur Antwort: „Wollen Sie ihm „Gutes thun, so sollen Sie meinen Segen „haben.“ Diesen Tausch fand der Cardinal nicht für rathsam. Montalto zeigte jedoch darüber keinen Verdruß; im Gegentheil, sobald er den Cardinal Buon Compagni, Neffen des Papstes, sahe, dessen Wohlwollen zu erhalten in seinem

Plan lag, versicherte er ihn seiner Bereitwilligkeit, alles, selbst sein Kleid, herzugeben, da er überzeugt wäre, daß Se. Heiligkeit alles zum Besten der Christenheit anwenden würden; er fügte hinzu, er habe genug ohne die Pension, und bedauerte nur, daß er sie nicht schon längst von selbst aufgegeben habe.

Obgleich er, um die Idee zu gründen, daß er ohne allen Anhang wäre, die Verbindung mit seiner Familie abgebrochen hatte, so liebte er jedoch einen seiner Neffen mit so großer Zärtlichkeit, daß er dem Wunsch nachgab, ihn in seiner Einsiedeley bey sich zu haben. Er ließ ihn nach Rom kommen, kleidete ihn sehr einfach, und wurde selbst sein Lehrer, wobey er immer sagte: „Wenn du Vernunft und Muth hast, so wirst „du die Stütze unsrer Familie werden. Ich ha„be das Meinige gethan.“ Dieser wißbegierige Jüngling aber, die Freude und Hoffnung des Montalto, wurde ihm auf eine schreckliche Weise entrissen. Er fiel durch die Hand eines Meuchelmörders. Der tiefgebeugte Onkel, getreu seinem Plan, verleugnete auch jetzt seine Empfindungen; er verbarg seinen Schmerz und wollte nicht einmal gegen den Mörder, der frey herum ging, klagbar werden. Einige Cardinäle und Prälaten kamen ihn zu trösten und zur Klage aufzufor-

zufordern, allein Montalto sagte, er überließe die Sache Gott, weil die Rache einem Christen nicht gezieme. Manche schüttelten bey diesen Reden die Köpfe; die meisten aber bewunderten diese exemplarische Denkungsart.

Der Czaar von Rußland schickte einen Gesandten nach Rom, um das Vorwort des Papstes als des gemeinschaftlichen Vaters der Christen bey dem Könige Stephan von Pohlen zu erbitten, der, ein Gegenbild zur Geschichte unsrer Tage, — — — die moscowitischen Länder verheerte. Diese Gesandschaft von einem der griechischen Religion zugethanen Monarchen, schmeichelte dem päpstlichen Stolz; sie wurde daher sehr prächtig empfangen. Der Russe aber weigerte sich, den Pantoffel des Papstes zu küssen. Da er fertig Latein redete, und Montalto mit dieser Sprache mehr wie alle andre Cardinäle vertraut war, so erhielt er den Auftrag, dem Gesandten diese durchaus nöthige Ceremonie zu erklären, und ihn zur Unterwerfung zu bereden, welches ihm auch gelang. Der Papst belohnte diese Grimasse durch etwas sehr Wesentliches; er vermochte den sieghaften König von Pohlen zu einem Vergleich, und verschaffte dadurch beyden Reichen Friede. Der Gesandte reis'te sehr zufrieden von Rom ab; er hatte oft Montalto besucht, konnte

sich aber dessen Demuth, schlechte Wohnung und Lebensweise nicht erklären, da die andern Cardinäle, mit ihm von gleicher Würde, sich in ihren Pallästen durch Stolz und königliche Pracht auszeichneten.

In Malta hatten große Zwistigkeiten geherrscht, die so weit kamen, daß die Ritter den Großmeister gefangen hielten. Durch die Vermittelung des Papstes wurden diese Unruhen im Jahr 1581 gestillt. Der Großmeister kam selbst mit hundert der vornehmsten Ritter nach Rom dem Hohenpriester zu danken. Die Demuth des Montalto machte auf ihn solchen Eindruck, daß er ihn fast täglich besuchte, und ihn zum Tröster auf seinem Todbette haben wollte, da der Großmeister bald nachher tödlich krank wurde. Montalto verließ ihn nicht eher, bis er den Geist aufgegeben hatte, und erhielt für diesen Liebesdienst ein kleines Vermächtniß.

Schon lange hatten die Astronomen die Nothwendigkeit einer Calender-Reformation bewiesen. Ein Mathematiker, Namens Lilio, schrieb darüber einen mit genauen Berechnungen verbundenen Tractat. Montalto nahm sich der Sache eifrig an, und trug sie dem Papst vor, der jedoch anfangs nicht darauf achtete, allein endlich durch das anhaltende Bitten des Cardinals bewogen,

wogen, den Vorschlag untersuchen ließ, und ihn sodann den vornehmsten Höfen und Universitäten in Europa mittheilte. Der Calcul wurde sehr richtig befunden, und im Jahr 1583 nahm die verbesserte Gregorianische Zeitrechnung in ganz Europa ihren Anfang. Also auch diese nöthige Verbesserung, deren Vortheile wir noch jetzt genießen, war im eigentlichsten Verstande das Werk des Montalto, der selbst in dem Stande seiner sentimentalen und politischen Erniedrigung der Welt Nutzen zu stiften suchte. Seine Mitbrüder im Purpur beneideten ihn nicht um seine Gelehrsamkeit und deren Anwendung; sie begnügten sich an dem, was ihr Loos war: Gold, Ansehn und Gewalt.

Eine große Hungersnoth wüthete in Rom, woran die Habsucht des Cardinal = Ministers Schuld war. Montalto gab den Armen alles, was er hatte; da es ihm aber zuletzt an Lebensmitteln so wie am Gelde fehlte, so nahm er seine Zuflucht zum Cardinal Colonna, der ihn großmüthig unterstützte. Diese Almosen theilte er wieder mit dem Dürftigen, weßhalb ihn das Volk als einen Heiligen betrachtete.

Mitten unter dieser Volksnoth entstanden in Rom andre Unruhen, die viel Blut kosteten, wobey auch Montalto in Lebensgefahr kam. Die

Häscher hatten einen Banditen verfolgt; dieser Elende glaubte sich im Pallast Orsini zu retten, allein man nahm ihn hier gefangen. Eine Anzahl römischer Ritter, worunter sich auch einer aus dem Hause Orsini befand, kamen von einem Spatzierritt und stießen auf die Häscherschar, die der Barigello, das Oberhaupt dieser Menschenzunft, in Person anführte. Man rieth ihm ernstlich, den Gefangenen frey zu lassen, und da er dieses verweigerte, schlug ihn der Ritter Rusticucci mit dem Stock. Der Barigello schrie seinen Leuten zu, Feuer zu geben; dieß geschah, und drey Ritter stürzten tödlich verwundet zu Boden, worunter auch Rnsticucci war, der gleich darauf starb. Am nächsten Tage folgten ihm auch im Tode die beyden andern. Noch andere Menschen wurden verwundet. Montalto kam eben aus der Kirche, und da ihn sein Weg gerade auf diesen Mordplatz führte, so war er ein Zeuge des blutigen Auftritts, wobey auch sein ihm folgender Bediente eine Wunde bekam.

Ganz Rom gerieth in Aufruhr. Alle Verwandte und Freunde des Hauses Orsini und der andern Ermordeten griffen zu den Waffen, durchstrichen die Stadt, und massacrirten zwey Tage lang alle Häscher, die sie nur ansichtig werden konnten; sie verfolgten sie selbst bis in den Vor-

hof

hof des påpstlichen Pallasts. Der Barigello versuchte es, sich verkleidet aus der Stadt zu retten; er wurde aber ertappt, und da der Papst dem aufgebrachten Adel und dem wůtenden Volk ein fôrmliches Justizopfer schuldig zu seyn glaubte, so wurde diesem Urheber des Blutbades der Kopf abgeschlagen.

Montalto hatte nun nebst andern Rollen auch seit drey Jahren die Rolle eines kränklichen und schwachen Mannes gespielt; auch ging er selten anders aus dem Hause, als wenn er die Kirchen besuchte. Der Gesundheits-Zustand des Papstes versprach kein langes Leben; alles also kam auf die nächste Vacanz des heiligen Stuhls an. Seine List und Klugheit mußte daher jetzt verdoppelt werden. Nach dem Maaß, daß der Papst kränker wurde, nahm auch Montaltos verstellte Krankheit zu. Sein Alter hatte er jederzeit geheim gehalten, und seitdem er Cardinal war, sieben Jahr höher angegeben. Um dieß desto glaubwürdiger zu machen, vernachläßigte er seinen Bart, seinen Anzug, und die nöthige Reinlichkeit. Alles dieses paßte gut zu seiner Kränklichkeit und zu den beständigen Klagen eines durch Alter entkräfteten Körpers. Wenn er nöthige Ehrenbesuche unterließ, so war die Entschuldigung, daß seine Beine ihn nicht mehr tragen

wollten. Er hustete und keuchte beym Treppensteigen, als wenn er den Athem verlieren sollte. In diesem Zustande traf ihn einst der Cardinal della Torre, und wurde so gerührt, daß er sagte: „In Wahrheit, diese Höflichkeit wird Ihnen „das Leben kosten! Um Gotteswillen schonen „Sie sich!“ „Was will dieser Lazarus bey uns“ sagte einst ein stolzer Cardinal, als Montalto auf seiner Krücke dem Pallast langsam zukroch. Der Prälat Castagna, ehemals Reisegefährte des Montalto in Spanien, war Cardinal geworden, und kam jetzt nach Rom, wo er von seinem alten Freunde einen Besuch erhielt. Castagna erschrak, als er ihn erblickte, und sagte: „Ich „finde Sie sehr verändert seit unsrer Spanischen „Reise.“ Die Antwort des Montalto war: „Das Alter drückt mich, und ich erliege unter „meinen körperlichen Schwachheiten.“

Die Angelegenheiten der Kirche im Türkischen Reiche erforderten sehr überdachte Maßregeln; man hielt deßhalb eine Congregation, wozu auch Montalto berufen wurde, da man seine Erfahrung in Kirchensachen benutzen wollte. Er entschuldigte sich aber mit seiner schlechten Gesundheit, worauf der Papst befahl, daß die Congregation in seinem Hause gehalten werden sollte; allein auch dieses half nichts; denn hier hatte er

eine

eine schöne Gelegenheit, seine angebliche Geistesschwäche zu zeigen, daher stimmte er, ohne selbst zu urtheilen, immer den Meynungen andrer bey. Dieß Betragen verursachte, daß die Versammlung nicht mehr bey ihm geschah.

Einige der Kirche vortheilhafte Vorfälle veranlaßten große Feste in Rom, bey welcher Gelegenheit Montalto beym Cardinal Neffen zur Tafel eingeladen wurde; da sein Weigern nichts half, erschien er zwar, aß aber nichts, und schien zum Schrecken der Gesellschaft zweymal der Ohnmacht nahe zu seyn. Der Cardinal Neffe sagte: „Wenn Sie nicht essen, so sterben Sie „ehe Sie Papst werden.“ Montalto erwiederte: „Wer würde wohl einem so schwachen elenden „Greise diese hohe Würde ertheilen?“ Er fügte hinzu: „Meine Brustkrankheit benimmt mir bis„weilen so sehr den Athem, daß ich immer glau„be zu ersticken.“ Man rieth ihm Arzeneymittel an, allein seine Antwort war, daß diese zwar das Uebel, aber nicht die Anzahl seiner Jahre vermindern könnten.

Zum Beweise, wie sehr er sich von der Welt zu entfernen wünschte, und daß er seinen Tod vor Augen habe, brachte er die Fastenzeit im Jahr 1585 in einem Kloster zu. Die Mönche waren im Erstaunen verlohren, daß der ehemals

so unruhige Priester und so furchtbare Franciscaner-General, jetzt ein ganz demüthiger schläfriger Mann geworden war, dessen Gegenwart im Kloster man nicht einmal merkte.

Jetzt also war es nach einer funfzehnjährigen nie erhörten Verstellung dahin gekommen, daß ganz Rom, so wie die ganze catholische Christenheit, den Montalto für einen an Leib und Geist äußerst geschwächten und dem Tode nahen Cardinal hielt; seine eignen Bedienten waren so wie alle Welt hintergangen, und bestätigten den in so langer Zeit beobachteten elenden Gesundheitszustand ihres Herrn. Er hatte die klügsten, die listigsten, die erfahrensten Priester und Layen dermaßen getäuscht, daß bey keinem derselben mehr Zweifel Statt fanden, und nun starb der Papst Gregorius nach einer dreyzehnjährigen Regierung.

Drittes Buch.

Der Tod des Papstes eröffnete den Intriguen ein weites Feld. Alle Cardinäle waren in Bewegung, um entweder für sich, oder für ihre Freunde zu arbeiten; nur allein Montalto, dem das Herz mehr als allen andern pochte, schien müßig zu seyn. Er sah wohl ein, daß wenn er jetzt in seinem vier und sechszigsten Jahre nicht erwählt wurde, die päpstliche Krone wahrscheinlich für ihn verloren seyn dürfte. Seine Besorgniß war daher sehr groß, und nach diesem Verhältniß auch seine zweckmäßige Arbeit, durch verdoppelte Verstellungskünste zu Hause und außerhalb desselben zu wirken. Es schien entschieden, daß er der kränkste, der schwächlichste, und jetzt auch der einfältigste aller Cardinäle war. Man hatte ihm längst den Nahmen, der Anconische Esel, beygelegt. Sämmtliche Cardinäle verachteten ihn. Niemand aber that dieß mehr, als der Dechant des heiligen Collegiums, der Cardinal Farnese, ein auf sein altes mächtiges Haus sehr stolzer

Mann, Onkel des Herzogs Alexander von Parma, jenes berühmten Feldherrn des Königs Philipp des II. Noch ehe man ins Conclave ging, kamen neue Nachrichten von den Siegen dieses jungen Heerführers in Rom an. Alles eilte zum Cardinal, ihn deßhalb zu komplimentiren; auch Montalto, auf seine Krücke gestützt, wackelte zu ihm, um seinen Glückwunsch herzustammeln, der bey jedem Athemzug durch ein heftiges Husten unterbrochen wurde. Farnese pflegte ihn oft die *römische Bestie* zu nennen; jetzt aber empfing er ihn höflich, um ihn in sein Wahlinteresse zu ziehn. Montalto aber ließ sich in nichts ein, sagte von jedem Cardinal alles Gute, nur von sich allein sprach er mit Verachtung, wobey er hinzufügte, daß wenn er wüßte, daß das Conclave lange dauern sollte, so würde er nicht hineingehn, aus Furcht, noch vor der Wahl eines neuen Papstes zu sterben. Farnese munterte ihn auf. Montalto ließ sich gern trösten, und in der Ueberzeugung, daß aus vielen Gründen die Wahl der Cardinäle nicht auf ihren Dechanten, Trotz seines mächtigen Anhangs, fallen würde, both er jetzt diesem seine Stimme an. Farnese, um ihn auszuforschen, erinnerte ihn, an sich selbst zu denken, erhielt aber zur Antwort, daß die Cardinäle ganz verblendet seyn müßten, wenn sie einen so schwachen und ganz unbrauchbaren Mann,

wie er wäre, wählen wollten. Diese Sprache hielt er bey allen, besonders bey den Häuptern der Factionen, und da die Cardinalminister der vorigen Regierung noch den stärksten Anhang hatten, so behauptete er gegen sie, daß es ein Unglück für die Kirche wäre, wenn das Steuerruder derselben in andre Hände käme. Solche Reden konnten ihren Eindruck nicht bey ehrgeitzigen Männern verfehlen, die von seiner gänzlichen Unfähigkeit zum Selbstregieren überzeugt zu seyn glaubten, und daher bey ihm ehrsüchtige Absichten für undenkbar hielten, überdieß auch wußten, daß er ohne alle Verbindung mit andern Cardinälen und Prälaten war.

Das Conclave wurde den 21. Aprill 1585 mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten eröffnet, und zwey und vierzig Cardinäle gingen hinein; sie beschwuren gleich am ersten Tage, daß wer auch immer zum Papst erwählt werden möchte, folgende sieben Artikel halten sollte: 1) Den Frieden unter allen christlichen Fürsten zu befördern, und sie sowohl als ihre Völker dahin zu vermögen, mit aller Macht die Ketzer, die Ungläubigen, und überhaupt alle Feinde des christlichen Nahmens zu bekämpfen. 2) Die päpstliche Residenz nicht außerhalb Rom zu verlegen, es sey denn durch Noth gedrungen, oder zum Vortheil der Kirche,

und mit Beystimmung der meisten Cardinäle. 3) Von allen vornehmern und geringern Beamten und Richtern im Kirchenstaat nach geendigtem Besitz ihrer Aemter Rechenschaft zu fordern. 4) Niemand zur Cardinalswürde zu erheben, als Personen von guten Sitten, und achtungswürdig sowohl wegen ihrer Tugenden als Lehrsätze; deßgleichen unter keinerley Vorwand zwey Brüdern den Cardinalshut zu ertheilen. 5) Die Güter der Kirche zu erhalten, und ohne Genehmigung des heiligen Collegiums nichts davon zu veräußern. 6) Niemand den Krieg zu erklären, auch wenn er noch so gerecht wäre, ohne zuvor förmlich durch die Stimmenmehrheit der Cardinäle dazu berechtigt zu seyn. 7) Alle Privilegien und Rechte der Cardinäle ungeschwächt zu erhalten.

Das Conclave bestand aus fünf Factionen, deren Häupter waren: Die Cardinäle, Farnese, Este, Alexandrini, Altems, und Buon Compagni. Die Faction dieses letztern, der als Neffe Gregorius XIII und als Minister, unter der vorigen langen Regierung sich viel Freunde gemacht hatte, war die stärkste von allen. Die Cardinäle Altems, Alexandrini und Medicis vereinigten sich jedoch, um durch List den Cardinal Cesi, einen Römer, zu erwählen. Da am ersten Tage des

des Conclave es allen Cardinälen frey steht, nach Vorlesung der Bullen, den Vatican auf einige Stunden noch einmal zu verlassen, welches auch die mehresten thun, so war der Anschlag, wenn die dem Cesi nicht günstigen Cardinäle sich entfernt haben würden, ihn sogleich durch die ihm geneigte zusammengehaltene Phalanx zum Papst erwählen zu lassen. Buon Compagni aber, der größte Feind des Cesi, erhielt von diesem Vorhaben Nachricht, da er eben fort wollte, und vereitelte es sogleich durch die nöthigen Maßregeln. Der Anschlag einer so einseitigen Wahl war jedoch für alle andere Cardinäle so sehr empörend, daß Cesi während des ganzen Conclave gar nicht mehr vorgeschlagen werden durfte.

Der erste förmliche Wahlversuch war zum Besten des Cardinals Albani, der aber beym Scrutinio nur dreyzehn Stimmen hatte. Nun traf dem Cardinal Sirletti die Reihe; er wurde aber auch verworfen: man wollte von ihm gar nichts hören, blos wegen seiner vertrauten Freundschaft mit dem Cardinal Cosmo, einem allgemein verhaßten Manne, der neunzehn Jahre lang große Staatsämter bekleidet, und durch sein Betragen fast alle Cardinäle beleidigt hatte. Der Cardinal Castagna wurde nun von Buon Compagni vorgeschlagen; obgleich aber gegen diesen Prälaten

nichts

nichts einzuwenden war, so wollte es doch den Cardinälen nicht in den Kopf, ihm, der erst bey der letzten Promotion den rothen Hut erhalten hatte, jetzt schon als Statthalter Christi zu huldigen; die Wahl fand daher nicht die Stimmenmehrheit. Der von der starken Faction des Hauses Medicis unterstützte Cardinal Savelli war nicht glücklicher. Sein überaus stolzer Character hatte ihm viele Feinde gemacht; daher selbst mehrere Anhänger des Cardinals Medicis ihm erklärten, seine Partey zu verlassen, wenn er fortführe, Savelli zu unterstützen.

Montalto war der aufmerksamste Beobachter aller dieser Auftritte, woran er doch gar keinen Antheil zu nehmen schien. Von Furcht und Hoffnung beständig hin und her geworfen und durch seine Rolle zur Unthätigkeit verdammt, erwartete er in der Stille sein Schicksal. Der Cardinal Alexandrini fiel endlich darauf, ihn zu wählen; er erinnerte sich der ehemals zwischen ihm und Montalto obwaltenden Freundschaft, und der großen Verbindlichkeiten, die dieser ihm schuldig war. Nichts schien ihm gewisser, als daß der neue Papst, durch diese Wahl noch mehr zur Dankbarkeit angefeuert, ihm die Regierungsgeschäfte übertragen würde. Er vermochte den Cardinal Este, das Haupt der Französischen Faction,

zum

zum Beytritt, und endlich auch den Cardinal Medicis, der die Intriguen seines Feindes Farnese mehr wie alles fürchtete. Medicis, der am Hofe zu Madrid in großer Achtung stand, versprach dabey auch die Zustimmung aller Spanischgesinnten Purpurpriester. Nach diesen Vorbereitungen machten die drey Cardinäle dem Montalto um Mitternacht einen Besuch.

Dieser von so vielen Leidenschaften bestürmte Mann lebte indeß in seiner Zelle wie ein Einsiedler, und schien sich um die ganze Welt nicht zu bekümmern. Er ging zu keinem Menschen, besuchte bloß die Capelle zum Gottesdienst, und nur manchmal war er beym Scrutiniren zugegen. Wenn er sprach, so waren es Lobeserhebungen der am meisten Gewicht habenden Cardinäle; dieß geschah aber bloß zu ihren Anhängern und Freunden, wobey er bey jedem die Gründe anführte, warum dieser vorzüglich gewählt werden müßte. Solche hingeworfne Reden verursachten, daß ihn jede Partey als ihren Anhänger betrachtete, ob er gleich an den mannigfaltigen Intriguen keinen sichtbaren Antheil nahm. Seine Rolle erforderte jetzt mehr wie jemals, sich krank und schwach zu stellen; auch verlor er sie keinen Augenblick aus dem Gedächtniß. Die gewaltige Gemüthsunruhe erlaubte ihm kaum, etwas von

seiner einfachen Nahrung zu sich zu nehmen, und entfernte den Schlaf von ihm; er hustete und stöhnte die ganze Nacht dermaßen, daß die Ruhe der in den benachbarten Zellen wohnenden Cardinäle nicht wenig gestört wurde.

Der nächtliche Besuch von drey so vielvermögenden Cardinälen war dem vor Freude zitternden Montalto nicht räthselhaft. Kaum erblickte er sie, so war sein Willkommen ein erschrecklicher Husten, als wenn er ersticken wollte. Nach dessen Endigung erfolgte die für ihn so hoffnungsvolle Erklärung, die er durch ein Lamento beantwortete, daß nämlich seine Regierung nur wenig Tage dauern würde; dabey berief er sich sehr listig auf seine geringe Erfahrung in Staatsgeschäften, und auf seine gänzliche Unfähigkeit, eine so große Last zu tragen. Die Cardinäle, um ihn aufzumuntern, erwiederten, daß Gott ihm dazu die Kräfte verleihen würde. Endlich geschah die Erklärung des Montalto, daß wenn er sich ja entschließen sollte, die päpstliche Krone, der er so unwürdig wäre, anzunehmen, so müßten sie ihm ihren kräftigen Beystand versprechen. Dieser wurde ihm gern zugesichert, und nun entfernten sie sich.

Die Betrachtungen, die diese Cardinäle nun unter sich anstellten, mußten dem Montalto sehr gün-

günstig seyn. Einen Papst zu haben, den sie ganz beherrschen konnten, war ein erwünschter Zufall. Seine vermeinte Freymüthigkeit war so sehr von den kunstvollen verstellten Reden und Versprechungen andrer Kron=Candidaten verschieden. Hiezu kam die Erinnerung, daß Montalto nur sehr kurze Zeit seinen Orden regiert, und wenn gleich mit Religionsangelegenheiten, doch mit Staatsgeschäften nie etwas zu thun gehabt hatte; ferner, daß er sich ohne Anhänger und Freunde befand, daß seine Verwandten arme Landleute waren, und daß er immer als Cardinal mißtrauisch auf seine eignen Kräfte gewesen, und sich beständig nach den Meinungen andrer gerichtet hatte. Folglich mußte er durchaus auf einem so erhabenen Posten sachkundige Personen zu Gehülfen haben, durch deren Hände alle die großen Geschäfte der Kirche und die Verwaltung des Staats besorgt, so wie die Gunst= und Gnadenbezeigungen ertheilt werden könnten; und war es nicht wahrscheinlich, daß er aus Dankbarkeit den Männern, die ihn erhoben hatten, vor andern sein Zutrauen schenken würde? Diese Betrachtungen bestimmten die drey Cardinäle, alles nur mögliche anzuwenden, die so wohl überdachte Wahl zu bewirken.

Die größte Schwierigkeit war, die Faction des Farnese zu gewinnen, oder zu entkräften, der

den Montalto nicht leiden konnte, und überdieß im Trüben fischen wollte, ja selbst Anschläge auf die päpstliche Krone hatte. Die dem Montalto geneigten Cardinäle wollten zuvörderst die Feinde des Farnese besorgt machen, und sprengten deßhalb aus, daß er Couriere aus Spanien und Frankreich erwartete, um ihn im Nahmen beyder Höfe dem Cardinal-Collegio zu empfehlen. Medicis arbeitete von den Verbündeten am meisten, die Sache zu beschleunigen; weil er den Cardinal Alexandrini als einen wankelmüthigen Mann kannte. Mit ihnen hatte sich der Cardinal Rusticucci vereinigt; ein intriguanter Prälat, der auch Theil an der Regierung eines schwachen Papstes zu haben hoffte. Alles kam nun darauf an, den Cardinal Buon Compagni zu gewinnen, der an der Spitze der zahlreichsten Faction stand. Da dieses wegen seiner Freundschaft mit Farnese sehr schwer war, so suchte man einzelne Glieder von der Faction abzuziehn. Dieß gelang auch. Die Cardinäle Riario, Guastavillano, Spinola, Gonzaga, Salviati, Cananio und Castagna wurden alle gewonnen, und traten zur Partey des Medicis über. Nach Anwendung vieler Ueberredungskünste bequemte sich auch der Cardinal Sforza dazu, und endlich auch der Cardinal Altems, das Haupt einer abgesonderten Faction, der den Farnese haßte.

Man

Man hatte den Montalto förmlich vorgeschlagen. Der dagegen gemachte Widerstand von vielen, besonders von der ganzen Faction des Farnese, war nicht unerwartet. Indessen war dieser ehrgeitzige Dechant des heiligen Collegiums weit entfernt, sich vorzustellen, daß man die Wahl seines Gegners mit so großem Eifer betriebe, und schon damit so weit gekommen wäre; er hatte bloß zum Augenmerk, die Partey des Cardinals Este zu schwächen, und hielt die andern Intriguen für ohnmächtige Versuche, besonders da ihm Buon Compagni sein Wort gegeben hatte, ohne seine Mitwirkung keine Wahl zu treffen.

Montalto kam indessen nicht aus seiner Zelle, die aber jetzt von seinen Anhängern fleißig besucht wurde, um ihm von Zeit zu Zeit die Lage der Sache zu melden. Er fuhr fort, seine Bescheidenheit und Demuth zu zeigen, redete immer von der großen Last der Regierungsgeschäfte, und von der Zuversicht, daß man ihm solche erleichtern würde. Der Cardinal Buon Compagni war ihm jedoch noch abgeneigt, weil er glaubte, Montalto hege gegen ihn einen heimlichen Groll wegen der ihm entzogenen Pension. Man wollte also diesem vielvermögenden Cardinal Furcht einjagen; daher ließ sich der von ihm sehr geschätzte, am Podagra krank liegende Cardinal Riario

zu ihm in die Zelle tragen, um ihm zu melden, daß die Wahl des Montalto so gut wie geschehen sey, und daß für diejenigen, die sich ferner widersetzen wollten, Scham und Verwirrung erfolgen würde. Buon Compagni erstaunte über diese Nachricht, die ihm gleich darauf durch Guastavillano bestätigt wurde. Dem Cardinal Madrucci war die geheime Willensmeinung des Königs von Spanien anvertraut, und da die Politik dieses Hofes sich von jeher besser mit einem schwachmüthigen, als mit einem regierungsfähigen Papst vertrug, so erklärte auch dieser Cardinal seine Zustimmung zur Wahl des Montalto. Man setzte den folgenden Tag dazu an. Die Cardinäle versammelten sich in der Paulinischen Capelle. Noch war Buon Compagni unentschlossen, aber Alexandrini zog ihn auf die Seite, und sagte ihm, daß Medicis, Altems, und überhaupt fast alle von den angesehensten Cardinälen durchaus die Wahl des Montalto beschlossen, und nur aus Hochachtung für ihn die Vollendung verzögert hätten, um ihn nicht von der ehrenvollen Theilnahme auszuschließen; er fügte hinzu, er könne jetzt wählen, ob er sich dem neuen Papst verbindlich machen, oder zusehn wolle, daß er auch ohne ihn, und Trotz seines Widerstandes, erwählt würde.

Der durch diese nachdrückliche Anrede bestürzte Buon Compagni verlor alle Fassung, vergaß sein dem Farnese gegebenes Wort, und rief eiligst die ihm ergebenen Cardinäle zusammen. Es waren deren zwölfe. Er trug ihnen die Sache vor, und fand keinen abgeneigt, diese Wahl zu befördern. Eine solche Reihe von bedenklichen Bewegungen, mitten unter dem Gottesdienst, da gleich darauf das Scrutinium vorgenommen werden sollte, war etwas ganz ungewöhnliches, und dennoch erregte es nicht die Aufmerksamkeit des mit Blindheit geschlagenen Farnese, der bey vielem Verstande und in allen Conclavekünsten erfahren, die drey letzten Päpste größtentheils selbst erwählt hatte. Er durfte nur dem Buon Compagni nachgehn, so war nichts gewisser, als die Besiegung dieses wankelmüthigen durch sein dem Farnese gegebenes Wort ohnehin gebundenen Cardinals, und dann hätte man vereinigt durch eine thätige Opposition der Wahl des Montalto große Hindernisse in den Weg legen können. Um alle schon so weit gediehene Maßregeln der Gegenpartey zu vernichten, war nur eine kurze Unterredung zwischen diesen beyden vielvermögenden Cardinälen erforderlich. Diese aber geschah nicht. Auch die Worte, die der Cardinal Este laut sagte, als man eben der Gewohnheit zu Folge gewisse Bullen vorlesen wollte: „Es bedarf keiner weitern

„Vorlesung, denn die Wahl ist geschehen,“ schien Farnese nicht zu achten. Da ihm endlich die Augen aufgingen, so erfolgte seine ganz unerwartete Zustimmung, in Rücksicht auf die vermeintliche Gebrechlichkeit des Montalto an Leib und Geist. Er fragte jedoch Buon Compagni um die Bewegungsgründe seiner Concurrenz mit dieser Wahl. Die Antwort war: „Weil Montalto von einer „stillen nachgiebigen Gemüthsart ist, und wir „unter seiner Regierung große Freyheit haben „werden.“ „Ich bin auch Ihrer Meinung, er„wiederte Farnese, denn dieser Mensch hat weder „Verstand genug, um Uebel zu thun, noch Be„urtheilungskraft genug, um etwas Gutes an„zuordnen.“

Die Wahl eines Papstes geschieht gewöhnlich auf dreyerley Art: durchs Scrutinium, durch die Annäherung, und durch die Adoration. Hiezu kömmt noch eine vierte, die man aber seit einigen Jahrhunderten nicht gebraucht hat. Wenn nämlich das Conclave so getheilt ist, daß man unmöglich zu einer Wahl kommen kann, so wird ein Ausschuß von drey Cardinälen ernannt, und diese erhalten Vollmacht, einen Papst zu erwählen, den alle übrigen sodann anerkennen.

Das Scrutiniren besteht darin, daß ein jeder Cardinal den Nahmen deßjenigen, dem er seine

Stimme geben will, auf ein Papier schreibt, das sodann versiegelt, und mit einem Denkspruch auf der Außenseite bezeichnet wird. Diese Billets werden in einen goldnen Kelch gethan, der auf dem Altar steht, und hernach von drey Cardinälen untersucht wird. Wer zwey Drittheil dieser Stimmen hat, wird als erwählter Papst anerkannt. Die Wahl der Annäherung ist jedoch gewöhnlicher, wobey ein jeder, indem er hinzutritt, ganz laut die Worte sagt: „Ich nähere „mich dem Cardinal N.“ Die Adoration geschieht auf eben diese Art, nur daß alle Cardinäle die Annäherung mit einer tiefen Verbeugung begleiten. Haben zwey Drittheile dies gethan, so ist er als erwählt betrachtet, doch wird das Scrutinium noch als Formalität hinzugefügt.

Die Wahlstunde kam, und fast alle anwesende Cardinäle drängten sich zur Adoration des Montalto. Der Cardinal-Dechant Farnese befahl nun, zum Scrutiniren zu schreiten. Man wollte eben damit anfangen, als Montalto dem ihm nahe sitzenden Cardinal Buon Compagni heimlich sagte, er möchte doch erinnern, daß das Scrutinium ohne Präjudiz der Adoration geschehn müsse. Diese etwas unerwartete Erinnerung von Seiten eines vermeintlich einfältigen Mannes schien einigen befremdend; indessen wirkte sie;

und mehrere Cardinäle riefen zu wiederholtenmalen diese Art von Protestation aus.

Der entscheidende Augenblick war so gut als vorüber, und Montalto schien das große Ziel, wornach er so lange gestrebt, und das er durch eine beyspiellose Rolle errungen, endlich erreicht zu haben; als er, der seit funfzehn Jahren behutsamste und vorsichtigste der Menschen, der seine Wahl nun als unbezweifelt betrachtete, eine unglaubliche Unbedachtsamkeit beging. Er, der vier und sechszig Jahr gewartet hatte, der die funfzehn langen im Elend und in Verachtung verlebten Jahre, wo jede Stunde die gewaltsamste Bekämpfung seiner Leidenschaften und die Verleugnung seiner selbst, seine traurige Arbeit war, nicht zu lange gefunden hatte; dieser so sonderbare Mann, konnte oder wollte nicht die noch wenigen Minuten erwarten, um seine Erhebung völlig bestätigt zu sehn. Die Larve, womit er alle Welt bezaubert, und die ihm allein die päpstliche Krone so nahe gebracht hatte, diese Zauberlarve riß er auf einmal zur höchsten Unzeit ab. Man beschäftigte sich noch mit dem Scrutinio, als der bisher immer krumm gebückte Montalto sich auf einmal wie neu erschaffen in die Höhe richtete, eine majestätische Stellung annahm, seine Krücke von sich schleuderte, und wie der ge-

sunde-

sundeste, kraftvolleste Mensch mit großem Geräusche seinen Speichel auswarf. Mit Blicken voller Ernst und Würde sah er umher. Alle versammelten Cardinäle standen wie versteinert; es war ihnen, als ob sie das Haupt der Medusa sähen. Nie vielleicht ergriff das Erstaunen eine Anzahl Menschen so gewaltig, als diese Priester im Purpur bey einer solchen alle Begriffe übersteigenden Scene. Kaum konnten sie ihren Sinnen trauen. Was war nicht von einem mit der höchsten Autorität bewaffneten Papst zu erwarten, der seine jedermann erinnerlichen großen Talente und wüthende Leidenschaften bis auf den Grad verleugnet hatte, funfzehn Jahre lang im Staube zu kriechen, und die Rolle eines Elenden zu spielen? Keiner durfte von dieser ominösen Veränderung etwas gutes für sich erwarten, und alle sahen sich in ihren Erwartungen schrecklich getäuscht. Die Cardinäle Medicis und Alexandrini, Este und Buon Compagni nebst allen andern klugen, listigen und im kirchlichen Gewande grau gewordnen Priestern, alle waren ganz betäubt, und verloren die Besonnenheit in kostbaren Augenblicken, wo sie noch die kräftigsten Mittel in ihren Händen hatten, das ihnen drohende Uebel zu entfernen. Nichts war jetzt leichter, als mit Hintansetzung aller Formalitäten und aller üblichen Gebräuche eine einstimmige Vernichtung

 der

der Wahl zu bewirken, die noch ein Geheimniß des Conclave war. Geschah dieß, so war Montalto verloren; die Früchte seiner tiefdurchdachten und höchst mühsam ausgeführten Plane waren auf ewig dahin. Spott und Schande ohne Gränzen erwarteten ihn, und zwar in eben dem Maaße, als seine Verstellung groß gewesen war. Er wäre der Nachwelt als einer der seltsamsten Thoren bekannt geworden, und Rom hätte seinen größten Papst, den Hersteller alter Kunst und Pracht, den strengen aber weisen Gesetzgeber, und Europa einen der außerordentlichsten Regenten nie bewundert. Noch war es Zeit, allein die schleunigste Entschließung war erforderlich. Endlich schien sich der Cardinal Farnese zu ermannen, und rief aus: „Man sehe sich wohl vor, das „Scrutinium ist nicht richtig!“ Montalto aber mit der Superiorität, die wahrhaft große Männer über andre haben, schreckte ihn so wie alle übrigen durch einen fürchterlichan Blick zurück, und schrie: „Es ist richtig!“ Und nun fing er selbst an, das Te Deum mit einer so starken Stimme zu singen, daß die ganze Capelle ertönte; die betäubten außer sich gesetzten Cardinäle stimmten mechanisch mit ein, und nun war Montalto Papst.

Vier=

Viertes Buch.

Der neue Papst bestätigte gleich in den ersten Augenblicken die unangenehmen Erwartungen der Cardinäle. Die Ceremonien=Meister fragten ihn dem Gebrauch zufolge, ob er die påpstliche Würde annehmen wollte. Die Antwort war: „Ich „kann nicht mehr empfangen, was ich schon be„sitze, aber gern möchte ich noch weit mehr an„nehmen, da ich durch die Gnade Gottes Kraft „genug in mir empfinde, nicht allein die Kirche, „sondern die ganze Welt zu regieren." Als man ihm die påpstlichen Kleider anlegte, waren seine Bewegungen ganz die eines Jünglings, voll der größten Lebhaftigkeit. Die Cardinäle schüttelten die Köpfe, und keiner sprach, bis Rusticucci das Wort nahm und scherzend sagte: „Heiligster Va„ter! Die påpstliche Krone ist eine Universal=Ar„zeney, denn sie macht alte kranke Cardinäle „jung und gesund." Er antwortete ernsthaft: „Das ist sie auch, wie ich jetzt erfahre." Farnese, der nur nothgedrungen seine Wahlstimme geges

gegeben hatte, fand eine Linderung seines Unmuths in dem Leiden seiner Feinde Medicis und Alexandrini, die ehrgeitzigen Urheber dieser Wahl, die sich nun so schrecklich getäuscht sahen; er sagte daher beym Ausgange aus dem Conclave zum Cardinal Sforza: „Den Kayser Carl V reuete „es schon am Abend des nämlichen Tages, daß „er seine Krone niedergelegt hatte; diese Herren „aber haben zu ihrer Reue nicht so lange Zeit ge„habt.“ „Ich will Sie noch glücklich preisen, „erwiederte Sforza, wenn Ihre Reue nicht von „weit längerer Dauer ist.“ Der neue Hohepriester nahm den Nahmen Sixtus V an, um das Andenken des Papstes Sixtus IV zu ehren, der auch ein Franciscaner gewesen war.

Sixtus wurde nun im Pomp nach der Peters-Kirche gebracht. Das Volk stürzte herbey, um den neuen Papst zu sehn, und seinen Segen zu empfangen. Man erkannte ihn nicht, und Alt und Jung fragten einander, wer denn dieser Papst wäre? so groß war die Verwandlung. Der alte kränkliche Montalto, der Tag und Nacht keuchte, und auf den Straßen aus Schwachheit umfiel, war in einen gesunden kraftvollen Mann umgestaltet; vorher krumm gebückt auf einer Seite hängend mit niedergeschlagenen Augen, jetzt gerade aufgerichtet mit Blicken voll Ernst und Majestät

jestät um sich her schauend; die Hände und Arme, die sonst nur mit Zittern in die Höhe gehoben wurden, bewegten sich jetzt mit Grazie, um nach allen Seiten den Segen auszuspenden. Das Volk schrie unaufhörlich: „Es lebe Sixtus! Heiliger Vater, Ueberfluß und Gerechtigkeit;“ Er antwortete zu wiederhohlten malen: „Ueberfluß „könnt ihr wie eine Gnade verlangen; Gerechtig„keit aber, auch ohne Ansehn der Person zu „ertheilen, ist meine Pflicht, die ich erfüllen „werde.“

Es herrschten in allen Zweigen der Regierungsverwaltung die größten Mißbräuche und Unordnungen. Niemand kannte sie besser, als Sixtus; auch war sein Verlangen, denselben abzuhelfen, so groß, daß er selbst am Wahltage sagte: „Noch „heute Abend will ich anfangen, für die Bedürf„nisse des Volks Anstalten zu treffen.“ Es war der 24ste April im Jahr 1585. Man bath ihn, als er aus der Kirche im päpstlichen Pallast ankam, daß er etwas ausruhen möchte; er erwiederte aber, daß die Arbeit künftig seine größte Ruhe seyn würde. Die Cardinäle Alexandrini, Rusticucci und Medicis bemühten sich, sich bey ihm einzuschmeicheln, allein dieß war fruchtlose Mühe; ihr Scherz sowohl als ihr Ernst, alles war bey dem neuen Papst verloren. Der letztere

Car=

Cardinal sagte: „Ew. Heiligkeit haben jetzt eine „ganz andre Miene, als sonst, da Sie Cardi= „nal waren.“ Sixtus antwortete: „Damals „suchte ich die Schlüssel des Paradieses, und um „sie zu finden, ging ich gebückt, und sahe auf „die Erde; jetzt aber, da sie in meinen Händen „sind, betrachte ich bloß den Himmel, da ich auf „Erden nichts mehr nöthig habe.“ Alexandrini bewunderte seine geschwinde Herstellung, und fügte hinzu: „Ew. Heiligkeit haben weder gestern „noch vorgestern mit so viel Kraft gesprochen, „als heute.“ Sixtus antwortete: „Ich war ge= „stern nicht Papst, auch vorgestern nicht, jetzt „aber bin ich es.“ Rusticucci wollte ihm seinen unordentlich hängenden Mantel zurecht rücken, und legte deßhalb Hand an; allein auch dieser Dienst war nicht angenehm, und zog dem dienst= fertigen Cardinal die kränkenden Worte zu: „Bey „einem Papst ziemt sich keine solche Vertraulich= „keit.“ Es fehlten in den päpstlichen Zimmern einige Bedürfnisse; die Cardinäle, um dem Papst ihre Aufmerksamkeit zu zeigen, befahlen die schleunige Herbeyschaffung der fehlenden Artikel. Sixtus aber machte bald allen ihren Bestrebungen ein Ende, indem er ihnen mit einem ernsthaften Tone sagte, sie möchten sich die Mühe ersparen, er würde selbst anordnen, was er nöthig hätte.

Schon die erste Nacht-Mahlzeit des Papstes hatte etwas Auszeichnendes. Er ließ die Cardinäle, Medicis, Alexandrini, Rusticucci, Buon Compagni, Altems und Este dazu einladen, und hier während der Mahlzeit, wobey sie nicht als Gäste, sondern nur als Zuschauer zugegen waren, erklärte er ihnen die Grundsätze, nach welchen er regieren würde; er sprach viel von der Macht, die Christus dem heiligen Petrus gegeben hätte, die folglich jetzt mit Ausschließung aller andern Menschen auf Erden in seine Hände gekommen wäre, und die er daher auch brauchen würde. Die Cardinäle verstanden diesen Wink und wollten Vorstellungen versuchen; er ließ sie aber nicht zu Worten kommen, sondern sagte, die Kirche brauchte nur einen Herrscher; worauf Rusticucci äußerte, daß Sixtus sich doch im Conclave ausdrücklich ihren Beystand ausbedungen habe. „Das „habe ich gethan, antwortete der Papst, ich „denke aber jetzt anders, und wenn diese Veränderung mein Gewissen beschweren sollte, so werde ich meinem Beichtvater die Macht ertheilen, „mich zu absolviren. Ihr habt mich zum Papst „gemacht, ich gestehe es; dieß geschah aber nur „bloß um Euer eignes Interesse, nicht meinetwegen; wenn ich also jetzt das meinige allein „vor Augen habe, so folge ich Euerm Beyspiel." Mit diesem Compliment entließ er sie. Keiner

kränkte sich mehr als Medicis, der beym Weggehn zu den andern Cardinälen sagte: „Ich sehe „ein Ungewitter, das sich über unsre Häupter zu„sammenzieht; ein jeder muß auf seine Sicherheit „denken.“

Sixtus, seiner großen Hoffnung voll, hatte als Cardinal immer ein Buch bey sich getragen, worin er alle seine Entwürfe von künftigen Gesetzen, Unternehmungen und Verbesserungen, eingezeichnet hatte. Dieß that er oft, sogar während seines Brevier-Gebets, wobey er sagte: „Das Wohl des einzeln Menschen muß dem öf„fentlichen Wohl nachstehn. Das Brevier geht „nur mich allein an, mein Gedankenbuch aber „ist für die ganze Christenheit.“ Die Justizpflege im Kirchenstaat war über alle Begriffe schlecht, und Verbrechen jeder Art gehörten zu den gewöhnlichsten Ereignissen des Tages; daher war eine der ersten Handlungen des neuen Papstes, den Gouverneur von Rom und alle Criminal-Richter zu sich kommen zu lassen, um ihnen nachdrücklich ihre Pflichten einzuschärfen, wobey er unter allerhand Drohungen auch die Worte sagte: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu „bringen, sondern das Schwert.“ Die Audienzen der fremden Gesandten und der Römischen Großen waren nur kurz, indem er erklärte, daß

er

er die ersten Tage seiner Regierung nicht mit Complimenten verschwenden wollte.

Es war zur Gewohnheit geworden, am Krönungstage eines Papstes alle Gefängnisse zu öffnen, und die Verbrecher frey zu lassen, welche sich besonders unter der milden Regierung des Papstes Gregorius zahllos gehäuft hatten. Diese Gewohnheit zog immer gegen Ende des Conclave eine Menge Banditen nach Rom, die sich, so wie in England die Schuldner, kurz vor einer Insolvenz-Acte, freywillig in die Gefängnisse begaben. Mehr als fünf hundert, unter welchen die Hälfte Mörder waren, hatten dieß auch jetzt gethan, in der festen Hoffnung, am Krönungsfeste ihre Freyheit und völlige Begnadigung zu erhalten. Der Gouverneur der Stadt begab sich deßhalb einige Tage zuvor zum Papst, um dessen Befehle einzuholen. Seine Frage war, ob alle ohne Ausnahme begnadigt werden, oder einige der größten Bösewichter von dieser Gnade ausgeschlossen werden sollten? Sixtus ergrimmte, und sagte mit flammenden Augen: „Was untersteht Ihr Euch von Begnadigungen „zu sprechen? Die Richter haben unter der dreyzehnjährigen Regierung meines Vorfahren nur „zu lange ausgeruhet; ich will sie aus ihrer „schändlichen Schlafsucht wecken. Ich weiß, daß

„andere Päpste und Monarchen bey ähnlichen „Gelegenheiten mit solchen Begnadigungen frey„gebig sind; dieß aber ist keine Regel für mich. „Rom hat Richter nöthig; ich stelle mich an ihre „Spitze, und werde mit dem Schwert in der „Hand durch eine genaue Justitzpflege meine „Regierung auszeichnen. Ich verbiethe also, „daß ohne Rücksicht auf Stand und Alter keiner „von den Gefangenen losgelassen wird, vielmehr „soll man sie enger als zuvor einschließen, und „ihnen so geschwind als möglich den Proceß ma„chen, damit die Gefängnisse leer werden, und „andre ihren Platz einnehmen können. Ja! um „der Welt zu zeigen, daß Gott mich auf den „Stuhl des heiligen Peters gesetzt hat, die Tu„genden zu belohnen und das Verbrechen zu be„strafen, so sollen morgen viere der strafbarsten „verurtheilt werden, und zwar zwey zum Strick, „zwey aber zum Block, und die Hinrichtung soll „am Krönungstage selbst geschehn.“

Dieser Entschluß erregte große Bestürzung; selbst die Unbefangensten waren unzufrieden, daß ein Tag der Freude durch Henkersarbeit sollte entehrt werden. Die meisten Cardinäle, Gesandten und vornehmen Römer, hatten ihre strafbare Bedienten, ihre Kreaturen, ja einige ihre eigne Verwandten in die Gefängnisse geschickt, und

alle

alle fanden sich jetzt in ihrer Erwartung betrogen. Um den Künsten dieser Beschützer vorzubeugen, ließ der Papst den Gouverneur wissen, daß er und alle Richter mit ihrem Leben und Freyheit für die Entweichung irgend eines Missethäters haften sollten. Die Kardinäle vereinigten sich Vorstellungen zu thun, und Farnese, Medicis und Colonna, diese Priester im Purpur der drey erlauchtesten Familien Italiens, begaben sich zum Papst. Sie sprachen im Namen des heiligen Kollegiums, vom Scandal des Blutvergiessens an einem so feyerlichen Tage, von unzeitiger Strenge, von den Blößen, die man dadurch den Ketzern gäbe, und beschwuren den Papst, sich nach dem Vorbilde Christi, dessen Statthalter er sey, als den Vater der Barmherzigkeit zu zeigen. Sixtus brach in Zorn aus, und verwies ihnen in den heftigsten Ausdrücken ihre Verwegenheit, seiner Autorität zu nahe zu treten; er sagte, nicht die Strafe der Verbrechen, sondern deren Straflosigkeit wäre ein Scandal der Ketzer, und da Rom zu einer Mördergrube geworden wäre, so wollte er mit der Hülfe Gottes durch strenge Gerechtigkeit die Missethäter vertilgen, und die Sitten des Volks bessern. Die betroffenen Kardinäle eilten von dannen; sie waren aber noch nicht die Treppe herunter, als sie wieder zurückgerufen wurden. Der Papst sagte ih-

nen im Vorzimmer: „Ich habe vergessen Euch „Nachricht zu geben, daß ich mich nicht bloß „auf die Bestrafung der Missethäter einschränken „werde, sondern daß auch ihre Beschützer bestraft „werden sollen.“ Nach dieser Anzeige wandte er ihnen den Rücken zu, und entfernte sich.

Dieß Betragen des Papstes erregte das Schrecken aller Einwohner Roms; man zitterte wenn man seinen Namen nannte, und das heilige Kollegium der Kardinäle, das bis dahin die eigenmächtige Autorität der Päpste nicht wenig eingeschränkt hatte, verlor allen Muth, und getraute sich nicht seine alten Rechte zu behaupten. Das Volk sagte: die Kardinäle hätten ein Päpstlein machen wollen, sie hätten aber ein Ungeheuer von einem Papst gemacht.

Unter den so unerwartet und so geschwind zum Tode verurtheilten Personen befand sich ein Mann von guter Familie, Namens Ciacci, der nach Römischer Sitte seinen Dolch gebraucht, und sich sodann in der gewissen Zuversicht seiner Begnadigung ins Gefängniß begeben hatte. Seine Frau und fünf Kinder warfen sich in Thränen schwimmend dem Papst zu Füßen, und flehten um Gnade. Sixtus antwortete: „Meine gute „Frau! Euer und eurer Kinder Schicksal rührt „mich; ich kann es aber nicht ändern. Meine

„Pflicht

„Pflicht ist, die Gerechtigkeit wieder in Rom ein-„zuführen, nachdem sie so lange Zeit von hier „verbannt gewesen ist.“ Ciacci wurde enthauptet.

Ein anderer Vorfall aber machte noch größeres Aufsehen. Der Kanonikus Cartelli, ein Mann von Verdiensten und Ansehen, war Magior Domo, oder Hofmarschall, bey dem Kardinal Carpi, dem Wohlthäter des Montalto gewesen, und hatte häufige Gelegenheit gehabt, dem letztern Dienste zu leisten. Der Neffe dieses Cartelli hatte ein Mädchen aus ihrem väterlichen Hause entführt, und hernach genothzüchtigt. Er wurde vor Gericht dieser Verbrechen überführt, allein sein Onkel fand Mittel, das fernere Verfahren der Richter zu verhindern, und der Jüngling heyrathete das Mädchen. Es waren jedoch zur Endigung des Processes noch einige Formalitäten übrig, die Cartelli dadurch abzukürzen glaubte, wenn sein Neffe sich kurz vor dem Krönungstage ins Gefängniß begäbe. Der schreckliche Entschluß des Papstes betäubte ihn zwar, die Erinnerung der alten Freundschaft aber machte ihm wieder Muth, und er übergab Sixtus in Person seine Bittschrift, worin er sich auf die große Jugend seines Neffen und auf dessen Reue berief, wobey er hinzufügte, daß derselbe

 sein

sein Verbrechen durch die Heyrath wieder gut gemacht habe. Der Papst antwortete, daß Montalto sich noch mit Vergnügen der alten Freundschaft des Cartelli erinnere, daß aber der zum Papst gewordene Montalto vergessen müßte, daß sie Freunde gewesen wären, besonders da hier von der Bestrafung eines Verbrechers die Rede sey. Er rieth daher Cartelli an Statt für das Leben seines Neffen zu bitten, Gott seine Seele zu empfehlen. Nun machten die gewonnenen Richter noch einen Versuch; sie bezogen sich auf neuere Untersuchungen, und auf die Erklärung des Vaters, daß alles mit seiner und seiner Tochter Genehmigung geschehen sey; allein der Papst ließ sich die Akten der ersten Untersuchung holen, und sah daraus, daß der Vater Anfangs selbst Kläger gewesen, und daß das Verbrechen durch Zeugen bewiesen worden war. Dieß ungerechte Verfahren der Richter wollte er nicht ungestraft lassen. Zwey dieser Unglücklichen mußten um den Grad ihrer Strafe loosen; der eine bekam den Staubbesen, und der andre wurde aus Rom gejagt, nachdem er zuvor selbst sein böses richterliches Verfahren umständlich hatte erklären müssen. Der Neffe des Cartelli wurde vor dem Hause, wo er das Verbrechen begangen hatte, aufgeknüpft, ihm selbst aber gab er zum Beweise seiner Achtung, und zum Trost bey der Hinrichtung

sei=

seines Verwandten, das zum Königreich Neapel gehörige Bißthum Anantea, sein dadurch erledigtes Kanonikat aber erhielt der Bruder des Hingerichteten.

Ein sehr reicher Prälat, Monsignore Cesarino, ohne Rücksicht auf seinen Stand zu nehmen, lebte ganz mit der Welt und fröhnte seinen Leidenschaften. Er hatte dem armen Kardinal Montalto viele beträchtliche Geschenke gemacht, ja, ihm sogar ein Haus und Garten mit allem Zugehör geschenkt. Dieser Prälat besaß nahe bey Rom einen Landsitz, wo sich beständig einige von ihm besoldete Banditen aufhielten. Drey der ruchlosesten aber, über welchen das Schwert der Gerechtigkeit schon lange schwebte, ließ Cesarino jetzt ins Gefängniß gehn, und begab sich zum Papst, um ihnen Gnade zu erbitten. Sixtus versicherte ihn, daß er sich mit dankbarem Herzen seiner Freundschaftsdienste erinnere, daß er aber nicht wüßte, ob er ihn länger unter seine Freunde zählen sollte, weil er um die Begnadigung solcher Bösewichter bäte. Er führte ihm dabey sein schändliches Leben und seine vielfachen Verbrechen durch gedungne Mörder zu Gemüthe, und fügte die schrecklichen Worte hinzu: „Ich bin deßhalb „gezwungen Euch zum Tode zu verdammen. Das „Urtheil ist in meinem Herzen gesprochen; ich will

 es

„es aber wegen Euter mir erwiesenen Dienste „vernichten; jedoch mit der einzigen Bedingung, „daß Ihr von nun an ein neues Leben führt.“ Die Bestürzung des Cesarini, bey dieser höchst unerwarteten Anrede war so groß, daß er zu den Füßen des Papstes sank, und weggebracht werden mußte. Diese Scene, die darauf folgende Hinrichtung der Banditen, seiner Mitgenossen, und das laut Urtheil vollzogene Niederreißen seines Landhauses als einer Mördethöhle, machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er die Welt verließ, und ein Karthäuser wurde.

Die Krönung des Papstes geschah mit grosser Pracht, wobey die Gesandten der vornehmsten Monarchen, den die Person des Hohenpriesters bedeckenden Himmel trugen. Unter diesen Gesandten befanden sich zwey Japanische Prinzen, die auf Veranlassung der Jesuiten nach Rom gekommen waren, um im Namen der Könige von Bungo und Arima dem Papst zu huldigen. Man hatte wegen der Länge der Reise sehr junge Personen dazu ausgesucht. Die Gesandten selbst waren nur sechzehn Jahr, und zwey vornehme Japaner, ihre Assistenten, nur achtzehn Jahr alt. Erst nach einer viertehalbjährigen Reise kamen sie in Rom an, wo sie nicht allein mit Pomp, sondern auch mit Liebe und Diensteifer aufgenommen

men wurden. Bey der Ceremonie der Krönung mußten sie auf Befehl des Papstes ganz nahe bey ihm seyn. Man verbrannte dem Gebrauch zu Folge ein Büschel, um Rauch zu machen, wobey man die Worte sagte: „sic transit gloria „mundi." Diese wohl bedachte Erinnerung an die Vergänglichkeit irrdischer Größe in den Augenblicken göttlicher Verehrung, war von den Päpsten gewöhnlich unbeantwortet geblieben; Sixtus aber sagte laut vor dem ganzen Volk mit stolzer Stimme: „Der Ruhm meines Namens „wird nie vergehn, weil ich ihn durch die Aus„übung der genauesten Gerechtigkeit gründen wer„de." Hierauf wandte er sich an die Japaner mit den Worten: „Meine Kinder, erinnert euch „dieser Ceremonie und erzählt sie euern Beherr„schern." Bey der großen Cavalcade nach der Laterankirche, von welcher der Papst Bischof ist, hatte einer von diesen Japanern die damals von so vielen Fürsten beneidete Ehre, den päpstlichen Steigbügel zu halten. Sixtus bestieg das Pferd wie ein Jüngling. Der Kardinal Farnese bezeigte ihm darüber seine Verwunderung, erhielt aber zur Antwort: „Sie irren sich, als Kardinal war „ich behender wie jetzt, denn ich hatte damals „die Welt unter meinen Füßen, jetzt aber trage „ich sie auf meinen Schultern."

Die Japaner blieben drey Monat in Rom. Es fehlte ihnen an Geld, da die Reise so lange gedauert hatte, und die Schiffe ausblieben, weßhalb sie der Papst in allem frey unterhielt, und überdieß ihnen 3000 Römische Thaler auszahlen ließ. Man hatte in Japan Seminarien angelegt, zu deren Unterhalt der verstorbene Papst jährlich 4000 Zechinen anwies; diese Summe wurde jetzt von Sixtus mit 2000 Zechinen vermehrt. Vor der Abreise dieser Gesandten wurden sie aufs Kapitol geführt, und hier mit Ueberlieferung der dazu gehörigen Patente, sie sowohl als ihre Nachkommen, zu Römischen Bürgern und Patriciern ernannt. Der Papst schlug sie selbst in der Peterskirche zu Rittern vom goldnen Sporn, und umarmte sie so zärtlich, wie ein Vater seine Kinder, zum Erstaunen aller Anwesenden, die wegen seiner Strenge ihm keine sanften Gefühle zutrauten. Sixtus las selbst eine Messe für ihre glückliche Reise, und reichte ihnen das Abendmahl in eigener Person; sodann entließ er sie mit seinem Segen und mit Geschenken überhäuft.

Die Familie des Sixtus hatte bisher in grosser Armuth gelebt, da er aus obenangeführten Gründen, von seinen Verwandten nichts wissen wollte. Jetzt war dieser Zwang nicht mehr nöthig,

thig, und er konnte die so lange unterdrückten Wünsche seines Herzens erfüllen. Er befahl, daß seine Schwester Camilla mit ihren Kindern, zwey Söhne und eine Tochter, nach Rom kommen sollte. Sie machte sich geschwinde auf, und fand vor der Stadt die Kardinäle, Medicis, Alexandrini und Este, die in der Meinung dem Papst gefällig zu seyn, ihr entgegen gekommen waren, sie in einen Pallast führten, und wie eine Prinzessinn ausschmückten. In diesem Glanz begleiteten sie die neugebohrne Dame nach dem Vatican. Sixtus eilte ihr freudig entgegen, stutzte aber über ihre prächtigen Kleider; er stellte sich nun als ob er sie nicht kenne, und fragte zu wiederholten malen, wo denn seine Schwester wäre. Hier ist sie, sagte Kardinal Alexandrini, indem er sie bey der Hand nahm, und dem Papst zuführte, der aber mit Verachtung erwiederte: „Sie ist es nicht. Ich habe nur eine Schwe„ster, die eine arme Bäuerinn ist, hier aber sehe „ich eine Römische Prinzessinn.“ Hierauf entfernte er sich, und ließ der ankommenden Familie befehlen, den Pallast zu verlassen. Die gekränkten Kardinäle begaben sich nach Hause, und sandten die verstoßene Schwester nach einem Gasthofe, um dort für sich selbst zu sorgen. Sie kam bald wieder nach dem Vatican in ihrer Bauernkleidung, und umfaßte mit ihren Kindern die

Knie

Knie ihres Bruders, und nun empfing sie Sixtus aufs zärtlichste mit den Worten: „Jetzt bist „du wirklich meine Schwester, und wenn du als „Prinzessinn erscheinen sollst, so soll es durch „mich allein geschehn.“ Die Kleider und der Schmuck wurden dem Kardinal Alexandrini im Namen des Papstes wieder zurückgeschickt. Er gab ihr seinen vorigen Pallast und wieß ihr ansehnliche Einkünfte an, verboth ihr aber ausdrücklich, sich in keine Regierungs-Angelegenheiten zu mischen, und nie eine Gnade von ihm zu verlangen. Sie befolgte genau diesen Befehl, und da ihr Alter und vorige Lebensart sie ohnehin für die große Welt untauglich machten, so lebte sie mit einem kleinen Gefolge ruhig, und brachte ihre meiste Zeit zu mit Beten und Besuchung der Kirchen. Ihre Kinder, von welchen der älteste Sohn achtzehn Jahr alt war, ließ Sixtus erziehn, und oft mußten sie ganze Tage im Vatican bleiben.

Ein Damenstift in Neapel, genannt: „Zuflucht zu unsrer lieben Frauen,“ wählte die Camilla zu ihrer Beschützerin in Rom, diese aber eingedenk des brüderlichen Befehls, schlug die Stelle aus, obgleich höchst ungern. Sixtus erfuhr es, und erlaubte ihr den Antrag anzunehmen. Nun aber verlangten die Neapolitanischen

Damen

Damen für ihr Stift außerordentliche Indulgenzen. Die Beschützerin war in der größten Verlegenheit; endlich ermannte sie sich, warf sich zitternd dem Papste zu Füßen, und brachte stammelnd ihr Anliegen vor. Sixtus lächelte über ihre Furcht bey einer so geringfügigen Sache, und sagte: „Ich gewähre deine Bitte, weil „sie niemanden schadet, vielmehr frommen Seelen „zum Trost gereichen wird; aber erinnere dich, „was ich dir untersagt, und daß dieß die erste „und auch die letzte Gnade ist, die ich dir je be„willigen werde.“ Dieß Betragen glaubte er seinen Regentenpflichten angemessen: denn er ließ es nie an Zärtlichkeit für sie ermangeln, und gab ihr unaufhörliche Beweise davon.

Kaum hatte Sixtus den päpstlichen Thron bestiegen, so kamen eine Menge Menschen, die ihn ehemals gekannt, oder mit ihm in irgend einer Verbindung gestanden hatten, aus allen Gegenden Italiens nach Rom, in Hoffnung ihr Glück zu machen. Sixtus hatte dieß vorher gesehn, und befohlen, niemanden Audienz zu versagen, zuvor aber ihre Namen, Stand, Zeitpunkt der Bekanntschaft, und Art der Verbindung genau aufzuzeichnen. Er hatte ein vortrefliches Gedächtniß; dieß kam ihm zu Hülfe, und so entstanden allerhand Scenen. Eines Tages

ges stellte ihm der Magior Damo vierzig Personen dieser Klasse auf einmal vor, die er folgendermaßen anredete: „Meine lieben Kinder! Ob„gleich Montalto für die Welt gestorben, so ist „doch seine Freundschaft für euch noch lebendig, „und mir ist sie von ihm als ein Erbtheil hinter„lassen worden. Es ist aber nöthig, seine wah„ren Freunde kennen zu lernen, um sie nicht mit „so vielen andern zu vermischen, die aus Privat„absichten vorgeben, Freundschaft für ihn gehabt „zu haben. Erst aber muß ich an die Geschäfte „des großen Amts denken, das mir die Vorsehung „gegeben hat, und die von hier so lange verbannte „Gerechtigkeit wieder zurückrufen; hernach will „ich meinen Freunden meine Dankbarkeit zei„gen." Diese Anrede wiederholte er mehrern Haufen sogenannter Freunde, die sich einstellten, und jedermann ging hoffnungstrunken von ihm weg.

Seine Sorgfalt für die Ruhe und Sicherheit seiner Unterthanen verdrängte bey ihm anfangs alle andre Unternehmungen. Er befahl dem Gouverneur von Rom zwölf Scharfrichter, alle aus verschiedenen Provinzen und Gegenden in Sold zu nehmen, damit ein jeder Verbrecher durch einen von seinem eignen Volk bestraft werden könnte. Diese Scharfrichter mußten wöchentlich ein-

mal

mal mit Stricken in den Händen und Beilen auf den Schultern paarweise in Procession durch die Straßen der Stadt ziehn, um das Volk in Furcht zu erhalten. Ein Bäckermeister, dem dieß Schauspiel mißfiel, warf einen Stein nach der vorbeyziehenden Gesellschaft, und verwundete einen Henker. Seine Strafe war, von acht Scharfrichtern durch die vornehmsten Straßen Roms gepeitscht zu werden, und sodann auf die Galeeren. Viel Gouverneure der Städte und viele Richter wurden abgesetzt, weil sie zu gelinde verfuhren; und wenn ein neuer Richter eingesetzt wurde, so ließ ihn Sixtus vor sich kommen, und erinnerte ihn, das Schwert nicht zu schonen. Diese Strenge des Papstes, die an Grausamkeit gränzte, war jedoch so nöthig als heilsam. Die Wirkung davon war auch schleunig und groß. In wenig Monaten fand man im ganzen Kirchenstaate eine hier nie gekannte Sicherheit, und die heilige Stadt, sonst der Sitz so vieler öffentlichen Schandthaten und Verbrechen, wurde jetzt ein Wohnort in Ruhe lebender Menschen.

Um aber diese Ruhe aufrecht zu erhalten, so nahm er eine Menge Spione an, die in alle große und kleine Städte des Kirchenstaats vertheilt wurden, und große Pensionen erhielten. Er wählte sie unter den Priestern und Mönchen, den Advo-

katen

katen und Krämern. Sie mußten auf die Gouverneurs und Richter ein wachsames Auge haben, und ihm auch melden, was das Volk von ihm sagte. Die Spione kannten sich untereinander nicht; sie schrieben alle in Chiffern und unter verschiednen Adressen. In Rom allein waren derer funfzig, die von allem Nachricht gaben. Die aufmerksamsten erhielten außer ihren Pensionen noch Prämien. Auch außerhalb des Kirchenstaats, in ganz Italien, ja in allen europäischen Ländern hatte er dergleichen Spione, die von allen Schritten und Handlungen der Nuntien und andrer päpstlichen Minister, Bericht ertheilen mußten. In Rom hatten diese Kundschafter ein jeder sein besonderes Geschäft. Manche waren bloß bestimmt, das Betragen und die Reden unter dem gemeinsten Pöbel, selbst der Soldaten und Stallknechte, zu beobachten. In jedem Kloster der Stadt befanden sich ein, auch wohl zwey solcher Spione. Auf diese Weise erfuhr der Papst alles aufs genaueste, was in Rom, in Italien, ja in ganz Europa geschah. Kein Monarch seines Jahrhunderts, ja vielleicht kein Monarch unsers eignen Zeitalters, war so gut von seinen Kundschaftern bedient, und von allem so wohl unterrichtet, als er. Die Nuntien hatten Befehl, kein Geld zu sparen, um die Geheimnisse der Cabinette zeitig zu entdecken.

Der

Der Papst ließ alle seit zehn Jahr abgeurtheilte Criminal-Processe durchsehn, und die zu gelinde behandelte Verbrecher wurden jetzt von neuem bestraft; hatte sie der Tod indeß weggeraft, so wurden ihre Güter eingezogen. Selbst die Ausübung der Amtspflichten aller Criminal-Richter in den letzten zehn Jahren wurde untersucht, und bey Strafe der Excommunication jedermann aufgefordert, Ungerechtigkeiten anzuzeigen. Die Angeber erhielten Belohnungen. Viele Richter warteten diese Untersuchung nicht ab, sondern entflohen. Diejenigen aber, die in ihren Aemtern blieben, wurden zurückhaltender, lebten einsam, um nicht durch ihre Mischung in Gesellschaften wider ihren Willen zu unerlaubten Gunstbezeigungen vermocht zu werden. Ein Richter, der die Empfehlung einer Justitz-Sache selbst von einem Fürsten auch nur anhörte, verlor sein Amt ohne Gnade. Ließ jemand gegen einen Gerichtsbedienten eine Drohung fallen, so wurde er am Leben gestraft. Die Magistrats-Personen, sowohl in den Städten als auf dem Lande, mußten Listen von allen Müßiggängern, Landstreichern, und liederlichen Menschen an den Papst selbst einsenden. Die geringste Nachsicht wurde mit dem Verrenken der Glieder am Schnellgalgen bestraft; eine noch übliche Italienische Sitte, die die Menschen oft um geringer Vergehungen

zu Krüppeln macht. Ein Syndicus in Albano hatte seinen Neffen, einen sehr liederlichen Menschen, von der Liste weggelassen; der Papst erfuhr es, ließ den Syndicus geschlossen nach Rom bringen, und obgleich der Spanische Gesandte um seine Begnadigung bath, so mußte er dennoch an den Schnellgalgen. Alle Landstreicher und Liederlichen kamen auf die Galeeren. Die Magistrats-Personen erhielten Befehl, die Criminal-Processe abzukürzen. Nur zwey Monath gab er zu dem Urtheil Zeit; bey einem Aufschub aus erheblichen Gründen mußten ihm selbst die Acten des Processes zugeschickt werden, wobey er erklärte, daß ihm die gefüllten Galeeren und Galgen lieber, als die gefüllten Kerker wären. Er verboth die Sterndeuterey, die damals in Rom sehr geliebt wurde; einige Astrologen aber, die dennoch ihr Handwerk insgeheim trieben, mußten Trotz des Schutzes der vornehmsten Cardinäle auf die Galeeren wandern.

Nun kam die Reihe an die Armen, deren Noth er nach Möglichkeit abhelfen wollte. Die Reichthümer Roms befanden sich damals, so wie noch jetzt, in den Händen einer kleinen Anzahl Familien zusammengehäuft; alle übrige Einwohner waren mehr oder weniger arm. Sixtus wählte vier Männer von anerkannter Rechtschaf-

fen-

fenheit und Erfahrung. Diese mußten in Person alle Familien in der Stadt besuchen, und von allem Erkundigung einziehn. Diejenigen, die kein Gewerbe hatten, wurden entweder zu einer Unterhalt gebenden Beschäftigung angewiesen, oder auf päpstliche Kosten nach andern Oertern hingebracht, wo sie ihr Brot verdienen konnten. Diese Sorgfalt schränkte sich jedoch nur auf die alten Einwohner ein; in Ansehung neuer Ankömmlinge aber wurde verordnet, daß man niemanden ohne Gewerbe gestatten sollte, sich in Rom niederzulassen, und die Pfarrer erhielten Befehl, bey Strafe aus der Stadt gejagt zu werden, keine Trauung zu verrichten, ohne das Certificat eines von den Umständen der Brautleute unterrichteten Polizey-Richters zu haben.

Einer sehr alten Gewohnheit gemäß, schrie das Volk immer, wenn ein Papst sich zeigte, ihm ein Vivat zu. Er verbot dieß durch ein öffentliches Edict, und wer es doch that, mußte auf einen Tag ins Gefängniß wandern. Dieß schreckte die Einwohner so sehr, daß sie, anstatt ihm entgegen zu eilen, um seinen Segen zu empfangen, vielmehr davon flohen, wenn er sich nur von weitem zeigte. So allgemein war das Schrecken seiner Gegenwart, daß die Mütter und Ammen, um ihren Kindern Furcht einzujagen und sie zum

Schweigen zu bringen, oft die Worte brauchten: „Still! der Papst Sixtus kommt!“ eine Drohung, die so starken Eindruck machte, daß diese Kinder selbst nach dem Tode des Sixtus seinen Nahmen nicht ohne Schrecken nennen hören konnten. Die Absicht Sixtus bey diesem Verbot war, den Endzweck seiner Incognito = Spatziergänge nicht zu verlieren, weil er bald die Richter in den Tribunälen, bald die Mönche in den Klöstern, bald das Volk auf den öffentlichen Plätzen überraschen wollte.

Sein grausamstes Gesetz betraf den Ehebruch, worauf er die Todesstrafe setzte. Der erste, der sie litt, war ein Mann von Verdiensten, ein vornehmer Römer und Verwandter des Cardinal Altems, der alles anwandte, ihn zu retten, aber vergebens; er wurde unter den Thränen des Volks enthauptet.

Ein Edelmann aus Salerno, Nahmens Tasca, war kurz vor der Wahl Sixtus nach Rom gekommen, um sich hier niederzulassen. Der Wunsch, ein Mädchen, das er liebte, desto freyer zu genießen, vermochte ihn, sie an seinen gutmüthigen Kammerdiener zu verheirathen, und so lebten alle in einem Hause beysammen. Sobald jenes strenge Gesetz erschien, riethen ihm seine Freunde, allen Umgang mit der Frau aufzugeben,

oder

oder mit ihr nach Salerno zurückzukehren. Tasca achtete diese Warnung nicht, weil er als ein Fremder nicht unter den Gesetzen begriffen zu seyn glaubte. Die Richter, die der Gouverneur von Rom deßhalb zusammen rief, waren eben dieser Meinung; dennoch stimmten sie, daß man den Befehl des Papstes darüber einholen müßte. Diese Ungewißheit der Richter, setzte Sixtus in Wuth. Er rief aus: „Was! sollte ich leiden, „daß Ausländer hier unter meinen Augen meinen „Gesetzen trotzen? An den Galgen mit dem Ehe„brecher, mit dem Weibe und ihrem Manne, „und weil Ihr doch Skrupel wegen des Vaterlan„des dieser Verbrecher habt, so nehmt dazu in „Neapel verfertigte Stricke.“ Die Todesstrafe des Tasca wurde jedoch wegen seiner besondern Verdienste und andrer günstigen Umstände erlassen, und in eine Galeeren-Strafe verwandelt; die Frau aber nebst dem Manne und zwey Bedienten wurden gehenkt; eine Magd hingegen, bloß weil sie es den Gerichten nicht angezeigt hatte, wurde ausgepeitscht.

Der Römische Adel genoß damals große Freyheiten, und erlaubte sich daher die gröbsten Vergehungen. Die Edelleute nahmen Waaren von den Kaufleuten, und wenn diese um ihre Bezahlung anhielten, wurden sie aus dem Pallast ge-

prügelt; klagten sie, so waren sie in stündlicher Gefahr, von gedungenen Banditen ihren Tod zu erhalten. Sixtus, der diese schreckliche Mißbräuche kannte, befahl allen Kaufleuten, ihm ein Verzeichniß ihrer an Edelleuten habenden Forderungen zu bringen, weil er sie selbst bezahlen wollte: Auf diese Nachricht eilten die meisten Schuldner noch in der Nacht mit ihrem Gelde zu den Kaufleuten, um ihre Nahmen von der Schuldliste zu vertilgen.

Die vornehmsten Beamten am päpstlichen Hofe, so wie alle Bedienten der Cardinäle, waren gegen Schuld = Gefängnisse gesichert, daher viele Schuldner, die nicht bezahlen wollten, von ihren Gläubigern gedrängt, zur Livree eines Cardinals ihre Zuflucht nähmen, und so selbst ohne Lohn die Schaar seiner Pflastertreter vermehrten. Um dieß Uebel mit der Wurzel auszurotten, ließ Sixtus bey Trompeten = Schall den Kaufleuten anzeigen, ihre Schuldner selbst in den Cardinals-Pallästen nicht zu schonen, und daß der weltliche Arm ihnen Hülfe leisten würde; nur acht Tage sollte den Schuldnern Frist gelassen werden, die alsdann nicht bezahlten, sollten aus den Pallästen zum sichern Fang der Sbirren gejagt werden. Wer von den Cardinälen es nicht thun würde, sollte selbst durch den Beschlag seiner

ner geistlichen und weltlichen Einkünfte für die Schuld haften. Die Cardinäle glaubten, ihre Würde wäre durch diese Verordnung entehrt; sie gingen daher in großer Anzahl zum Papst, sich zu beklagen, der ihnen aber die Grundsätze der wahren Ehre erklärte, und so sehr beschämt abfertigte, daß sie beschlossen, ferner keinen Antheil an der Regierung zu nehmen, und dem Papst seinen Willen zu lassen, um sich seinen derben Vorwürfen nicht mehr auszusetzen.

Diese Verordnung wegen der Schuldner war für die Cardinäle desto empfindlicher, da fast keiner ihrer Bedienten ohne Schulden war, und diese, viele Jahre durch unbesorgt gehäuft, jetzt in der kurzen Frist von einer Woche bezahlt werden sollten. Unter andern war der Cardinal Sforza in der größten Verlegenheit, da sein Magior Domo für die Bedürfnisse Sr. Eminenz sehr beträchtliche Schulden gemacht hatte. Er sagte deßhalb zum Cardinal Gonzaga, mit dem er nach Hause fuhr: „Ich will alles, was ich habe, verkaufen, um meine Gläubiger zu bezahlen, hernach in einen Mönchsorden treten, und als Missionair nach Indien gehn; denn von diesem schrecklichen Papst haben wir nichts als endlosen Verdruß zu erwarten.“ Der Cardinal Gonzaga erwiederte: „Wenn Sie das thun, so werden Sie

„ihm gewiß ein großes Vergnügen machen; denn „er wünscht nichts so sehr, als uns so arm und „herumirrend wie die Pilger zu sehn."

Sixtus selbst gab das Beyspiel zu Abtragung der Schulden, indem er alle die unter seinem Vorgänger gemachten sorgfältig bezahlte; deßgleichen übernahm er die Schulden der armen Cardinäle, und um den Luxus in der Hauptstadt zu vermindern, befahl er allen Erzbischöfen und Bischöfen, nach ihren Diöcesen zu reisen.

Um die Mordthaten zu verhindern, verbot er das Tragen der Dolche und Messer, so wie das Entblößen der Degen auf den Straßen. Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung wurden vier Männer aufgeknüpft, bloß weil man Messer in ihren Taschen gefunden hatte, und einem Edelmann aus Spoletto, der jemanden mit seinem Degen gedrohet hatte, wurde der Kopf abgeschlagen.

Obgleich nun durch diese Maaßregeln die Sicherheit in der Stadt Rom bald völlig gegründet war, so schwärmten dennoch die Banditen in den Provinzen des Kirchenstaats herum: ihre große Anzahl machte sie furchtbar und unternehmend; und wurden sie verfolgt, so eilten sie über die Gränze. Sixtus ersuchte die benachbarten Staaten,

ten, diesen Banditen keinen Zufluchtsort zu gestatten, sodann setzte er Preise auf ihre Köpfe, und bestrafte hart diejenigen Freunde, ja selbst die Verwandten, die diesen Bösewichtern zu ihrem Entkommen behülflich waren, oder sie nur einige Augenblicke beherbergten. Eines Tages sahe der Papst einen Sbirren-Hauptmann aus der Provinz in Rom herum gehn. Er ließ ihn gleich vor sich bringen, und fragte mit schrecklichen Blicken, wer er sey? Der Zitternde nannte sein Amt. „Du erfrechst Dich, dem Papst ins „Angesicht zu lügen, denn wie könnte ein Barigello vom Lande Zeit haben, in Rom herum „zu wandern?“ Sofort schickte er ihn ins Gefängniß, und sein Leben schien verloren; allein der Papst begnadigte ihn mit der Bedingung, ihm in acht Tagen sechs Banditen-Köpfe zu bringen. Der Barigello eilte weg, und in der bestimmten Zeit lieferte er drey dieser Köpfe und vier lebende Banditen nach Rom, wofür er vom Papst, außer der versprochenen Begnadigung, noch eine goldene Kette erhielt. Die von allen Orten eingeschickten Köpfe dieser Bösewichter wurden theils auf den Thoren Roms, theils auf den beyden Seiten der Engelsbrücke aufgepflanzt, wo Sixtus sich oft an ihrem Anblick weidete. Diese Justitz-Trophäen mehrten sich aber bald so sehr, daß der Gestank, zumal in

so besuchten Gegenden, unleidlich wurde. Der Magistrat von Rom bat daher den Papst, sie an einem andern Ort aufzustellen. Seine Antwort war: „Ich finde Euch Herren sehr delicat, „da Euch der böse Geruch von Köpfen beleidigt, „die niemanden mehr schaden können. Was mich „betrifft, so sind mir die Köpfe, die andre Men„schen quälen, weit unausstehlicher.“

In kurzer Zeit war der Kirchenstaat von Banditen gereinigt. Alle, die der Justitz entwischten, flohen in die benachbarten Länder, die nach dem Maaße unsicher wurden, als die Sicherheit im päpstlichen Gebiet zunahm. Alle Beherrscher Italiens klagten darüber, und ihre Gesandten brachten diese Beschwerden selbst vor den Papst. Sixtus lächelte und sagte: „Wenn Eure Beherr„scher mir ihre Staaten überlassen wollen, so will „ich sie eben so, wie den Kirchenstaat, von Ver„brechern reinigen. Verführen sie so, wie ich, „so würde bald ganz Italien der vollkommensten „Ruhe genießen.“ Er setzte hinzu: „Souverai„ne können Wunder thun, wenn sie nur wollen.“

Sixtus trieb jedoch bisweilen seine Strenge zu weit. Ein Jüngling von siebzehn Jahren hatte sich den Sbirren widersetzt, weil sie des gestohlnen Pferdes seines Lehrers sich bemächtigen wollten. Der Papst verdammte ihn zum Tode,

Trotz aller Vorstellungen wegen seines ungeahneten Verbrechens und seiner Jugend; er sagte zum Gouverneur von Rom: „Um Eure Skrupel „wegen des kurzen Lebens zu heben, so gebe ich „dem Verbrecher zehn Jahre von den Meinigen, „und nun thut Eure Pflicht.“ Ein andrer Jüngling hatte sich gegen seine Mutter vergangen. Da sein Vater nicht mehr lebte, ließ ihn sein Onkel auf einige Tage einsperren. Sixtus erfuhr den Vorfall, verwarf die willkürliche Strafe des Onkels, ließ dem Jüngling den Proceß machen, und verdammte ihn zu den Galeeren.

In Bologna hatten viele der vornehmsten Häuser ihre eignen Banditen, die folglich bey ihren Mordthaten geschützt wurden. Der Graf Pepoli, einer der reichsten und angesehensten Edelleute der Stadt, war einer der vorzüglichsten dieser Beschützer. Dieß war eine unbezweifelte Thatsache. Es kam daher ein Befehl von Rom, ihm den Proceß zu machen. Die mit ihm durch Verwandschaft, durch Freundschaft, oder durch andere Verhältnisse verbundenen Richter von Bologna aber behaupteten, keine Beweise zu ihrem gerichtlichen Verfahren zu haben, und schon wollten sie ihn förmlich für unschuldig erklären, als ein Abgeordneter vom Papst ankam, mit dem ausdrücklichen Befehl, ihn als Beyspiel für an-

dere zum Tode zu verdammen. Die Richter, die es nicht wagten, zu widersprechen, fällten das bestimmte Urtheil, verschoben aber die Vollziehung, um seinen Freunden Zeit zu lassen, Begnadigung zu erflehn. Sixtus blieb jedoch unerbittlich, und Pepoli, der in Bologna durch Pracht und große Feste sich vor allen andern ausgezeichnet hatte, mußte aufs Blutgerüst wandern, wo ihm der Kopf abgeschlagen wurde.

Sixtus vergaß auch den Mord seines Neffen nicht, und ließ dem Mörder den Proceß machen. Den Auftrag dazu bekam der Cardinal Buon Compagni, Neffe des verstorbenen Papstes. Der Cardinal wollte seinen Onkel entschuldigen, und sagte, daß man damals schon das Nöthige gethan haben würde, wenn Sixtus nicht selbst so viel Widerwillen gegen die Untersuchungen gezeigt hätte. „Ich handelte so, sagte der Papst, zufolge „des göttlichen Gesetzes, das mir befiehlt, zu „vergeben. Ich erfüllte dadurch meine Pflicht „als Privatmann; als Regent aber ist es meine „Pflicht, diesen Mord zu bestrafen. Hätte Euer „Onkel die Strafe übernommen, so hätte er mir „jetzt die Mühe und den Schmerz erspart, den „Tod meines Neffen, den ich zärtlich liebte, zum „zweyten male zu beweinen.“

Fünf-

Fünftes Buch.

So groß auch die Sorgfalt war, womit Sixtus die innern Regierungsgeschäfte verwaltete, so wurden doch die auswärtigen Angelegenheiten nicht vernachläßigt. Es war damals ein Zeitpunkt großer Begebenheiten. Elisabeth saß auf dem Englischen, Philip II auf dem Spanischen, und Heinrich III auf dem Französischen Thron, während daß Heinrich IV, zu der Zeit noch König von Navarra, der Schutzgott der Hugenotten war. Sixtus schien für diese Epoche geschaffen, und als Papst des sechszehnten Jahrhunderts hatte überdieß alles für ihn Interesse. Gleich im Anfange seines Pontificats gerieth er mit den Beherrschern von Frankreich und Spanien in große Streitigkeiten. Der Gesandte des letztern Hofes übergab ihm am St. Peters-Tage, als Lehnspflicht für das Königreich Neapel, das jährliche Geschenk eines weißen Zelters, nebst einem Beutel von 7000 Römischen Thalern; eine alte Ceremonie, die vom Kaiser Carl V, als er das Königreich

nigreich in Besitz nahm, bestätigt worden war. Die Handlung geschah auch dießmal, wie gewöhnlich, mit großem Pomp, und der Gesandte begleitete den Tribut mit einer unterwürfigen Anrede. Der Papst empfing ihn sehr ernsthaft, und sagte, indem er sich von seinem Thron erhob: „Das heutige Compliment ist nicht übel, aber es „gehört viel Beredsamkeit dazu, jemanden den „Tausch eines Königreichs gegen ein Pferd an„nehmlich zu machen; aber, setzte er hinzu, es „soll nicht mehr lange dauren." Der Gesandte erstaunte, besonders über die letzten Worte, die nichts geringers, als eine absichtliche Eroberung von Neapel andeuteten. Er sandte sogleich einen Courier nach Spanien. Philip aber forderte keine nähere Erklärung; auch that er keine weitern Schritte, weder den Papst zu reitzen, noch zu besänftigen, aber dem Herzog von Ossona, Vice-König von Neapel, befahl er für die Sicherheit des Königreichs zu sorgen. Ossona befand sich ohnehin in großer Verlegenheit, sowohl wegen der Banditen-Schaaren, die täglich aus dem Kirchenstaat nach Neapel zuströmten, als auch wegen des Kornmangels, der schon zu wiederholten malen gefährliche Volkstumulte veranlaßt hatte. Hiezu kam, daß der Papst die Ausfuhr des Getreides nach Neapel strenge verbot, und über die Tumulte frohlockte. Man hörte ihn oft

sagen: „Nichts kann sich glücklicher ereignen, „meine Absichten zu befördern.“

Indessen brach ein anderer Streit mit dem Französischen Hofe aus. Der Papst hatte seinen Nuntius Ragazoni aus Paris zurückgerufen, und den Prälaten Frangipani an dessen Stelle gesandt. Dieser war schon ehedem in Frankreich als Nuntius gewesen, und hatte sich durch seine standhafte Behauptung der päpstlichen Rechte so sehr die Abneigung des Französischen Hofes, als die Gunst des Römischen erworben. Diese wohlüberdachte Wahl des Sixtus war daher dem König Heinrich sehr unangenehm; er erfuhr sie erst, als der Nuntius bereits unterweges war, und schickte eilig einen Courier ab, um ihn zu bitten, die Reise nicht weiter fortzusetzen, bis er fernere Nachrichten aus Rom erhielte; denn Heinrich hatte auch sofort einen Courier dahin geschickt, mit der Bitte an den Papst, ihm den Ragazoni zu lassen. Frangipani war schon in Lion angelangt, wo er einen prächtigen Einzug gehalten hatte, als die königliche Bothschaft ankam, daß er da verweilen möchte. Der Nuntius, ein stolzer, hitziger Mann, war aber darüber so aufgebracht, daß er sogleich umkehrte, und seinen Weg nach Rom nahm.

Auf die erste Nachricht von diesem Vorfall ließ Sixtus dem französischen Gesandten, Saint Gohard, andeuten, Rom und den Kirchenstaat in zwey Tagen zu verlassen. Heinrich war außer sich über diese Beleidigung; er rechtfertigte sich an allen Höfen, und fragte, ob eine höfliche Vorstellung an den Papst eine solche Begegnung verdient habe. Die Schuld fiel zuletzt auf den Gesandten, der die harten Aeußerungen des Sixtus über diesen Gegenstand, da es noch Zeit war dem Zwist vorzubeugen, seinem Hofe verschwiegen hatte, um einen Bruch zu vermeiden. Der Papst donnerte mit Drohungen umher, und ganz Frankreich war in Besorgniß. Die Sache wurde endlich beygelegt. Heinrich gab nach, er nahm den neuen Nuntius auf, und nun kehrte auch Saint Gohard wieder nach Rom zurück, wo er sich viel Achtung erworben hatte.

Man hatte in Frankreich ein Bündniß gegen den König Heinrich von Navarra und die immer sich mehrenden Protestanten gemacht. Nach dem ursprünglichen Entwurf sollten die päpstlichen Bannstrahlen dieß Bündniß durch ihren Glanz verherrlichen; allein der vorige Papst hatte ungeachtet der dringendsten Vorstellungen abgeschlagen, diese Waffen zu brauchen. Sixtus entschloß sich dazu ohne Bitten, und nun erschien

eine

eine Excommunications=Bulle in so heftigen fürchterlichen Ausdrücken, wie man noch keine zuvor gesehen hatte. Es hieß darin, daß der Papst vermöge der von Christo dem heiligen Peter und seinen Nachfolgern verliehenen Gewalt über alle Mächte der Welt erhoben wäre; daß diese Gewalt über die Menschen mit derjenigen, die Gott über die Engel hätte, verglichen werden könnte; vermöge derselben müßte er die Gesetze der Kirche in Ansehn erhalten, alle die sich dagegen auflehnen, als Rebellen bestrafen, die Autorität ungehorsamer Fürsten vernichten, ihre Kronen zerbrechen, und sie als Gottlose von ihren Thronen verjagen. Diesen gegen Heinrich und den Prinzen von Condé gerichteten Bann sprach Sixtus selbst aus im versammelten Consistorio, wobey er eine schwarze Wachskerze in Händen hielt. Er erklärte sie für Ketzer, beraubte sie, ihre Kinder und Nachkommen, aller ihrer Staaten und Besitzungen, erklärte sie aller Souverainität für unfähig, entband ihre Unterthanen von dem geleisteten Eide, und untersagte ihnen allen fernern Gehorsam.

Dieser schreckliche Bannfluch weckte den guten Heinrich, der bis dahin zu sehr die Ruhe und die Vergnügungen geliebt hatte, aus seiner Schlafsucht. Er beklagte sich gegen den König

von Frankreich über den Schritt des Papstes, der eine Beleidigung aller Monarchen wäre, und zeigte ihm die Nothwendigkeit, ein solch Verfahren nicht gut zu heißen, wenn er anders auf seinem eignen Thron sicher seyn wollte. Die Vorstellung wirkte, und die Publication der Bulle wurde in Frankreich untersagt, so sehr auch der Nuntius und die eifrigen Katholiken darauf bestanden. Heinrich gab ferner eine Rechtfertigung heraus, worin er alle Verläumdungen der Katholiken widerlegte, und bat den König von Frankreich als seinen Lehnsherrn, damit das Blut unschuldiger Menschen erspart, und die Länder nicht verheert würden, um Erlaubniß, durch einen Kampf die große Streitsache zu endigen. Er erbot sich zu einem Zweykampf mit dem Herzog von Guise, als Haupt der Ligue, oder es sollten zehn von jedem Theil, auch noch mehrere mit einander kämpfen, und so durch ihren Sieg den Streit entscheiden. Diese Erklärung machte auf alle Unbefangenen großen Eindruck. Man fand Heinrichs Verfahren großmüthig; der Herzog von Guise aber wollte nicht die Sache der Religion zu der seinigen machen; auch besorgte er, und zwar mit Recht, daß selbst der Sieg der Verbündeten die Gesinnungen der Protestanten nicht umlenken würde.

Hein-

Heinrichs edler Charakter hatte ihm in der ganzen Christenheit Freunde erworben. Er hatte deren eine Menge, selbst in Rom, die ihm mit solchem Eifer dienten, daß man eines Morgens in den vornehmsten Straßen, an allen Pallästen der Cardinäle, ja am Vatican selbst, eine Protestation gegen den Bannfluch in Heinrichs und Condé's Namen angeschlagen fand. Sie war so heftig wie die Bulle selbst. Sixtus wurde darin ein Mensch benannt, der sich für einen Papst hielte; der in Ansehung der ihm zur Last gelegten Ketzereyen gelogen hätte, der mehr als sie ein Ketzer, ja selbst der Antichrist wäre, dem sie hiemit einen ewigen Krieg erklärten, entschlossen die Beleidigung, die er durch seine Bulle allen Monarchen angethan, an ihm durch die Waffen zu rächen. Sie erklärten feyerlich, daß sie ihn nicht für einen Papst erkennten, daß sie alle seine Anhänger für Feinde Gottes, des Staats, und der ganzen Christenheit hielten, und daß sie an eine künftige Kirchenversammlung appellirten.

Sixtus war weniger erstaunt über die Handlung, als über die Art wie sie, Trotz aller seiner Spione, so heimlich konnte ausgeführt werden. Anfangs war sein Stolz außerordentlich beleidigt, aber bald triumphirte sein großer Geist über diese Schwachheit. Er bewunderte laut Hein-

richs unternehmenden Charakter, der bey aller seiner Unmacht und in seiner kritischen Lage, dennoch Mittel gefunden hatte, ihn in einer so großen Entfernung seine Rache fühlen zu lassen. Von Stund an zeigte er für diesen Monarchen die größte Achtung, versagte den Verbündeten in Frankreich allen fernern Beystand, und erklärte oft, daß um Europa glücklich zu machen, es nur von drey Regenten beherrscht werden müßte, nehmlich von Heinrich von Navarra, von der Englischen Elisabeth, und von Sixtus. Diese Hochachtung für Englands Königinn überwand bey ihm alle andre Betrachtungen, und entstand zu eben der Zeit, da Elisabeth unaufhörlich beschäftigt war, den Bruch mit Rom ewig zu machen. Aber auch sie trennte den Papst von dem Regenten, und sprach nie von dem letztern, als mit Bewunderung.

Die Staatsgeschäfte wurden ungeachtet seiner ernsthaften Gemüthsart manchmal mit scherzhaften Scenen abgewechselt. Die Veranlassung dazu gab sein vieljähriges Tagebuch, worin alle Vorfälle seines Lebens aufgezeichnet waren. Er las es fleißig, und erinnerte sich dabey sowohl empfangener Wohlthaten und Beleidigungen, als erlebter Thorheiten. Zur Zeit seines Mönchsstandes in Macerata, wollte er einst ein Paar Schuhe

Schuhe kaufen. Er stritt mit dem Schuster lange um den Preis, wollte einige Groschen weniger geben, und versprach diese zu seiner Zeit zu bezahlen. Der Schuster sagte, vermuthlich wenn er Papst werden würde. Der Pater Felix erwiederte: „Ja wenn Ihr so lange warten wollt, aber „dann sollt Ihr auch das Geld sammt den Zin„sen bekommen.“ Der Schuster reichte ihm lächelnd die Schuhe hin. Felix schrieb seinen Namen ins Tagebuch und ging weg. Die Erinnerung an dieß Versprechen vermochte ihn an den Gouverneur von Macerata zu schreiben, den Schuster, wenn er noch lebte, von einem Polizeybeamten begleitet nach Rom zu schicken. Dieß geschah, und der erstaunte Schuster, der die Ursache dieses päpstlichen Befehls nicht begreifen konnte, machte die Reise voll banger Erwartung, und langte zitternd im Vatican an. Sixtus ließ ihn vor sich kommen, und fragte ihn, ob er ihn je in Macerata gesehn habe? Die Antwort des alten Mannes, der bebend auf den Knieen lag, war: Nein! „Was, sagte der Papst; erinnerst „du dich nicht, mir ein Paar Schuhe verkauft „zu haben?“ Der Schuster versicherte, daß dieser Umstand ihm ganz entfallen sey. „Wisse, „erwiederte Sixtus, daß ich dein Schuldner bin, „und daß ich dich habe herkommen lassen, um „meine Schuld zu bezahlen.“ Er erklärte ihm

nun den Vorfall, und entließ ihn. Sein Major Domo erhielt sofort Befehl, die versprochene Scheidemünze mit den Zinsen von vierzig Jahren her, dem Mann zu bezahlen, und dabey genau auf sein Betragen Acht zu geben. Der Schuster, der große Summen erwartete, konnte seinen Unwillen nicht bergen, als er den dritten Theil eines Römischen Thalers empfing, und sagte zu jedermann in ungemäßigten Ausdrücken, es wäre grausam, ihn deßhalb zu einer so weiten Reise zu verleiten, die ihm zwanzig Thaler kostete, und ihn lebenslang ruiniren würde. Er war schon zur Stadt heraus, als Sixtus, der sich herzlich an der Erzählung belustigt hatte, ihn zurückrufen ließ, und ihn fragte, ob er einen Sohn hätte. Der Schuster bejahete die Frage, und nannte seinen Sohn, der ein dem Sixtus wohlbekannter Mönch vom Servitenorden war, und Verdienste besaß. Der Papst ließ diesen noch vor der Abreise des Vaters nach Rom kommen, und gab ihm ein kleines Bißthum im Königreich Neapel, worauf er seinen alten Gläubiger mit den Worten entließ: „Nun könnt ihr berechnen, ob ich euch meine Schuld sammt „den Zinsen bezahlt habe."

Es ist im zweyten Buch erzählt worden, daß Sixtus als Generalprokurator sich eiligst von dem

in Florenz versammelten Generalkapitel entfernte, und aus Furcht auf seiner Reise nach Rom in Verhaft genommen zu werden, seinen Namen veränderte, und kein Franziscanerkloster berührte. Auf dieser Route übernachtete er in einem Augustinerkloster, dessen Prior, Namens Salviati, ihn sehr liebreich aufnahm, seine eigne Zelle mit ihm theilte, und mit Dienstbezeigungen überhäufte; da es dem Montalto damals an Geld fehlte, und dieser sich vier Römische Thaler auf eine Verschreibung ausbat, so erhielt er auch dieß Geld. Die Verschreibung aber war mit seinem falschen Namen unterzeichnet, und wurde nicht von ihm eingelös't, weil er diesen Umstand so wie seine Reiseroute nicht bekannt machen wollte. Jetzt aber befahl er dem General der Augustiner, den Pater Salviati, wenn er noch lebte, sogleich nach Rom zu senden. Salviati hatte damals einen großen Zwist mit seinem Bischof, der ihn auch aufs heftigste bey der Congregation der Cardinäle angeklagt hatte; er glaubte daher, daß der Befehl zur Erscheinung vor dem so gefürchteten Papst, diese Klage beträfe. Dieß vermuthete auch der Ordensgeneral, der ihn deßhalb durch vier Mönche, die ihn wie Häscher bewachten, nach Rom bringen ließ. Der Bischof freuete sich schon zum voraus auf seine Bestrafung, und die Ordensbrüder, deren Rechte er verfoch-

ten hatte, und die ihn liebten, betrauerten sein bevorstehendes Schicksal. Der General führte ihn selbst zum Papst, mußte sich aber sogleich entfernen. Kaum war Salviati mit Sixtus allein, so bemühete er sich seine Unschuld zu vertheidigen. Der Papst, der nie etwas von diesem Zwiste gehört hatte, stellte sich doch als ob er von allem unterrichtet wäre, und sagte: „Ihr „habt Unrecht Euch gegen Euren Bischof aufzu„lehnen. Indessen habe ich Euch wegen einer „andern Sache herkommen lassen. Man hat „Euch beschuldigt, daß Ihr mit den Einkünften „Eures Klosters nicht gut umgegangen seyd. Ihr „sollt davon Rechnung ablegen. Aber erst will „ich, daß Ihr es mir gestehn sollt."

Salviati fing an wieder aufzuleben, weil von dem bischöflichen Streite nicht die Rede war, und er im ökonomischen Fache keine Untersuchung scheute; denn diese mußte für ihn vortheilhaft ausfallen, weil er durch seine gute Wirthschaft die Einkünfte des Klosters vermehrt hatte. Er versicherte daher dem Papste, daß er sich der größten Strafe unterwürfe, wenn man ihm das geringste beweisen könnte. „Bedenkt wohl was „Ihr sagt, erwiederte Sixtus mit ernstem Blick, „denn ich habe Beweise in Händen." Salviati blieb ruhig, da denn der Papst sagte: „Erinnert

„Ihr Euch nicht, daß Ihr als Prior im Jahr „1564 einem Franziscaner vier Thaler geborgt „habt? Nun frage ich Euch, ob Ihr nicht straf„fällig seyd, so mit dem Gelde Eures Klosters „umzugehn?“ Salviati erinnerte sich gleich des Umstandes, war aber weit entfernt zu ahnen, daß Sixtus dieser Franziscaner gewesen wäre; er sagte daher: „Es ist wahr, heiliger Vater! „und ich würde ihm noch mehr gegeben haben, „wenn er es verlangt hätte, denn er schien mir „ein verdienstvoller würdiger Mann zu seyn. Lei„der aber habe ich seitdem gefunden, daß er ein „Betrüger war.“ Der Papst lächelte und sagte: „Gebt Euch keine weitere Mühe ihn zu suchen, „denn Ihr werdet ihn nicht finden; aber er hat „mir den Auftrag gegeben, seine Schuld zu be„zahlen, und Euch zu danken. Hoffentlich wer„det Ihr also zufrieden seyn, mich zu Eurem „Schuldner zu haben.“ Nun fiel dem Salviati die Decke von den Augen, und wenn die Worte des Papstes ihn mit Freude erfüllten, so war er doch über den gebrauchten Ausdruck Betrüger etwas besorgt. Sixtus ließ ihn jedoch nicht lange in Unruhe, und sagte: „Es ist Zeit, daß „ich Euch meine Dankbarkeit bezeige, denn ich „bin eben der Pater, den Ihr so großmüthig be„handelt habt; und da Ihr mich in Eure eigne „Zelle aufnahmt, so ist es billig, daß Ihr auch

„jetzt bey mir wohnt.“ Er ertheilte auch sogleich deßhalb die nöthigen Befehle, und er mußte täglich an der Tafel seines Neffen speisen, bis der Papst Gelegenheit fand, ihm ein einträgliches Bißthum im Königreich Neapel zu geben. Die Bildsäule des Pasquins, die in Rom an Statt der Schmähschriften diente, und damals immer als redend vorgestellt wurde, sagte bey diesem Vorfall: Man habe jetzt für die Bißthümer den Preis aufgefunden, er betrüge gerade vier Thaler.

Diese Erwiederung guter Dienste und Wohlthaten zeigte er bey aller Gelegenheit, und bedauerte immer, wenn ihm der Tod zuvorgekommen war. In diesem Fall aber ließ er seine Dankbarkeit die nächsten Verwandten des Verstorbenen empfinden. Dagegen zeigte er keine Rache gegen seine alten Feinde; denn er sagte: „Wenn ich alle mir angethane Beleidigungen rä„chen wollte, so müßte ich den halben Francisca„ner-Orden ausrotten.“

Die Jesuiten, die den vorigen Papst ganz beherrscht hatten, strengten alle Kräfte an, sich auch bey diesem einzuschmeicheln. Sie hingen sich deßhalb an den ältesten Neffen des Sixtus, einen Jüngling, der in der Geschwindigkeit gleich im ersten Jahre dieses denkwürdigen Pontificats

 Car=

Cardinal geworden war, und so wie sein Onkel den Namen Montalto angenommen hatte. Ihr größter Wunsch war, dem Papst einen Beichtvater aus ihrem Orden zu geben. Der Cardinal Neffe wurde bald gewonnen, und that Sixtus diesen Antrag, erhielt aber zur Antwort: „Es „wäre besser, wenn ich der Beichtvater der Je„suiten würde, als sie zu meinen Beichtvätern „zu machen." Er las einst auf ihr Ansuchen Messe in ihrer Hauptkirche, wo man ihn mit dem Lobe seines Vorfahren betäubte, vielleicht um ihn durch diesen Beweis von Dankbarkeit zu vermögen, so wie er ein Wohlthäter ihres Ordens zu werden. Der Papst aber sagte: „Ihr „betrügt Euch. Ich bin nicht Gregorius sondern „Sixtus, und verspreche Euch so lange ich re„giere, die Schwachheiten meines Vorgängers zu „benutzen." Man zeigte ihm das Collegium und die Säle. „Zeigt mir lieber Eure Schätze," sagte Sixtus. Der Rector versicherte, sie wären noch nie so arm gewesen, wie jetzt. „Desto „besser für Euch, erwiederte der Papst, je är„mer Ihr seyd, je brauchbarer werdet Ihr seyn."

Die verfallenen herrlichen Denkmäler des alten Roms nach Möglichkeit wieder herzustellen, beschäftigte den Sixtus schon in deu ersten Tagen seiner Regierung. Es lag seit Jahrhunderten

ten ein prächtiger Obelisk auf der Erde nahe bey der Peterskirche. Er war von einem seltnen mit Feuerflecken bezeichneten Egyptischen Marmor, 72 Fuß lang, und so wie alle Spitzsäulen dieser Art aus einem Stück gehauen. Nocoreus, König von Egypten, ließ ihn, als Numa Pompilius, der zweyte Römische König, regierte, in den Thebanischen Klüften verfertigen; folglich war er fast so alt, als Rom selbst, wohin er unter der Regierung des August nebst zwey und vierzig andern theils größern, theils kleinern, mit unsäglicher Mühe und Kosten gebracht und aufgestellt wurde. Schon viele Päpste, unter andern Julius II. Paul III. und Paul IV. hatten die Aufstellung dieser Prachtsäule gewünscht, allein die Schwierigkeiten der Unternehmung, die selbst viele Baumeister für unübersteiglich hielten, und die mit dem Versuch verbundenen großen Kosten, schreckten alle Päpste von dem Entwurf zurück. Sixtus aber, der das Schwere liebte, und seine Entwürfe fast nie aufgab, wies alle Gegenvorstellungen von sich; er bestand fest auf der Unternehmung, und Fontana, ein berühmter Baukünstler, übernahm die Ausführung.

Fontana, der durch eine päpstliche Bulle förmlich zum Transport dieses Obelisks bevollmächtigt wurde, brauchte mehr als ein Jahr, um dazu

eine

eine von ihm erfundene künstliche Maschine verfertigen zu lassen; sie hatte vierzig Walzen, wovon jede von zwanzig starken Männern und zwanzig Pferden gezogen wurde. Außer diesen acht hundert Menschen und acht hundert Pferden, waren noch vier hundert Männer bestimmt, an Stricken zu ziehn, und gewisse andere Maschinen in Bewegung zu setzen, wozu zwey auf dem Gipfel des Vaticans sitzende Männer die Signale gaben; der eine stieß in eine Trompete, wenn man arbeiten, und der andere läutete mit einer Glocke, wenn man einhalten sollte.

Eine Menge Schaumünzen wurden unter dem Piedestal gelegt, theils von dem Papst, theils von den vornehmsten Römischen Familien und fremden Gesandten, die sämmtlich um die Erlaubniß baten. Sixtus ertheilte sie, jedoch mit der Bedingung, daß auf der einen Seite der Medaillen sein Bildniß seyn mußte. Auf den Schaumünzen der Gesandten sahe man die Beherrscher Europens vor dem Papst auf den Knieen liegen. Die Höhe des Piedestals war sechs und dreyßig Fuß, auf demselben lagen vier Löwen von vergoldetem Bronze, die ohne eine Befestigung die 72 Fuß hohe Säule trugen, auf deren Gipfel ein fünf Fuß hohes Kreutz von vergoldetem Bronze gepflanzt wurde. Im Innern

dieses

dieses Kreutzes legte man ein Stück Holz von dem Kreutze Christi, und forderte die Gläubigen durch Indulgenzen zur Anbetung auf, die auch mit dem Anblick dieses Obelisks selbst aus der Ferne verbunden ward. Unter dem Kreutz standen mit goldenen Buchstaben folgende Worte: „Sixtus V „weihet dieses Denkmahl dem heiligsten Kreutze, „nachdem er es dem Andenken der Kaiser Au„gust und Tiberius, denen es geweihet war, „entzogen hat.“ Auf den vier Seiten des Piedestals standen in lateinischer Sprache Wünsche und Gebete für die Erhaltung der Catholischen Kirche, verbunden mit Ausfällen auf die Heiden und ihre Götter. Auch wurde auf ausdrücklichen Befehl des Papstes unter diesen Inschriften eine abgesonderte zu Ehren des Fontana gesetzt. Die Aufstellung geschah am 10ten September 1586. Man hatte außer den dazu gehörigen Werkleuten noch neun hundert Arbeiter und fünf und vierzig Pferde genommen, und alles ging überaus glücklich von Statten. Die Apostolische Kammer hatte zu dem Kreutz und zu den Löwen das Metall geliefert, und überdieß zu der Errichtung dieser Prachtsäule 38000 Römische Thaler, eine für die damaligen Zeiten ungeheure Summe, hergegeben.

Ein anderer Obelisk lag unter der Erde bey der Kirche des heiligen Rochus, und war in

drey Stücken gebrochen. Sixtus ließ ihn ausgraben, sodann wurde er künstlich zusammen gefügt, und von dem Baumeister Fontana vor der Kirche Maria Magiore aufgestellt. Seine Größe war zwey und vierzig Fuß. Er hatte nebst noch einem andern von gleicher Größe das Mausoleum des Augusts geziert, und beyde prangten am Eingange jenes erstaunungswürdigen Denkmahls von Kunst und Pracht, wovon nur noch sehr wenig Spuren übrig sind.

Noch ein anderer Obelisk mit Hieroglyphen, oder Egyptischer Bilderschaft bedeckt, wurde aus den Ruinen des großen Circus ausgegraben, und auf dem Platz del Popolo aufgestellt. Er war acht und achtzig Fuß hoch, und wurde vom Kaiser August nach einer noch lesbaren Inschrift der Sonne geweihet. Fontana bediente sich bey dessen Errichtung mehr einfacher Maschinen, als bey der ersten Unternehmung dieser Art.

Auch der größte Obelisk von allen, die man je nach Rom gebracht hatte, wurde aus den Trümmern des großen Circus hervorgezogen. Dieser ungeheure Stein, ebenfalls mit eingegrabenen Hieroglyphen bedeckt, lag in mehreren Stücken zerbrochen tief in der Erde. Nach der Zusammensetzung wurde er vor der Lateran-Kirche aufgestellt. Seine Höhe war außer dem Po-

stement hundert und zwölf Fuß, und seine Breite im untern Theil zehntehalb Fuß. Der Kayser Constanz, Sohn des Constantins, ließ diese Prachtsäule aus Ober-Egypten hohlen, und auf dem Nil nach Alexandria transportiren. Er hatte sie anfangs für Constantinopel bestimmt, änderte aber seinen Entschluß, und ließ sie nach Rom bringen. Der Transport geschah auf einem ungeheuren ausdrücklich dazu erbauten Schiffe, das auf der Tiber einen solchen Raum einnahm, daß der Fluß aus seinen Ufern zu treten drohte.

So groß auch die Kosten bey diesen Unternehmungen waren, so setzte doch Sixtus seinen Bau-Entwürfen kein Ziel. Er ließ in der Kirche Maria Magiore eine überaus prächtige Capelle bauen, deßgleichen ein herrliches Grabmahl zum Andenken seines Wohlthäters Pius V, dessen Leichnam mit großem Gepränge hieher gebracht wurde; auch ließ er hier sein eigen Grabmahl errichten. Die Lateran-Kirche wurde verschönert, und das große Portal mit einer durch kostbare Mahlereyen verzierten Gallerie versehn, von welcher die Päpste noch heut zu Tage an gewissen Festen den Segen geben. Neben der Kirche ließ er einen ungeheuren Pallast bauen, dessen Bestimmung war, großen Rom besuchenden Fürsten und Cardinälen ihren Wohnort anzuweisen.

Um

Um ihn in seiner Pracht zu erhalten, so bestimmte er durch ein Gesetz, daß alle Päpste zwey Monathe im Jahr darin residiren sollten; ein Gesetz, das jedoch nach seinem Tode gar nicht befolgt wurde.

Die sogenannte heilige Treppe, von welcher die Legende sagt, daß sie zu dem Pallast des Pontius Pilatus in Jerusalem gehörte, und daß Christus sie mit Blut und Thränen benetzt habe, stand mitten unter Trümmern, hatte keinen schicklichen Zugang, und überhaupt nichts auszeichnendes, um die Verehrung einer solchen Reliquie ins Licht zu setzen. Für diese Treppe wurde jetzt ein isolirtes prächtiges mit Mahlereyen reichlich versehenes Gebäude errichtet, und mit der Ersteigung der acht und zwanzig Stufen, die nicht mit den Füßen, sondern mit den Knieen geschehn mußte, wurde großer Ablaß verbunden.

Die berühmte Trajanische Säule, diese colossalischen Annalen antiker Gebräuche und Alt-Römischer Kunst, worauf die Thaten des Kaysers Trajan und seine Siege über die Parther und Dacier in großen Figuren von halberhobener Arbeit in Schneckenlinien dargestellt wurden, diese Säule war auf ihrer Spitze durch die Raubsucht aller Zierrathen entblößt worden.

Ein gleiches war auch mit der Antoninischen Säule geschehn, ein eben so erstaunungswürdiges Denkmahl als die Trajanische, obgleich von minderer Schönheit. Der Kayser Marc Aurel hatte sie seinem Schwiegervater Antonin zu Ehren errichtet, und die Siege über die Marcomannen darauf aushauen lassen. Sixtus ließ beyde Säulen, die durch den Zahn der Zeit viel gelitten hatten, ausbessern, und die Spitzen mit Colossalischen Bildsäulen von vergoldetem Bronze zieren. Es waren die Statuen der Heiligen Peter und Paul. Der Standplatz der erstern war die Trajanische, und der letztern die Antoninische Säule, und nun wurden diese außerordentlichen für heidnische Kayser errichteten, und mit Schlachtzügen bezeichneten Trophäen, den beiden christlichen Aposteln geweihet.

Es befanden sich in den Bädern Constantins zwey Pferde nebst ihren Führern, alle von Marmor, Werke von großer Kunst, die man den beyden hochberühmten Griechischen Bildhauern, Phidias und Praxiteles, zuschreibt. Die eine Gruppe war ein Geschenk, das Tiridates, König von Armenien, dem Kayser Nero machte, der sie in dem vergoldeten Theater des Pompejus aufstellen ließ; nachher zierte Constantin damit seine Bäder, wohin auch die andre Gruppe gebracht

bracht wurde. Sixtus ließ sie ausbessern, und nach dem Quirinalischen Berge bringen. Hier befand sich der alte päpstliche Pallast, Monte Cavallo. Da dieser aber nicht der Größe eines Papstes angemessen war, so ließ Sixtus einen andern daranstoßenden Pallast bauen, mit welchem eine prächtige Caserne für seine zwey hundert Mann starke Schweitzerwache verbunden war. Es fehlte diesem Berge, der die gesundeste Luft in Rom hat, und daher immer der liebste Wohnsitz der Päpste war, an Wasser. Dieß Bedürfniß dahin zu leiten, hatte den Römern unmöglich geschienen. Sixtus unternahm es, und in achtzehn Monathen war das Werk zu Stande, nachdem damit gewöhnlich zwey tausend, an manchen Tagen auch drey bis vier tausend Arbeiter beschäftigt gewesen waren. Die Wasserleitung war zwey und zwanzig Italienische Meilen lang, und ergoß sich in Rom in ein prächtiges Bassin nahe bey den Bädern des Diocletian. Er ließ ferner an dem Ufer der Tiber ein großes Hospital für Kranke und Gebrechliche bauen, das noch jetzt vorhanden ist, und reichlich mit Almosen versehen wird.

Nun kam die Reihe auch an den Vatican, der ihm nicht groß genug war. Fontana mußte mit demselben einen weitläuftigen prächtigen

Pallast verbinden, da denn das Ganze das ausgedehnteste Gebäude in der Welt wurde. Die herrlichste Treppe in Europa *) führte aus dem Pallast zur Peters-Kirche. Er ließ den sehr zierlichen Thurm von Belvedere, zum Vatican gehörig, der ganz verfallen war, wieder herstellen; ein gleiches that er mit den schönen Kirchen der heiligen Sabina und des heiligen Hieronymus. Vorzüglich aber war von allen Bau-Unternehmungen die Peters-Kirche sein Augenmerk. Schon viele große Baumeister hatten den Entwurf einer ungeheuren der Größe des Gebäudes angemessenen Kuppel durchdacht; schon viele Päpste hatten die Ausführung gewünscht, allein kein Baukünstler hatte sie unternehmen wollen. Sixtus fand endlich diesen Künstler in der Person des unsterblichen Michaels Angelo Buonarotti, der durch den großen Geist und die Beharrlichkeit des Papstes ermuntert wurde, und so ward dieß erstaunungswürdige Werk angefangen.

Seine wohlthätige Pracht schränkte sich jedoch nicht allein auf Rom ein, sondern der gan-

*) Diesen und andern hier angeführten Werken der Kunst, sämmtlich noch vorhanden und wohl erhalten, hat der Verfasser in seiner Skizze von Italien seine tiefe Bewunderung gezollt.

ganze Kirchenstaat genoß dieser großen Vortheile, durch Aufführung von Gebäuden, durch Anlegung von Wasserleitungen, Brücken und Landstraßen, durch Stiftungen von Schulen, von Hospitälern, und andern Wohlthaten. Loretto war damals, ungeachtet des dort befindlichen heiligen Hauses, ein schlechter Flecken; Sixtus verwandelte ihn in eine zierliche Stadt. Ein gleiches that er mit dem Flecken Montalto, seinem Geburtsort, der vergrößert, verschönert, mit Mauern versehn, und zu einem Bißthum erhoben wurde. Um das Erdreich bey Rom fruchtbarer und die Luft erfrischender zu machen, und den innern Handel zu befördern, beschloß Sixtus, den Fluß Teverone mit der Tiber zu vereinigen. Es fanden sich jedoch dabey solche Schwierigkeiten, daß dieß so nützliche Vorhaben aufgegeben werden mußte.

Bey allen diesen großen Entwürfen und Unternehmungen, bey der Mischung in alle Europäische Händel, bald als Oberhaupt der Kirche, bald als weltlicher Regent, dachte der rastlose Papst immer noch an Eroberungen. Er wollte den Degen des heiligen Pauls mit den Schlüsseln des heiligen Peters vereinigen, und errichtete deßhalb eine Militz, die in Bataillone eingetheilt wurde. Alle päpstliche Unterthanen, die fähig

waren, die Waffen zu tragen, wurden aufgezeichnet. Da der heimliche Entwurf des Papstes auf Neapel ging, so wurden eine Anzahl an den Gränzen dieses Königreichs liegender Städte befestigt, unter dem Vorwande, die Einwohner zu verhindern, die Ruhe ihrer Nachbarn zu stören. Diese Befestigungen geschahen mit Ripa transona, Ostia, Ascoli, und Rieti. Alle kleine Forts in der Gegend von Rom wurden für nachtheilig gehalten, und niedergerissen, dagegen die Festungswerke von Frosinone und Agnone mit desto größerer Sorgfalt vermehrt. Auch vernachlässigte er die Marine nicht. Vor allen Dingen hatte Civita Vecchia, der vornehmste Hafen des päpstlichen Gebiets, eine Wasserleitung nöthig, die Sixtus auch sofort anlegen ließ. Es wurden geschickte Schiffsbaumeister aus Venedig verschrieben, die zehn große überaus schöne Galeeren bauten.

Die Unterhaltung dieser Seemacht erforderte gewisse Fonds, welche festzusetzen er eine Congregation von Cardinälen zusammen berief; allein nur diejenigen wurden dazu genommen, die geborne Unterthanen des Papstes waren. Die andern Cardinäle, über diese Ausschließung äußerst aufgebracht, baten den Cardinal von Medicis, ihre Klagen und Beschwerden Sixtus vorzutragen. Dieser Cardinal brauchte alle Behutsamkeit bey

seinen

seinen Vorstellungen, die sich darauf gründeten, daß die im Auslande geborne Cardinäle, eben sowohl wie die inländischen, Fürsten der Kirche wären. Sixtus antwortete: „Ich bin gern zu„frieden, daß Sie und Ihre Mitbrüder sich Für„sten der Kirche nennen, nur nicht Fürsten in „meinem Staat." Medicis, der sich bey dieser Antwort kaum zu mäßigen vermochte, versetzte: „Wenn dieß der Fall ist, heiliger Vater, so ist „es am besten, daß wir andern Cardinäle Rom „verlassen, und nach Hause reisen." Sixtus erwiederte: „Das thun Sie. Gott geleite und „erhalte Sie auf Ihrer Reise." Der Cardinal wollte noch den nehmlichen Tag abreisen, allein die andern mißvergnügten Cardinäle beschwuren ihn, zu bleiben, weil man durch Trotz nichts bey dem so entschlossenen Papst gewönne, und sie selbst in der Entfernung die Folgen seines Unwillens nur zu sehr empfinden würden. Bald nachher starb der Großherzog von Toscana, Franciscus von Medicis; sein Bruder Ferdinand, eben der jetzt erwähnte Cardinal, war sein nächster Erbe, der auch die Regierung dieses Staats sogleich antrat, die Priesterkleidung ablegte, sich mit einer Lothringischen Prinzessinn vermählte, und den Cardinalshut zurücksandte.

Die Galeeren wurden auf Kosten der Provinzen und der vornehmsten Städte des Kirchen-

staats gebaut, und auch von ihnen unterhalten. Die jährlichen dazu erforderlichen Kosten berechnete man auf 90,000 Römische Thaler, wozu die Stadt Rom allein 12,000 Thaler beytragen mußte. Selbst die Clerisey wurde nicht verschont, und mußte dazu auch 12,000 Römische Thaler beysteuern. Diese Zurüstungen erregten großes Aufsehn. Besonders waren die Spanier in Unruhe, die es sehr gereuete, Sixtus zur päpstlichen Würde verholfen zu haben. Man war jedoch so unvorsichtig, den Herzog von Ossona, der vier Jahre lang als Vice-König mit vieler Klugheit Neapel regiert hatte, zurückzurufen, und seine Stelle dem Grafen von Miranda, einem bigotten schwachen Manne, zu übertragen.

Indessen langten von Zeit zu Zeit unangenehme Nachrichten von den Fortschritten der Reformation in Rom an. Die Catholischen Schweizer-Cantons schickten Abgeordnete an den Papst, um ihm ihre traurige Lage und die zunehmende Macht der Protestantischen Schweizer zu melden. Die Waffen der Protestanten waren auch am Rhein glücklich gewesen, und nur in Flandern hemmten die Kriegstalente des großen Spanischen Feldherrn, Alexander Farnese, den Lauf ihrer Siege. Sixtus schickte ihm zur Be-

lohnung seiner Tapferkeit gegen die Ketzer, einen geweiheten Huth und Degen, ein Geschenk, das auch in diesem Jahrhundert die beiden Heerführer, Eugen und Daun, wegen ihrer Siege gegen die Türken und Preußen erhalten haben. Die Ceremonie dieser geweiheten Sachen geschah im Spanischen Lager, wobey die ganze Armee auf den Knieen liegend die Gesundheit des Papstes unter dem Donner aller Kanonen und dem Schall der Kriegsmusik trank.

Um den Catholiken in der Schweiz durch sein Ansehn zu Hülfe zu kommen, schickte Sixtus den Prälaten Santorio, einen sehr klugen Mann, als Nuntius dahin, der auch durch seine tiefe Politik einige Cantons dem päpstlichen Hofe erhielt. Er vermochte die Catholiken zu einem Bunde unter sich, und zu einer ewigen Allianz mit dem Römischen Stuhl, für dessen Wohlfahrt sie ihr ganzes Eigenthum, und ihr und ihrer Kinder Leben weiheten. Dieß schwuren sie auf den Knieen vor dem Altar in die Hände des Nuntius, der hier eine Nuntiatur, oder päpstlichen Gerichtshof, gründete, ein Tribunal, das sich noch bis auf diesen Tag erhalten hat. Santorio ging jedoch in seinem Eifer zu weit; er ließ einen Priester selbst aus dem protestantischen Gebiet hohlen. Es geschahen Repressalien; die Erbitterung

war überaus groß, und man hielt Versammlungen, worin über Angriff und Vertheidigung berathschlagt wurde. Der Nuntius verlangte Verhaltungsbefehle vom Papst, dessen Antwort aber zeigte, daß dieser große Regent bey aller seiner Heftigkeit und den hohen Begriffen seiner Macht, dennoch den Grad ihrer Wirkung genau kannte, und nicht jede Kühnheit zu Behauptung seiner Rechte gut hieß. Die Worte in seinem eigenhändigen Schreiben waren: „Ich habe Euch nach der „Schweitz geschickt, nicht um die dortigen Ange„legenheiten zu verwirren, sondern um den Frie„den zu erhalten; um den Catholiken Ruhe zu „verschaffen; nicht aber die Protestanten dahin „zu bringen, sich gegen sie zu waffnen. Meine „Absicht war, daß Ihr an der Bekehrung dieser „arbeiten, und für die Sicherheit und Erhaltung „der andern sorgen solltet. Ihr wißt, nichts ist „so delicat und gebrechlich, als die Ehre und das „Interesse einer Gerichtsbarkeit, und daß man „solche Dinge mit vieler Klugheit behandeln „muß. Aufruhr und Zwietracht sind den Catho„liken so gefährlich; als sie den Protestanten „vortheilhaft sind: deßhalb müßt Ihr diesen Ue„beln aus allen Kräften vorzubeugen suchen. Es „würde freylich nicht wohlgethan seyn, den Kez„zern etwas einzuräumen; aber man muß ihnen „auch nichts nehmen, wegen der verdrüßlichen

Folgen,

„Folgen, und ich empfehle Euch fürs Künftige „Vorsicht, sowohl wegen meiner Ruhe, als we„gen der Eurigen.“ Er schlug auch dem Herzog von Savoyen die Bitte ab, ihm durch seine Unterstützung die Stadt Geneve wieder zu verschaffen.

Der Papst sann auf alles, was seine Würde in den Augen der Menschen erhöhen konnte; daher wollte er, daß seine Gesandten an den Höfen nicht in gemietheten Häusern wohnen, und dadurch der Willkür der Eigenthümer ausgesetzt seyn sollten. Er wünschte in jeder Europäischen Hauptstadt einen eignen Pallast zu haben. Der Senat von Venedig both dazu gleich großmüthig die Hand, da das Vernehmen zwischen der Republik und dem Papst zu jedermanns Erstaunen, sehr gut war. Man hatte erwartet, daß die so selten unterbrochenen Streitigkeiten der Venetianer mit den Oberhäuptern der Kirche wegen der Gränzen ihrer beyderseitigen Macht bey diesem Papst den höchsten Gipfel erreichen würden. Allein es schien, daß da beyde Theile einander kannten, sie sich hochschätzten; vielleicht auch aus kluger Vorsicht, allen Zwist zu vermeiden, der nach den gleich beharrsamen Grundsätzen sowohl des Papstes als des Senats nothwendig zu Extremitäten hätte führen müssen.

Jetzt

Jetzt also, da von eignen Gesandschaftswohnungen die Rede war, schenkte der Senat dem heiligen Stuhl einen schönen und großen Pallast, wohin der Nuntius mit vielen Ceremonien geführt wurde; in dem Schenkungsbrief standen die Worte, daß dieser Pallast von jetzo an keinen andern Herrn als den Papst erkenne. Sixtus wollte in Großmuth nicht zurückbleiben, und schenkte auch den Venetianern einen Pallast in Rom, der einer der geräumigsten in Europa ist, und noch jetzo unter der Benennung der Pallast des heiligen Marcus von den Gesandten der Republik bewohnt wird. Dieß Beyspiel blieb jedoch ohne Nachfolge, und Sixtus selbst änderte seine Meinung, aus Besorgniß eine zu große Anzahl unabhängiger Oerter in den Ringmauern seiner Stadt zu haben, deren Sicherheit und genaue Justitzpflege immer sein Hauptaugenmerk blieb. Man sahe daher von Zeit zu Zeit damit verbundene merkwürdige Scenen.

Ein junger Spanischer Edelmann war unter der Führung seines Onkels, eines berühmten Theologen, nach Rom gekommen. Die Begierde den Papst zu sehn, verursachte, daß er sich eines Tages in der Capelle mit Lebhaftigkeit hervordrängte, und dafür von einem Schweitzer mit der Hellebarde einen Schlag empfing. Der

Spa=

Spanier schwur sich zu rächen, suchte den Schweitzer auf, und fand ihn in der Peterskirche vor einem Altar kniend. Der Durst nach Rache bemächtigte sich seiner Seele; er ergriff einen am nächsten Pfeiler angelehnten Pilgerstab, und versetzte damit dem Schweitzer einen solchen Schlag auf den Kopf, daß dieser todt zur Erde stürzte. Der Mörder hoffte sich in den Pallast des Spanischen Gesandten zu retten; er wurde aber im Fliehen erhascht. Sixtus war vor Zorn außer sich, er rief aus: „Ein solcher Mord ge=
„schieht in der Kirche, und zwar unter der Re=
„gierung des Papst Sixtus. Es gibt also noch
„Menschen, die seine Gerechtigkeitsliebe nicht
„kennen. Nun wohl! Ich will davon ein so
„schleuniges und schreckbares Beyspiel geben,
„daß niemand mehr daran zweifeln soll.“ Sogleich ließ er den Gouverneur von Rom kommen, der ihm meldete, daß die Befehle zum Criminalproceß bereits gegeben wären. Der Papst sagte, bey dem gegenwärtigen Verbrechen wären alle Formalitäten überflüssig; der Gouverneur hingegen bemühte sich sie zu vertheidigen, da besonders die Sache einen unter dem Schutz des Spanischen Gesandten stehenden Edelmann beträfe. Sixtus erwiederte: „Macht so viel Untersuchungen wie
„Ihr wollt, wenn nur der Verbrecher gehenkt wird,
„ehe ich mich zur Tafel setze, und dieß wird heute

„zeitig

„zeitig geschehn, weil ich viel Appetit habe.“ Er ließ den erstaunten Gouverneur nicht zu Worten kommen, sondern befahl unverzüglich einen Galgen vor seinem Fenster zu errichten, weil er selbst Augenzeuge der Hinrichtung seyn wolle. Der Spanische Gesandte und vier Cardinäle dieser Nation eilten zum Papst, nicht, um die Begnadigung des Verbrechers zu erflehn, sondern nur um die Abänderung der Todesstrafe; sie wünschten für die Ehre der Familie und der Nation überhaupt an Statt des Hängens eine Enthauptung. Sixtus aber verwarf die Bitte, und sagte: „Ein solch Verbrechen verdient durchaus „den Strick, und ich würde mich selbst entehren, „wenn ich Euer Begehren erfüllte. Um jedoch „die Schande der Familie etwas zu schwächen, „so will ich die Hinrichtung selbst mit ansehn.“ Hiebey blieb es. Er verließ das Fenster nicht eher, bis der Unglückliche erwürgt war, und nun setzte er sich zur Tafel mit der Aeußerung, daß die vollzogene Justitz seinen Appetit vermehrt habe. Pasquin scherzte darüber sehr bitter. Man setzte vor dieser Bildsäule eine Schaale gefüllt mit Ketten, Aexten, Galgen und Rädern, und auf die Frage des Marforio, wo er hinginge, sagte Pasquin: „Ich bringe dem Papst ein Ragout, „um ihm Appetit zu machen.“ Eine Hinrichtung fünf Stunden nach begangenem Verbrechen war

in Rom ohne Beyspiel, und machte einen gewaltigen Eindruck. Alle fremde Minister empfohlen ihren Bedienten strenge Ordnung mit dem Bedeuten, sie sogleich ohne Schutz der grausamen Justiz zu überlassen, und Sixtus drückte diesem Schrecken das Siegel auf, durch den Befehl an die Häscher, daß wenn ein Verbrecher sich in den Pallast eines Cardinals flüchten sollte, ihn auch von da herauszuholen.

Sixtus verlachte die auf ihn gemachten Pasquille, weil sie gewöhnlich seine Strenge, seine Unbiegsamkeit und seinen Stolz betrafen. Ein Pasquillant aber ging weiter; er hing dem Pasquin ein schmutziges Hemd um, und auf Befragen des Marforio, warum er in einem solchen Aufzuge erschiene, antwortete der andere: „Weil „meine Wäscherin eine Prinzessin geworden ist.“ Dieß war eine rauhe Anspielung auf die Camilla, die Schwester des Sixtus, die sich mit Waschen ernährt hatte. Der Papst wurde dadurch so beleidigt, daß er genaue Untersuchung wegen des Verfassers anstellen ließ, und da man nichts erfuhr, ließ er bey Trompetenschall bekannt machen, daß er dem Pasquillanten, wenn er sich selbst angäbe, Leben und Freyheit nebst 2000 Zechinen schenken wollte; geschähe diese Entdeckung aber durch einen andern, so sollte der Pasquillant gehan=

gehangen, und der Angeber die 2000 Zechinen erhalten. Der Verfasser hatte nichts zu befürchten; denn niemand wußte sein Geheimniß. Die Belohnung aber verbunden mit Leben und Freyheit reitzten ihn, sich selbst anzugeben, da er überzeugt war, Sixtus, der nie sein Wort gebrochen, würde es auch ihm halten. Er begab sich zum Papst, der über das verwegene Geständniß erstaunte, ihm aber gleich seine Freyheit zusicherte, und die versprochene Summe auszahlen ließ. Sodann ließ er ihn wieder kommen und sagte: „Ihr seht, wie genau ich mein Versprechen erfül„le. Das Geld ist in euren Händen, und ihr „seyd frey. Damit ihr aber künftig verhindert „werdet, dergleichen Schmähungen, weder zu „schreiben noch mündlich auszustoßen, so sollen „euch die Hände abgehauen, und die Zunge aus„geschitten werden.“ Diese Sentenz wurde auch sogleich vollzogen.

Ein Dichter, Namens Matera, aus Neapel gebürtig, lebte in Rom, und zählte unter seine vielen Beschützer auch den Cardinal Montalto, dem er ein Gedicht auf die Krönung des Papstes zugeeignet hatte. Matera, um sich an einem Advocaten zu rächen, der sein Feind war, verfertigte ein Sonnet, worin die Frau seines Gegners, eine Person von unbescholtenem Ruf mit einem schänd-

lichen Namen belegt würde. Der Advocat, Namens Fontana, brachte das Sonnet dem Papst, der den Dichter sofort in Verhaft nehmen, und vor sich bringen ließ. Auf die Frage, was ihn zu dieser Beschimpfung einer rechtschaffenen Frau veranlaßt habe, entschuldigte er sich bloß mit der poetischen Freyheit, die man zu allen Zeiten Dichtern und Mahlern eingeräumt hätte, dabey versicherte er, daß er nur allein um des Reims willen, und um seinen Versen eine gewisse Harmonie zu geben, die Worte Fontana und Putana in Verbindung gebracht hätte. Sixtus sagte, er wollte sich auch der poetischen Freyheit bedienen, und machte aus dem Stegreif einen Vers, der den Dichter zu den Galeeren verdammte, wobey er versicherte, daß ihn bey den Worten Matera und Galera bloß der Reim geleitet hätte.

Es wurde in Rom ein Generalkapitel vom Franciscanerorden gehalten; der Papst selbst war bey einer Sitzung gegenwärtig, und speißte auch in Refektoriomit den Mönchen, die bey dieser frohen Gelegenheit vom Stillschweigen bey Tische losgesprochen wurden, wobey man auch auf das Wohl des Ordens trank. Er überließ ihnen die freye Wahl eines Generals; indessen befremdete es ihn doch, daß man ihn nicht wenigstens des

Wohlstandes halber um seine Meinung wegen des zu wählenden Oberhauptes befragte. Er sagte aber nichts, und da sein Neffe dieß grobe Versehn auf die mangelnde Weltkenntniß der Ordensbrüder schob, sagte Sixtus: „Es ist nicht „erst heute, daß ich erfahre, was man von Mön„chen zu erwarten hat." Er befahl, daß nach geendigtem Capitel alle diese Mönche in Procession zu ihm kommen sollten, um ihm die Füße zu küssen, wobey er einem jeden erlaubte, sich eine Gnade auszubitten. Diese päpstliche Gunst wurde ihnen den Tag zuvor bekannt gemacht, damit sie sich sämtlich vorbereiten könnten. Die Freude dieser Franciscaner war unaussprechlich, und ein jeder pries seinen Glücksstern, der ihn zu diesem Capitel geführt hatte. Die andern Mönchsorden zeigten ihren Neid; ja selbst die Cardinäle, denen die Wohlthaten des Papstes sehr sparsam zufielen, sprachen zum voraus von unzeitiger Freygebigkeit. Nur allein Rusticucci, der den Papst besser kannte, sagte, daß man das Ende des Tages abwarten müsse.

Sixtus saß auf seinem Thron und neben ihm stand ein Secretair, der den Namen und die Bitte eines jeden Franciscaners, so wie er sich abgesondert von seinen Brüdern zum Fußkuß darstellte, aufschreiben mußte. Der General war der erste,

erste, und bat bloß um den påpstlichen Schutz. Ihm folgten die andern grðßtentheils mit wunderlichen oder ausschweifenden Bitten. Der eine, bekannt als ein Erzzånker und unruhiger Kopf, verlangte ein påpstliches Breve, wodurch allen Mönchen bey Strafe der Excommunication verboten würde, mit ihm zu streiten. Ein andrer verlangte zwey Zellen im Kloster zu haben, worin er machen könnte was er wollte, ohne hier von irgend einem Obern, ja nicht einmal vom Papst abzuhängen; an andern Oertern des Klosters wollte er sich den Ordensregeln unterwerfen. Ein Baccalaureus von Bologna verlangte ein Breve, um in allen sowohl Pfarr- als Klosterkirchen zu jeder Stunde ohne alle Erlaubniß der Obern predigen zu dürfen; wobey die eingesammelten Gelder ganz zu seiner Disposition seyn sollten. Der Pater Poppa, Provinzial im Königreich Neapel, ein Mann aus einem vornehmen Hause, bat den Papst um die Ehre der Vereinigung seiner Familie mit der Familie Peretti. „Ich „habe nichts dawider, sagte der Papst, aber erst „muß ich wissen, von welchem Stande Ihr seyd.“ „Heiliger Vater, antwortete Poppa, meine Fa„milie ist Gott sey Dank, eine der åltesten und „reichsten im Königreich Neapel.“ „Desto schlech„ter für Eure Absicht, erwiederte Sixtus, denn „wie kann ein reicher und vornehmer Edelmann

„wie Ihr seyd, mit einem armen Schweinhirten „in Verbindung treten? Wollt Ihrs aber doch, „so bin ich es auch zufrieden, aber mit der Be„dingung, daß Ihr Eure Mönchskleidung ablegt, „aufs Feld geht und die Schweine hütet, so wie „ich in meiner Jugend gethan habe." Der bestürzte Provinzial entfernte sich eiligst. Ein Doktor der Theologie aus Spoletto, Namens Sarco, bath daß sein Kloster in eine Abtey verwandelt werden möchte; von dieser Abtey sollte seine Familie das Patronarecht haben, und niemand darein aufgenommen werden, der nicht drey Jahre lang bey einem seiner Verwandten gedient hätte; dabey verlangte er auch ansehnliche Einkünfte. Sixtus lächelte und sagte: „Man wird nicht un„terlassen, Euch Klöster zu geben, um nach dem „Patronarechte die Narren einzusperren." Ein andrer Neapolitaner näherte sich dem Ohr des Papstes und trug ihm sein Anliegen im Stillen vor; es betraf die Erlaubniß den Mönchshabit abzulegen und heyrathen zu dürfen, wo nicht, ihm eine Beyschläferin zu gestatten. Ein 77jähriger Greis, der schon sieben Generalkapiteln beygewohnt hatte, erregte durch seine Naivetät das Lächeln des Papstes und aller Anwesenden. Er sagte, daß er sich vom heiligen Vater zwar die Gnade ausbitten wollte, noch zehn Jahr zu leben; da dieß aber nicht in seiner Macht stände,

so

so bäte er bloß um Indulgenzen auf seinem Todbette, das nicht mehr entfernt wäre. Sixtus rieth ihm, den Tod ohne Furcht und ohne Ungeduld zu erwarten.

Die Thorheit der Mönche bey ihren Bitten war ohne Gränzen. Einige wollten Provinziale werden, und es Lebenslang bleiben; andre begehrten Geld, um sich Wohnungen nach ihrer Phantasie zu bauen; andre bathen um Pensionen von hundert, zweyhundert, auch dreyhundert Römischen Thalern. Einige verlangten Abteyen, andre Bißthümer, Erzbißthümer, ja selbst die Cardinalswürde. Manche bathen um Bißthümer, die noch nicht erledigt waren. Ein junger Mönch wünschte Major Domo des heiligen Pallastes, das ist Hofmarschall des Papstes zu werden. Eine große Anzahl begnügte sich bloß mit der Bitte, das Kloster verlassen zu dürfen. Einer der letzten Bittenden war ein alter dienender Bruder, aus dem Kloster der heiligen Apostel, wo Sixtus selbst gewohnt hatte. Dieser Mann, den der Papst sehr gut kannte, war dreyßig Jahr Klosterkoch gewesen, und da nun die Reihe an ihn kam, eine Gnade zu erflehn, so bath er um einen Springbrunnen für sein Kloster, das an Wasser großen Mangel litt, wobey er sich auf Sixtus eigne Erfahrung berief, der selbst diesen

Mangel empfunden hätte. Nachdem nun sämmtliche Mönche, sechshundert an der Zahl, ihr Anliegen vorgetragen hatten, so wurden alle in einen großen Saal gerufen, wo ihnen der Papst folgende Anrede hielt: „Wenn Eure Wünsche „meiner guten Absicht entsprochen hätten, so „würde ich sie mit Vergnügen erfüllt haben, Euer „thörichtes Verlangen aber legt mir die Pflicht „auf, Euch insgesammt Eure Bitten abzuschla„gen. Ich erwartete, daß Ihr Eures eigenen „Interesst uneingedenk, nur das Beste der Reli„gion und Eures Ordens vor Augen haben wür„det. Eure Habsucht aber hat mir die Hände „verschlossen, und ich würde glauben eine große „Sünde zu begehn, wenn ich Eure Begierden „durch meine Wohlthaten nähren wollte.“ Hiemit entließ er sie beschämt. Nur allein den Bruder Klosterkoch rief er zu sich, um ihm zu danken, daß er ihn an eine nützliche Sache erinnert habe. Er begab sich den folgenden Tag selbst in Begleitung eines Baumeisters nach dem Kloster, in dessen Mitte er einen sehr schönen Springbrunnen anlegen ließ, der einen solchen Ueberfluß an Wasser verschafte, wie ihn kein Kloster in Rom hatte, und der noch jetzt mit so vielen andern Denkmälern den Namen des Sixtus ehrt.

Jetzt sahe man in Rom, daß der Papst sich an dem dummen Ehrgeitz der Mönche hatte belustigen, und ihn öffentlich zur Schau stellen wollen. Jedermann gab der Scene seinen Beyfall, und Pasquin, der den Tag zuvor gesagt hatte; „Es wäre jetzt besser Franciscaner als Cardinal zu seyn,“ sagte nun, daß wenn man doch gekränkt werden müßte, es besser sey die Kränkung im heiligen Collegio, als im Kloster zu dulden.

Sixtus gründete funfzehn Congregationen von Cardinälen, wovon noch die folgenden zwölfe beybehalten sind. Die erste war die Inquisition, deren Mißbräuche zum Theil von ihm abgeschaft wurden. Er verordnete, daß dieß Tribunal, wenigstens aus zwölf Cardinälen und einer großen Anzahl Theologen von mehrern Mönchsorden bestehn sollte. Die zweyte Congregation sollte die Streitigkeiten der Bischöfe mit den Bewohnern ihrer Diocöse schlichten. Die dritte sollte auf die Vollziehung der Decrete der Tridentischen Kirchenversammlung sehn, und alle damit in Verbindung stehende Zweifel aufklären. Die vierte, die Staats-Congregation, zur Regierung der Kirche bestimmt, bestand aus allen Cardinälen, die Minister und päpstliche Gesandten gewesen waren. Die fünfte befaßte sich bloß mit kirchli-

chen Ceremonien, Gebräuchen und Canonisationen der Heiligen. Die sechste hatte die Aufsicht über die Flüsse und Brücken, so wie die siebente über die Wasserleitungen, Springbrunnen und Straßen. Die achte führte den Namen des Inder, weil sie unter dem Vorsitz eines Cardinals die Jurisdiction über das Bücherwesen hatte. Die neunte, die Consulta genannt, war ein Ausschuß der vierten, und entschied in kirchlichen Angelegenheiten alle Zweifel und Anfragen der Nuntien, der Gouverneure, und andrer Staatsbeamten. Die zehnte entschied provisorisch über Beschimpfungen, Gewaltthätigkeiten, und Verletzungen des Rechts. Die eilfte war bloß mit Münzsachen beschäftigt, und die zwölfte mit Consistorial-Angelegenheiten.

Rom hatte vor Sixtus Regierung nur dreyzehn Quartiere. Dieser Papst fügte das vierzehnte del Borgo, hinzu. Er wollte den Lustmädchen, so wie man es mit den Juden gethan hatte, einen eignen Bezirk in der Stadt anweisen, allein dieser Entwurf wurde unausführbar gefunden. Dagegen aber ließ er desto eifriger an vielen neuen Straßen arbeiten, die aus verschiedenen Gegenden in gerader Linie durch die Stadt laufen sollten. Zwey derselben führte er von der Kirche des heiligen Laurentius nach der Kirche

Maria

Maria Magiore und nach den Bädern des Deo-cletian hin. Eine andere lief von der letztern Kirche nach dem Pallast St. Marcus; noch eine andere von der großen Lateran-Kirche nach dem Coliseo, und noch eine führte von der Porta Salaria nach der Porta Pia. Die beträchtlichste Straße aber war bestimmt, von der Kirche des heiligen Kreutzes, einer öden Gegend von Rom, nach dem Thor del Popolo zu führen. Der Tod verhinderte die gänzliche Ausführung dieses großen Plans. Indessen bekam die Straße, selbst in dem unvollendeten Zustande, doch eine Länge von zwey Italienischen Meilen, wurde eine der schönsten in Europa, und erhielt von dem großen Erbauer den Namen Strada Felice. Sein Haus, das er als Cardinal bewohnt hatte, und das er als ein Erbtheil für seine Familie bestimmte, wurde in einen prächtigen Pallast verwandelt, und mit einem Garten versehn, der an Größe und Schönheit alle damals in Rom vorhandene übertraf. Er verbot die Getreide-Ausfuhr, und füllte so viel Magazine an, daß der Ueberfluß im Kirchenstaate herrschte, während daß man in den meisten Provinzen Italiens über Mangel an Brot schrie. Die Römer waren für so viele Wohlthaten nicht undankbar; sie errichteten ihm auf dem Capitol eine Bildsäule von Bronze, mit der Inschrift: „Sixtus dem fünf-

„ten, dem obersten Priester geweihet, weil er „die öffentliche Sicherheit hergestellt, die Zügellosigkeit der Banditen und Meuchelmörder gehemmt, dem Elende des Volkes abgeholfen, „und die Stadt Rom mit Gebäuden, neuen Straßen und Springbrunnen geziert hat.“

Um diese Zeit sahe man in England das große Trauerspiel mit der schönen Maria, Königin von Schottland, die ihr Leben auf einem Blutgerüste endigte. Die Catholiken aller Länder betrachteten sie als eine Märterin ihres Glaubens; hiezu kam der Haß gegen die unkatholische Elisabeth, daher die zügellosesten Schriften gegen diese Königin, wovon man gegen gekrönte Häupter bis dahin noch kein Beyspiel gesehn hatte, in allen Sprachen erschienen. In Rom blieb man damit nicht zurück. Sixtus aber verbot diese Schriften, und bedrohete ihre Verfasser mit den Galeeren, wobey er die merkwürdigen Worte sagte, daß er als König von England, eben so als Elisabeth gehandelt haben würde. Diese Worte sagte der Papst, der durch den Glauben und das Staatsinteresse mit der Maria verbunden, und von ihrer Schuld oder Unschuld aufs genaueste unterrichtet seyn mußte; Worte, die in Verbindung mit den besten gleichzeitigen und nachfolgenden Geschichtschreibern

dern bis auf Hume und Robertson, wohl die neuerlich erschienenen bändereichen, mit schlechten Argumenten aufgestutzten Declamationen einer Kerallio aufwiegen dürften.

Die Römer, die alles durch die Brille ihres Aberglaubens betrachteten, konnten sich diese Hochachtung des Papstes für eine Prinzessin nicht erklären, die sich als die größte Feindinn des Römischen Stuhls zeigte. Ihre Blicke aber wurden bald von England abgezogen, und auf einen wichtigen Vorfall gerichtet, der sich in ihrer Hauptstadt selbst ereignete. Der Prinz Farnese, ältester Sohn des berühmten Feldherrn Alexander, Herzogs von Parma, besuchte Rom, und ohne die geringste Rücksicht zu nehmen, auf das strenge überall bekannte schon seit zwey Jahren genau beobachtete Verbot, keine Waffen zu tragen, weil er durch seinen Stand sich darüber erhaben glaubte, begab er sich bewaffnet zur Audienz beym Papst, wurde aber noch vor derselben in Verhaft genommen, und durch Häscher nach der Engelsburg gebracht. Ganz Rom gerieth in Bestürzung. Der Cardinal nebst allen Anhängern des mächtigen Hauses Farnese eilten zum Papst, und stellten ihm die Beschimpfung vor, die er einer so großen Familie anthäte, dem Sohn eines Fürsten, der für die Kirche so glor-

reich

reich gefochten hätte, und von ihm selbst durch geweihte Geschenke belohnt worden wäre; sie sagten, daß der noch unerfahrne Prinz geglaubt habe, nicht einem Policey=Gesetz unterworfen zu seyn, das absichtlich gegen die Ausschweifungen des niedrigen Pöbels gemacht worden wäre. Sie baten daher dringend um seine Begnadigung. Sixtus antwortete, daß er eine große Hochachtung für den Herzog von Parma, aber eben eine so große Abneigung gegen Verbrecher hätte, daß er im ähnlichen Fall seinen eignen Sohn eben so behandeln würde, wie den Prinzen Farnese; daß er lieber die päpstliche Krone ablegen und ins Kloster zurückkehren, als dulden wollte, seine Gesetze verachtet zu sehen, die für jedermann ohne Ausnahme gemacht wären. Er fügte hinzu, daß selbst ein Monarch seine Unabhängigkeit verlöre, sobald er seine Staaten verließe, und daß die Jugend kein Verbrechen entschuldigte. Die Bittenden entfernten sich nach dieser Antwort, um eine bessere Laune des Papstes zu erwarten. Kaum aber war der Cardinal Farnese zurück, als ihn eine tödtliche Unruhe wieder zum Sixtus führte. Dieser stolze Mann ließ sich jetzt zu den demüthigsten Bitten herab, und fuhr damit so lange fort, bis er die Freyheit seines Neffen erhielt, und zwar durch einen vom Papst eigenhändig an den Commandanten der Engelsburg geschrie=

geschriebenen Befehl. Der Cardinal eilte damit ohne Verzug selbst nach dem Staatsgefängniß, und befreyte den Prinzen, der noch in der nehmlichen Stunde Rom verließ.

Der Papst wurde krank, und zwar dermaaßen daß er dem Tode nahe war. Er fuhr jedoch, Trotz der Bitten der Aerzte, unabläßig in seinen Regierungs-Geschäften fort; alle Tage mußten der Gouverneur der Stadt und die vornehmsten Staats-Beamten zu ihm kommen, ihm Bericht von allem erstatten, und seine Befehle einhohlen. Die freudige Erwartung der Cardinäle war so groß, als die Betrübniß des päpstlichen Neffen, der seinen Onkel beschwur, sich zu seiner Erhaltung auf einige Tage den Geschäften zu entziehn. Sixtus antwortete: „Ein Fürst muß das Steuer„ruder des Staats nicht eher, als mit dem Le„ben verlassen, so wie die Nachtigall, die bis „zur Stunde ihres Todes singt." Er erinnerte den Neffen, die Spione in Thätigkeit zu setzen, um die Meinungen des Volks bey seiner Krankheit zu erfahren, und die Mißvergnügten kennen zu lernen. Der Befehl wurde befolgt; allein der Schrecken seines Namens hatte so tiefe Wurzel geschlagen, daß man nichts erfuhr. Ein jeder verbarg seine Gesinnungen, selbst diejenigen die ihn am meisten haßten, besuchten am häufigsten

die

die Kirchen, wo für seine Genesung Gebete angestellt wurden. Viele hielten sogar die Krankheit für verstellt, und glaubten, es sey eine List, um die Meinung des Volks zu erfahren. Er verbot jedoch bald die öffentlichen Gebete, indem er sagte: „Sie machen das Volk glauben, daß ich „meinem Ende nahe bin, und ich möchte gern, „daß man mich selbst noch nach meinem Tode le„bend glaubte.“ Eines Tages schienen die Lebensgeister ihn ganz zu verlassen, so daß die Umstehenden ihn für todt hielten. Der anwesende Arzt berührte die Nase des Papstes, um zu untersuchen, ob sich noch natürliche Wärme im Körper befände. Diese Berührung rief den Kranken wieder ins Leben zurück; er blickte den Arzt zornig an, und sagte: „Was! Ihr seyd so vermes„sen, den Papst bey der Nase zu fassen?“ Wenig Tage nachher war er völlig hergestellt, und zeigte sich dem Volke.

Seine Genesung wurde durch neue außerordentliche Justiz-Scenen der Welt bekannt. Der päpstliche Mundschenk, Bellocchio, wünschte zur Erbauung eines Pallastes ein Haus zu kaufen, dessen Grund zu seinem Plan gehörte. Der Eigenthümer aber wollte sein Haus nicht verkaufen, und widerstand allen Anerbietungen. Nichts blieb übrig, als ein päpstlicher Befehl, und um die-

diesen lag er dem Papst dringend an, der sie ihm jedoch immer versagte, und ihm seine Ungerechtigkeit verwies. Bellocchio wollte aber seinen Plan nicht aufgeben; er entwandte daher das heilige Siegel des Papstes, unter dem Namen der Fischerring bekannt, und nun verfertigte er selbst ein Breve, worin der Verkauf des Hauses dem Eigenthümer anbefohlen wurde. Dieser, durch den furchtbaren Namen Sixtus geschreckt, gab es sogleich für einen geringen Preis hin. Der Papst erfuhr es, und verdammte seinen Mundschenk zu den Galeeren, wo ihn der Gram bald tödtete. Zu gleicher Zeit wurde auch dem Prälaten Gualterucci, einem Mann von großem Ansehn und Verdiensten, der Proceß gemacht, weil er an dem vorgedachten Verbrechen Theil gehabt hatte. Das ganze heilige Collegium und fast alle Römische Fürsten, in Verbindung mit den Gesandten von Spanien und Venedig, baten vergebens um seine Begnadigung. Sixtus antwortete, er würde sie bewilligen, wenn die Beleidigung seine Person betroffen hätte, allein eine Verrätherey gegen den heiligen Stuhl müßte durchaus bestraft werden. Auf diese Weise wurde auch der Prälat Gualterucci auf die Galeeren geschmiedet, wo er bis zum Tode des Sixtus aushalten mußte.

Frankreich, wo aus Fanatismus der Bürgerkrieg immer fortwüthete, zog jetzt am meisten die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich. Der Herzog von Guise, als Haupt der Ligue, erhielt von Sixtus einen geweiheten Degen, von eben der Art, wie er dem Herzog von Parma einen zugesandt hatte; dabey schrieb er dem König Heinrich III einen eigenhändigen Brief, worin er ihn ermahnte, die Ehre seiner Krone zu erhalten, und den Stolz seiner rebellischen Unterthanen zu zähmen, mit der Erinnerung, Feuer und Schwert zu gebrauchen. Dieser Privatbrief, den der König öffentlich bekannt machte, goß Oel in die Flamme, und machte den Papst sowohl bey den Protestanten, als bey den Catholiken verhaßt.

Der berühmte Theodor de Beze predigte um diese Zeit mit außerordentlichem Beyfall in Geneve, wo er die Lehre Calvins fortpflanzte. Um Mittel aufzufinden, diese Fortschritte zu hemmen, wurde in Rom eine große Cardinals-Versammlung gehalten. Einige waren der Meinung, man müßte einen Vertrauten nach Geneve senden, um diesen Prediger durch Versprechungen der höchsten geistlichen Würden, ja selbst des Purpurs, auf die Seite der catholischen Kirche zu ziehn. Andre glaubten, er dürfte nicht leicht

zu bereden seyn, vielmehr würde er die Erfüllung der Versprechungen bezweifeln, und durch die Entdeckung des Antrags sich bey seinen Anhängern noch mehr Ehre und Zutrauen erwerben. Endlich nahm Sixtus das Wort, und sagte, daß hierüber keine Berathschlagung Statt fände, weil ihm allein die Austheilung der Cardinals-Hüthe zustände; daß er lieber die Hälfte des Kirchenstaats verlieren, als einen Ketzer ins heilige Collegium aufnehmen wollte; eine solche Handlung, fügte er hinzu, würde andere unternehmende Geistlichen von Talenten reitzen, die catholische Religion auf eine Zeit zu verlassen, um dadurch Cardinal zu werden. Er beschloß mit den Worten: „Man muß Geduld haben. Die Frucht wird fallen, wenn sie reif ist, ohne daß es der Mühe „braucht, den Baum zu rütteln."

Mehrere catholische Fürsten, besonders der König von Spanien, lagen dem Papst unaufhörlich um seinen Bannfluch gegen die Königinn Elisabeth von England an, der dem Kriege der Spanier wider die Engländer größern Nachdruck geben sollte. Hiermit stimmten alle Cardinäle und das Römische Volk ein. Sixtus, ungeachtet seiner großen Hochachtung für Britanniens Königinn, sahe sich genöthigt, nachzugeben, und die Bannbulle wurde in Rom auf dem Balkon

der Peters-Kirche von einem schwarzgekleideten Priester verlesen, wobey er ein schwarzes Wachslicht auslöschte; und nun erfolgte die fernere Bekanntmachung der Bulle in allen catholischen Ländern. Die Vorlesung geschah drey Sonntage hintereinander unter den finstersten Ceremonien in sämmtlichen Kirchen. Nur allein die Venetianer zögerten mit der Bekanntmachung, und da sich der Nuntius deßhalb Verhaltungsbefehle vom Papst ausbat, antwortete dieser: „Ich wundre „mich, daß Ihr bey dem Betragen der Venetia„ner nicht ihre Bewegungsgründe einsehet. Es „geschieht nicht aus Mangel an Ehrfurcht oder „an Eifer für den heiligen Stuhl, sondern ihre „Absicht ist, eine Nation nicht zu erzürnen, die „ihren Freunden Gutes, und ihren Feinden Bö„ses zufügen kann, wenn sie es am wenigsten er„warten.“ Dieser Wink war für den Nuntius hinreichend. Er schwieg, und die Bulle wurde in den Staaten von Venedig nicht bekannt gemacht, wofür Elisabeth dem Senat förmlich danken ließ.

So sehr diese Monarchin auch überzeugt war, daß Sixtus nur nothgedrungen so gegen sie gehandelt habe, so glaubte sie doch in diesem Fall ihn nicht schonen zu dürfen. Sie versammelte daher die Großen ihres Reichs und die vornehmsten

sten Bürger in London in der Pauls-Kirche, und ließ hier durch einen Bischof von der Kanzel auch einen Bannfluch gegen den Papst, gegen seine Cardinäle und gegen alle, die an der Bulle Theil gehabt hatten, ablesen. Dieser Ceremonie folgte ein Banquet im königlichen Pallast, wo an achtzig prächtig besetzten Tafeln gespeis't, und unter lautem Jubel auf die Gesundheit der Königin, auf das Wohl des Reichs, und auf die Vernichtung aller Feinde der Krone getrunken wurde. Als Sixtus diese Nachricht erfuhr, sagte er: „Unser Bannfluch hat der Kö„nigin von England weder das Leben noch den „Muth genommen. Die Spanier werden nun „schon sehen, was sie gewonnen haben. Wollte „Gott, daß sowohl sie als wir nur nicht noch mehr „dabey verlieren."

Sixtus fand seinen Eroberungs-Entwurf auf Neapel noch nicht ausführbar. In Erwartung eines günstigern Zeitpunkts richtete er seine Augen auf Urbino. Dieß Herzogthum, das aus mehr als zwey hundert Städten, Flecken und Dörfern bestand, und mitten im Kirchenstaat liegt, war davon unter der Regierung Sixtus IV gerissen, und dem Hause Rovero zugetheilt worden. Der Plan war, sich dessen ohne Schwertstreich zu bemächtigen. Pignoni, ein stolzer

unternehmender Prälat, wurde deßhalb als Nuntius nach Urbino geschickt, unter dem Vorwand, die geistlichen Immunitäten zu vertheidigen. Kaum war er angekommen, so griff er die Autorität des Herzogs an, und gründete ein Tribunal, um die Gültigkeit aller seit zwanzig Jahren gemachten Ehebündnisse zu untersuchen, bey deren größerer Zahl er Mißbräuche zu finden vorgab. Die vornehmsten Personen mußten vor diesem Tribunal erscheinen, und einige wurden, um die Chicanen zu verlängern, selbst nach Rom gesandt.

Der Herzog von Urbino merkte bald, daß die Absicht des Papstes sey, ihn zur thätlichen Widersetzung zu bringen, um einen Vorwand zu haben, ihm als einem Rebellen gegen die Kirche, den Proceß zu machen. Er litt daher eine Zeitlang alles. Endlich aber verließ ihn die Geduld, und es wurde ein Mandat bekannt gemacht, worin allen seinen Unterthanen unter schwerer Strafe verboten wurde, ferner vor dem Tribunal des Nuntius zu erscheinen. Diesen Schritt hatte der Papst gewünscht, der sogleich dem Herzog den Befehl zuschickte, unbedingt dem Nuntius freye Hand zu lassen, und selbst nach Rom zu kommen, um von seinem Betragen Rechenschaft abzulegen, wenn er nicht wie ein

Rebel-

Rebelle behandelt werden wollte. Der Herzog fand jedoch mächtige Freunde. Die Franzosen, die Spanier, die Venetianer, und auch der Großherzog von Toscana erklärten sich als seine Beschützer, und ließen nicht eher mit ihren Vorstellungen nach, bis die Sache beygelegt wurde. Der Nuntius, auf den alle Schuld fiel, wurde zurückgerufen, und der Herzog von Urbino schickte einen außerordentlichen Gesandten an den Papst, um wegen des Geschehenen Abbitte zu thun.

Kaum aber war dieser Streit geendigt, so entstand ein neuer zwischen Sixtus und dem Kaiser Rudolph II. Dieser Monarch wollte die freye Jurisdiction über die Clerisey in seinen Staaten haben, und ließ deßhalb durch seinen Bothschafter, den Herzog Savelli, dem Papst Vorstellungen thun. Sixtus aber erwiederte mit Bitterkeit: daß wenn das Glück den ersten Kaisern das Schwert zugetheilt habe, so hätten ihre Nachfolger es nur mit Bewilligung und unter der Autorität der Päpste getragen, um die Religion zu vertheidigen, nicht aber der Kirche ihre Freyheiten zu rauben. Er fügte hinzu: „Ich mi„sche mich nicht in die weltlichen Angelegenheiten „des Kaisers, daher werde ich auch nicht zuge„ben, daß er sich um kirchliche Sachen beküm„mere." Der Bothschafter führte das alte Recht

der Kaiser an, einen Präfectus in Rom zu ernennen, der für Ihr Interesse sorgen sollte; ein Recht, dessen sich die Päpste zugeeignet hätten, und das der Kaiser wieder verlange; er sprach dabey von den üblen Folgen einer abschlägigen Antwort. Diese Art von Drohung entrüstete den Papst, der in die Worte ausbrach: „Wie kann „der Kaiser, der so schlecht seinem Charakter ge„mäß handelt, sich einbilden, daß ich meinen „Charakter verleugnen werde. Er hat keine Au„torität in Rom, wo ich der einzige Beherrscher „bin. Ehemals verfuhr man nach Regeln und „Maximen, die heut zu Tage nichts mehr gel„ten. Es ist wahr, daß die Präfectur von Rom „vor Alters den Kaisern gehörte, weil sie sich „dieser Stadt ungerechter Weise bemächtigt, jetzt „aber ist der Papst Kaiser von Rom, und also „hängt von ihm die Präfectur ab." Er fügte hinzu: „Ich bin von der Heiligkeit und Gerech„tigkeit meiner Gewalt so sehr überzeugt, daß ich „mich derselben mit Nachdruck gegen einen jeden „bedienen werde, der mir in meinem Hause Ge„setze vorschreiben will." Hiermit befahl er dem Bothschafter, sich zu entfernen.

Sechstes Buch.

Der große Ruf des Sixtus war auch im Orient erschollen. Die Perser wurden damals von den Türken sehr gedrängt, deren unaufhaltbar scheinende Siege den Untergang des Persischen Reiches drohten, das Schach Abbas beherrschte. Dieser Monarch sahe keine andre Hoffnung vor sich, als die Hülfe des Papstes, dem es nach seiner Meinung leicht wäre, die Christenheit gegen die Türken in Waffen zu bringen. Er schickte deßhalb einen Gesandten, Namens Baback Chongord, nach Rom, dessen Gefolge aus zwölf Personen bestand, worunter zwey sehr gelehrte, der lateinischen Sprache kundige Griechische Priester waren, die zu Dollmetschern dienten. Man empfing diese Gesandtschaft mit großer Pracht. Wegen des Fußkusses aber entstanden einige Schwierigkeiten; da jedoch der Gesandte um zu bitten gekommen war, so bequemte er sich zu dieser erniedrigenden Ceremonie. Er übergab einen Brief des Königs von Persien, worin er den Katholiken Gewissens-

freyheit in seinen Staaten bewilligte, nebst der Erlaubniß an verschiedenen Orten Kirchen zu bauen. Dieß Anerbieten fand großen Beyfall in Rom; das Verlangen aber eines allgemeinen Bündnisses gegen die Türken zeigte außerordentliche Schwierigkeiten, so vortheilhaft auch der Zeitpunkt war, diese Barbaren, die so oft Europa zittern machten, auf ewig aus diesem Welttheil zu vertreiben. Der Kayser hatte innerliche Unruhen zu stillen; der König von Spanien dachte auf nichts so sehr, als auf einen Krieg mit England, wozu alle Kräfte der Monarchie aufgeboten wurden; die Venetianer fanden damals bey einem Türkenkriege nicht ihre Rechnung, und der Papst, dem die Eroberung von Neapel vorzüglich am Herzen lag, war auch gar nicht geneigt, diesen und andre Entwürfe aufzugeben, um einen Kreutzzug zu befördern. Der Gesandte wurde nach einem zweymonatlichen Aufenthalt entlassen, während welcher Zeit er auf Kosten der apostolischen Kirche unterhalten worden war. Der Papst sagte ihm bey der Abschieds = Audienz, daß es ihm sehr leid sey, alle Fürsten von Europa für jetzt außer Stand zu sehen, sich mit einem Monarchen zu verbinden, für dessen Wohl, so wie für die Wohlfahrt seines Reichs er Gott anflehen würde. Mit dieser von vielen Geschenken und Ehrenbezeigungen begleiteten Antwort reis'te der Gesandte ab.

Die

Die großen Zurüstungen des Königs von Spanien England zu unterjochen wurden indessen unabläßig betrieben. Sixtus, der nichts mehr wünschte, als diesen Monarchen in einen langwierigen und gefährlichen Krieg zu verwickeln, um seine Absicht auf Neapel desto leichter auszuführen, gab der Unternehmung seinen ganzen Beyfall, und versprach seiner Seits mit einer Million Römischer Thaler die Spanier zu unterstützen, sobald sie in England gelandet seyn würden. Philip, der Beherrscher der Minen von Peru und Mexico, hatte Mangel an Gelde; er bat daher den Papst dringend, wenigstens die Hälfte der versprochenen Summe vorauszugeben. Diese Bitte erhielt durch die nachdrücklichen Vorstellungen des Herzogs von Parma, als Feldherrn der Spanier, ein großes Gewicht, der selbst einen Vertrauten nach Rom schickte, um dem Papst den elenden Zustand der Armee in den Niederlanden zu schildern. Sixtus aber, der vielleicht der Unternehmung nicht den besten Erfolg prophezeyete, blieb unbeweglich, und wollte erst die Landung abwarten; dagegen zeigte er sich nicht saumselig, dem Churfürsten von Cölln beyzuspringen, der von seinen Feinden sehr gedrängt wurde, und vom Papste eine ansehnliche Unterstützung an Gelde erhielt.

Sixtus machte nun in Begleitung seines ganzen Hofstaats eine Reise nach Civita Vechia, wo er die sechzehn neuerbauten Galeeren einsegnete, die angelegten Vestungswerke besah, und sie mit neuen zu vermehren befahl. Bald nachher lief die sogenannte unüberwindliche Flotte aus den Spanischen Häfen, wohin aber auch in kurzem der kleine Ueberrest zertrümmert von den Elementen und Menschen zurückkehrte. Der Papst schickte deßhalb an Philip ein Trostschreiben; gegen den Botschafter Olivarez aber äußerte er seine Verwunderung über die schlechten Maaßregeln der Spanischen Minister und Feldherren, wobey er nur allein den Herzog von Parma ausnahm, und diesem Feldherrn öffentlich bey allen Gelegenheiten die größten Lobsprüche ertheilte.

Philip beantwortete den Brief des Papstes nach der ihm eignen Art. Er bat, daß Sixtus mit ihm Gott für die Erhaltung des Ueberrestes der Flotte danken möchte; er machte ihm dabey Vorwürfe wegen seines geringen Eifers, womit er die katholischen Mächte gegen die Feinde des Glaubens unterstützte, und behauptete, er habe seine Flotte im Dienste der Kirche Christi verlohren, daher diese mehr als er Ursache zu trauern habe. Philip hatte schon lange um die Heiligsprechung des Didatius von Alcala angesucht, des=

dessen verrichtete Wunder in Rom etwas langsam untersucht wurden. Die Sache des Heiligen aber lag ihm so sehr am Herzen, daß noch in der nehmlichen Woche, als dieser Monarch die unglückliche Nachricht von seiner Flotte erhielt, er an Olivarez schrieb, auf die baldige Vollendung dieses Geschäfts zu dringen. Er wollte das Fest des Heiligen mit außerordentlichem Gepränge begehn, wobey er sagte, daß es die Pflicht eines Königs sey, der so viel dem Meer gegeben, auch etwas dem Himmel zu geben. Der Papst erfüllte sein Verlangen, und Didatius wurde feyerlich in der Liste der Heiligen aufgestellt. Es schien, als ob Sixtus den König Philip wegen dieser bewilligten nutzlosen Farce verhöhnen wollte; denn er selbst verherrlichte das Fest durch eine nützliche, menschenfreundliche Stiftung. Er setzte jährlich dreytausend Römische Thaler aus, um gefangene in den Händen der Türken und Seeräuber befindliche Sclaven loszukaufen, wobey er verordnete, daß man besonders auf die ärmsten und verlassensten Rücksicht nehmen, auch den im Kirchenstaat gebornen den Vorzug geben sollte. Durch solche wohlgeordnete Wohlthaten, durch die zahlreichen Almosenausspendungen an arme mit Kindern belastete Wittwen, und durch die ungeheuren Summen, die er auf die Verschönerung Roms wandte, widerlegte er hinreichend die-

diejenigen, die ihn des Geitzes beschuldigten.

Noch mehrere Heiligen wurden unter der Regierung des Sixtus canonisirt. Unter diesen befanden sich zwey von großem Range, die noch in unsern Tagen abgöttisch verehrt werden, und reiche Opfer erhalten. Diese wunderthätigen Menschen waren: Der heilige Antonius von Padua, und der heilige Januarius, Schutzpatron von Neapel, seiner Profession ein Märtyrer und Bischof dieser Stadt, dessen Blut jährlich, und zwar noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Priesterkünste zur Erbauung des abergläubigen Pöbels fließend gemacht wird.

Heinrich III, König von Frankreich, fuhr fort, der Welt das Beyspiel einer höchst elenden Regierung zu geben. Bürgerkriege, wovon bald der Fanatismus, bald die Politik die Bewegungsgründe waren, zerrissen damals dieß unglückliche Land. Die mächtige Familie der Guisen war dem König ein Dorn im Auge; er nahm daher den Meuchelmord zu Hülfe, und ließ erst den Herzog von Guise, das Haupt der Ligue, hernach den Cardinal von Guise durch seine Soldaten niedermachen; auch der Cardinal von Bourbon und der Erzbischof von Lyon wurden in Verhaft genommen. Heinrich befand sich je-

jedoch nach dieser schändlichen That in großer Angst, in der Ueberzeugung, daß Sixtus über die Ermordung zweyer so vornehmen Prälaten wüthen, und die Spanier sowohl als die Französisch-Verbündeten die That in ihrer ganzen Schwärze am päpstlichen Hofe aufstellen würden. Ein in der nehmlichen Stunde abgesandter Courier an seinen Bothschafter in Rom, Marchese Pisani, brachte diesem den Auftrag, das Geschehene nach Möglichkeit beym Papst zu rechtfertigen, und um seine Absolution zu bitten. Noch ehe aber Pisani zur Audienz gelangte, hatte Sixtus schon von allem Nachricht bekommen, die ihn in solchen Zorn versetzte, daß er mit den Füßen stampfte, und allen Anwesenden Furcht einjagte. Gondy, ein andrer Abgeordneter Heinrichs, vereinigte sich nun mit dem Bothschafter, die Sache ihres Herrn zu beschönigen. Sie stellten dem Papst vor, daß die Guisen Rebellen gewesen wären, die den König selbst aus seiner Hauptstadt getrieben hätten; daß ihre usurpirte Gewalt es unmöglich gemacht habe, sie vor Gericht zu ziehen, um sie nach der gesetzlichen Form zu bestrafen; kurz, daß Heinrich, wenn er anders seine Krone und sein Leben hätte sichern wollen, zu diesem Mittel habe schreiten müssen. Sixtus wollte alle diese Entschuldigungen nicht anhören; er sagte, der König

nig habe die göttlichen und menschlichen Gesetze übertreten, und überdieß erstrecke sich seine Macht nicht über Prälaten, deren Richter die Kirche allein wäre. Er sagte: „Euer König betrachtet „mich als einen unwissenden Mönch, wißt aber, „daß Ihr mit einem Papst zu thun habt, der „stündlich bereit ist, Blut in Strömen fließen „zu machen, wenn die Ehre und die Vortheile „der Kirche es verlangen.“ Am meisten war er über seinen Legaten in Frankreich, den Cardinal Morosini, aufgebracht, der in der That durch sein gelassenes hofmännisches Betragen, selbst nach dem Verhaft der Prälaten, den König zu den weitern Schritten veranlaßt hatte. Sixtus nannte ihn im öffentlichen Consistorio einen Verräther und Feind des heiligen Stuhls, und drohete, ihm den Purpur zu nehmen. Er stellte den Cardinälen in einer nachdrucksvollen Rede sowohl den durch diesen Mord ihrer Würde angethanen Schimpf, als den Verlust ihrer Privilegien vor, und schwur, keinen Menschen mehr auf Empfehlung irgend einer Krone zum Cardinal zu ernennen. Er sagte: „Niemand von Euch „ist des Lebens sicher, wenn der Mord Eures „Mitbruders ungestraft bleibt. Wollt Ihr dabey „unempfindlich seyn, so ist dieß doch keine Re„gel für mich. Mein erhabner Posten verbindet „mich Gerechtigkeit zu handhaben. Sagt mir

„kein

„kein Wort von üblen Folgen, und von dem „Unglück, das die nöthigen Maaßregeln sowohl „für Frankreich, als für die Kirche haben könn„ten. Wenn die Rede von Gerechtigkeit ist, so „muß man bloß seine Pflicht vor Augen haben, „und nichts fürchten, als allein Gott zu miß„fallen.“

Der Papst ernannte eine Congregation von Cardinälen, um die Sache aufs gründlichste zu untersuchen. Ganz Europa war auf die Entscheidung aufmerksam. Nach fünf Monaten erklärte Sixtus dem König Heinrich, daß er innerhalb sechzig Tagen sowohl die beyden gefangenen Prälaten in Freyheit setzen, als auch, entweder in Person, oder durch einen Abgeordneten in Rom erscheinen, und von seinem Betragen Rechenschaft ablegen sollte, wenn er nicht förmlich in den Bann gethan seyn wollte. Dabey verordnete er, daß weder der König noch seine Mordgenossen von jemand anders als allein vom Papst die Absolution erhalten könnten.

Heinrich hatte, um den Papst zu besänftigen, einige der angesehensten und beredtesten Französischen Prälaten nach Rom geschickt; da aber Sixtus unbeweglich blieb, so reis'ten sie alle in Begleitung der andern Abgeordneten und des Botschafters Pisani nach Frankreich zurück, und

erklärten, sobald sie den Kirchenstaat verlassen hatten, daß die eigensinnige Strenge des Sixtus die Kirche der Gefahr aussetze, das Königreich zu verlieren, so wie Clemens VII. England verloren habe. Der Termin der Erscheinung war bis auf einige Tage verflossen, als ein andrer Meuchelmord den Proceß endigte. Der König Heinrich nehmlich wurde zu St. Cloud, mitten unter seinem Heere, womit er Paris belagerte, von Clement, einem Jakobinermönch, ermordet.

Der von der Vorsehung zum Thron bestimmte König Heinrich von Navarra, das Muster guter Herrscher, setzte nun den Krieg gegen die Liguisten fort, die ungeachtet ihrer dringendsten Vorstellungen so wenig jetzt, wie vormals, die geringste Hülfe vom Papste erhalten konnten. Der Legat in Frankreich wies ihnen in der Noth von den päpstlichen Geldern 50,000 Römische Thaler an, womit jedoch der Papst sehr unzufrieden war. Seine Achtung für Heinrich wurde immer grösser, so daß, als man einst nach einem Treffen das Gerücht von Heinrichs Tode in Rom verbreitete, Sixtus öffentlich sagte: „Wenn sich die „Nachricht bestätigt, so muß man gestehn, daß „ein großer Regent gestorben ist." Ungeachtet seines Bannfluchs erkannte er doch schweigend, ja endlich selbst mündlich gegen seine Minister und

Ver-

Vertrauten, das Recht dieses Monarchen zur Thronfolge, und erwartete dessen Uebergang zur Römischen Kirche. Die Spanier waren über diese Nachsicht des Papstes äußerst aufgebracht; von allen Seiten erschienen Schmähschriften, worin der Charakter des Sixtus auf das grausamste gemißhandelt, und er geradezu ein Ketzer genannt wurde. Philip vergaß alle Mäßigung, und ließ durch seinen Bothschafter Olivarez gegen das päpstliche Verfahren protestiren. Er gewann dadurch doch nichts, als daß Sixtus einen tödtlichen Haß auf diesen geschickten Minister warf, ihn nicht mehr vor sich lassen, ja nicht länger als Bothschafter anerkennen wollte. Er ließ sich jedoch wieder etwas besänftigen, und Olivarez fuhr noch eine Zeitlang fort, die Geschäfte seines Monarchen zu besorgen.

Sixtus, erhabener als sein Jahrhundert, erleuchteter am Verstande und größer an Geist wie alle seine Vorgänger, hatte die unter dem Namen der Vulgata bekannte Bibel drucken lassen, worüber die Priester und Andächtler laut murreten. Der Papst verlachte dieß Geschrey, ließ die Bibel ins Lateinische übersetzen, und befahl deren Bekanntmachung durch eine sehr weitläuftige Bulle. Nun gerieth alles in Bewegung, und man glaubte die Kirche in der äußersten Ge-

fahr. Einige bigotte Cardinäle verbanden sich mit dem Spanischen Botschafter, dem Papst die Sache als ein Scandal vorzustellen, weil, wie sie sagten, die Ketzer durch dieß Mittel von ihrem Glauben abtrünnig gemacht würden. Sixtus verlachte ihre elenden Argumente, und sagte: „Es ist für Euch Ignoranten, die Ihr kein „Latein versteht, daß ich diese Italienische Uebersetzung habe machen lassen." Die Cardinäle wandten sich nun an den König von Spanien, und baten ihn seine Italienische Staaten gegen die Gefahr dieser Neuerung zu sichern. Es bedurfte in gegenwärtigem Fall keiner wiederholten Erinnerung bey einem Monarchen, dessen blinder Religionseifer vielleicht mehr Blut wie Nero hätte fließen lassen.

Die Unruhen in Frankreich kamen indessen ihrem Ende immer näher. Die Spanier, die Ligue, die Anhänger Heinrichs, alle bemühten sich den Papst auf ihre Seite zu ziehn, der jetzt den Cardinal Cajetano als Legaten nach Frankreich schickte, mit dem Auftrag, sich gegen Heinrich so lange neutral zu bezeigen, als noch irgend Hoffnung zu seiner Religions-Veränderung vorhanden wäre, wenn aber dieselbe wirklich geschähe, so sollte er sich öffentlich für ihn erklären. Der Legat befolgte jedoch nicht diese Befehle,

und ließ sich von den Spaniern gewinnen, wodurch er ganz das Vertrauen des Papstes verlor. Die Macht, Heinrich zu erheben, oder zu vernichten, und dadurch Frankreich seinen besten König und der Geschichte einen der Menschheit werthen Namen auf ewig zu rauben, hing nur ganz allein von Sixtus ab. Da nun die päpstliche Erklärung gegen Heinrich nicht erfolgte, so verlor die Ligue allen Muth, und die Venetianer, welche die Gesinnungen des Papstes so gut kannten, glaubten berechtigt zu seyn, sich auf Heinrichs Seite zu stellen. Diese Republik war die erste Macht Europens, die ihn öffentlich als König von Frankreich anerkannte, und ihm Hülfe versprach. Heinrich vergaß nie dieß großmüthige Anerbieten, und war eben so sehr von dem Betragen des Papstes gerührt. Er ließ denselben durch den Herzog von Luxemburg seiner ewigen Dankbarkeit versichern, mit der Aeußerung, daß sein vortrefliches Verfahren gegen ihn des gemeinschaftlichen Vaters der Christen würdig sey.

Die Krone Polen war damals so wie in unserm Jahrhundert ein Gegenstand der Kriege, des Ehrgeitzes, der große Zweck zahlloser Intriguen und Cabalen. In diesem Kronenkampf hatte Maximilian von Oesterreich, Bruder des

Kaysers Rudolph, dem König Sigismund untergelegen, und war gefangen genommen worden. Diese Gefangenschaft, verbunden mit einer schlechten Behandlung, setzte alle Höfe in Bewegung. Sixtus war keiner der letzten, die sich des Unglücklichen Thron-Candidaten annahmen, dessen Wahl zu befördern, er selbst 22,000 Zechinen nach Pohlen geschickt hatte. Der Cardinal Aldobrandini, ein Mann von großen Fähigkeiten und einnehmendem Charakter, wurde jetzt mit großer Vollmacht versehn und als Legat dahin gesandt, der auch in kurzer Zeit alle damit verbundene große Schwierigkeiten überwand, beyde Theile aussöhnte, dem Herzog Maximilian die Freyheit, und den Polen Frieden verschafte. Der Legat wurde von dieser Nation wie ein Schutzengel betrachtet, man wehklagte über seine Rückreise, und ganze Schaaren von Edelleuten begleiteten ihn bis an die Gränzen des Königreichs. Ehrenbezeigungen mancherley Art erwarteten ihn auf seinem ganzen Wege bis an die Mauern Roms, wo ihn auf Befehl des Papstes, der vornehmste Adel, die Prälaten, ja das heilige Collegium selbst in Procession einholten. Um die Achtung für den triumphirenden Friedensstifter noch zu erhöhn, erzeigte ihm Sixtus eine Ehre, die noch keinem Cardinal widerfahren war; er sandte ihm seine Staats-Carosse nebst einem

Theil

Theil der påpstlichen Leibwache, und so wurde er zur Audienz gefůhrt, wo ihn Sixtus, der keinen niedern Neid kannte, mit offenen Armen empfing.

So sehr aber auch die auswårtigen Angelegenheiten und sein Entwurf auf Neapel den Papst beschåftigten, so wurde dennoch in seinen eignen Staaten nichts vernachlåssigt; auch hatte er nun im heiligen Collegio an dem Cardinal Aldobrandini einen sehr fåhigen Mann gefunden, der ihn als Minister unterstůtzen konnte. Es wurden viele Gesetze gemacht. Eins derselben betraf den Luxus in Kleidern, der in kurzem so eingeschrånkt wurde, daß man allenthalben die einfachsten Trachten sah. Jedermann, Arme sowohl wie Reiche, selbst die Bettler, wurden vor ihn gelassen, und ihr Gesuch angehört. Die Wittwen und Waisen fanden an ihm ihren thåtigsten Beschůtzer, und alle Klåger gegen ihre Obern den aufmerksamsten Zuhörer. Viele Mißbråuche in den Klöstern, die niemand besser als Sixtus kannte, wurden abgeschafft; ja er hatte den Entwurf einer großen Reformation des ganzen Priesterstandes gemacht, wobey die meisten Mönchsorden aufgehoben werden sollten, allein sein Tod verhinderte die wohlthåtige Ausfůhrung.

Sixtus bewilligte dem Römischen Volk eine noch nie im Carneval gehabte Freyheit. Die Schauspiele und Lustbarkeiten aller Art wurden vervielfältigt, von der Regierung geordnet, und beschützt. In allen Provinzen des Kirchenstaats geschah ein Gleiches. Den Ausbrüchen der Freude und der Fröhlichkeit war kein Ziel gesetzt; nur Beleidigungen und Unanständigkeiten waren aufs schärfste untersagt; daher auch in der großen Straße, il Corso, dem Theater des Frohsinns, Schnellgalgen zur Verrenkung der Glieder und mit den nöthigen Stricken versehn, aufgerichtet waren; eine Methode, die als Zaum des Pöbels noch heut zu Tage zur Carnevals-Zeit beobachtet wird. Sixtus bestrafte damit einen Stallmeister des Cardinals Serbelloni, weil er unter der Maske einigen Damen im Corso unanständige Dinge gesagt, obgleich die Damen darüber gelacht hatten; ein Schneider aber, der einem Kammeraden in diesen Stunden des Vergnügens einen Faustschlag gab, mußte auf die Galeeren wandern. Mehr Beyspiele waren nicht nöthig, um alle Unordnung zu verbannen. Ueberhaupt hörte man schon im dritten Jahre seiner Regierung sehr selten von Verbrechen; daher der Gouverneur von Rom auch eines Tages zu ihm sagte, daß die Criminal-Richter sowohl in der Stadt, als in den Provinzen, fast gar nichts

zu thun hätten. Seine Absicht war, dem Papst wegen dieser Sittenveränderung zu schmeicheln. Sixtus aber sagte: „Sie wird nicht von Dauer „seyn; denn ich bin überzeugt, daß die Römer un„ter der nächsten Regierung eben so zügellos wie „sonst seyn werden.“ Diese Prophezeihung traf auch richtig ein.

Sixtus schlief wenig. Wenn wichtige Angelegenheiten seinen Geist beschäftigten, so arbeitete er die ganze Nacht durch, auch mußte er sogleich geweckt werden, wenn ein Courier zur Nachtzeit ankam; denn er sagte: „Ich will „Herr von meinem Schlaf seyn, und nicht von „ihm abhangen.“ Er hielt jedermann mit Strenge zu seiner Pflicht an, und sparte bey deren Uebertretung weder Vorwürfe noch Drohungen; dabey aber war er aufmerksam auf die Vertheidigung der Angeklagten, wenn sie ohne Niedrigkeit, mit Gelassenheit und guten Gründen geschah. Die Päpste hatten die Gewohnheit gehabt, einige der vornehmsten Staatsämter, als die hohen Posten eines Schatzmeisters der Apostolischen Kammer, und des Vice-Cammerlengo, an ihre Creaturen zu vergeben. Sixtus aber machte diese Aemter kaufbar. Der Cardinal Castagna, für den der Papst immer noch die alte Achtung beybehielt, und den er als seinen

Nachfolger betrachtete, machte ihm deßhalb freymüthige Vorstellungen, erhielt aber zur Antwort: „Ist es recht, daß wir die Dienste unsrer „Staatsbeamten vorausbezahlen? Ich will die„sen Gebrauch ändern, und mich von denen be„zahlen lassen, die in meine Dienste treten, und „ich rathe Ihnen, es eben so zu machen, wenn „Sie an meiner Stelle seyn werden." Er creirte auch neue Stellen; unter andern das Amt eines Ober-Archiv-Aufsehers, das er für eine große Summe verkaufte. So groß seine Begierde war, Schätze für die Bedürfnisse des Staats zu sammeln, und prachtvolle Unternehmungen auszuführen, so einfach war er in seinem Anzuge. Selbst seine Hemden wurden immer ausgebessert. (Wer wird nicht in diesen und andern Zügen eine Aehnlichkeit zwischen Sixtus und Preußens Friedrich finden?) Als seine Schwester um Erlaubniß bath, für bessere Wäsche sorgen zu dürfen, sagte Sixtus: „Unsere Erhebung muß „uns nicht unsern Ursprung vergessen lassen. Die „Lappen und Lumpen sind die ersten Wapen un„sers Hauses."

Der Gedanke an seine niedrige Herkunft war überhaupt seinem Geiste immer gegenwärtig; daher seine große Herablassung, die er oft als Mensch zeigte, zu eben der Zeit, da er als

Papst

Papst der stolzeste Mann seines Jahrhunderts war. Eines Tages besuchte er um Mittagszeit das von ihm ehmals bewohnte Franziscaner-Kloster, und begab sich gleich beym Eintritt in die Stube des Pförtners, der eine Schüssel mit schlechtem Oel zubereiteter Bohnen vor sich hatte, die er mit einem hölzernen Löffel zu sich nahm. Der Papst setzte sich neben ihn, ließ sich auch einen hölzernen Löffel reichen, half ihm die Schüssel ausleeren, und da sein Appetit noch nicht gestillt war, so mußte noch eine Schüssel gebracht werden. Seine Begleiter erstaunten über diese Mahlzeit, von welcher Sixtus sagte, sie würde ihm sein Leben noch um zwey Jahre verlängern, so entfernt er auch seinen Tod hielt. Er dankte Gott mit folgenden Worten, die auf das Schicksal so vieler seiner Vorfahren anspielten: „Gelobet sey der Herr für die Gnade, daß ein „Papst einmal in seinem Leben hat in Frieden „und Sicherheit essen können.“ Der Papst ließ den Pförtner, der ein Layenbruder war, zur Belohnung seiner Bewirthung in den Orden als Priester eintreten, gab ihm seinen Segen, und sagte: „Ich bin ehmals auch in dem Stande „gewesen, worin du jetzt bist; mache daher, daß „du dereinst auch in denjenigen kömmst, worin „du mich siehst.“

So sehr auch Sixtus für seine Familie sorgte, so bereicherte er sie doch nicht auf Kosten des Staats, wie fast alle Päpste vor ihm gethan hatten. Der älteste Sohn seiner Schwester, den er unter dem Namen Montalto zum Cardinal gemacht hatte, war bey dem Tode seines Onkels im Besitz so vieler geistlichen Aemter, Benefizen und Würden, daß er hundert tausend Römische Thaler Einkünfte hatte. Dem jüngsten gab Sixtus ansehnliche Güter; er mußte heirathen, und der Stammvater des neuen Hauses Peretti werden. Die beyden Schwestern dieser Männer, die im Staube erzogenen Töchter der Wäscherin Camilla, kamen durch Heirath in die zwey größten Familien Italiens, Colonna und Ursini. Beide Prinzeßinnen nahmen bald den Ton der großen Welt an, ja die älteste, die Gemahlin des Conetable Colonna, wurde durch ihre Grazie und feinen Sitten das Muster der Römischen Damen. Der Fürst Colonna erhielt keinen andern Brautschatz, als zur Bezahlung seiner Schulden, ein Darlehn von 400,000 Römischen Thalern ohne Zinsen, das er sich verpflichten mußte, in sieben Jahren an die Apostolische Kammer zurück zu zahlen. Sixtus verringerte die Pensionen und Päpstlichen Schenkungen, so daß er dadurch allein jährlich 600,000 Römische Thaler ersparen konnte. Er hatte eine Freude über diese Erspar-

nisse,

nisse, und führte oft das Sprichwort an: „Nichts „kann dem Golde widerstehn.“

Eine Menge von den Päpsten gegebene Bullen und Decrete, die theils ungerecht, theils unüberdacht waren, theils für die jetzigen Zeiten nicht mehr paßten, wurden vernichtet. Schon lange hatte man gewünscht, die Anzahl der Cardinäle auf hundert zu bringen. Sixtus aber bestimmte sie auf siebzig, welche Zahl so wie viele andre Gesetze und Einrichtungen dieses großen Regenten, auch bis jetzt unverändert geblieben ist. Er verordnete, daß im heiligen Collegio immer vier Cardinäle aus den Mönchsorden genommen, und niemals zwey Brüder, ja nicht einmal andre nahe Anverwandten, den Cardinals-Hut bekommen sollten. Die Gründe zu diesen und andern Verordnungen, waren in seinen Bullen umständlich angeführt; auch lud er seine Nachfolger ein, nach seinem Beyspiel Stellen im heiligen Collegio offen zu lassen, um beständig im Stande zu seyn, große Verdienste um die Kirche zu belohnen, und dringende Bitten gekrönter Häupter zu erfüllen, die man gern verbinden wollte. Er machte während seiner Regierung drey und dreyßig Cardinäle.

Wenn er gleich als Papst sich etwas nach den Umständen bequemte, so bestand er doch darauf,

die

die geringsten Rechte als Regent auf das nachdrücklichste zu behaupten. Er hatte einen Streit mit Alphonsus, Herzog von Ferrara, wegen eines Gränzdorfs, wobey die Päpstlichen Beamten etwas eigenmächtig verfahren hatten. Der Marchese Polagni war in Rom Gesandter von Ferrara, und hatte sich durch seine Verdienste und große Gelehrsamkeit die Achtung des Sixtus in einem hohen Grade erworben. Die politischen Klagen des Polagni wurden jedoch nur kaltsinnig angehört, und da er damit fortfuhr, weigerte sich der Papst endlich ihm mehr Audienz zu geben. Der Gesandte aber wollte die Sache entschieden wissen, und begab sich eines Tages nach dem Päpstlichen Pallast, mit der ausdrücklichen Erklärung, ihn nicht eher zu verlassen, bis er Audienz gehabt hätte. Sixtus, von dem man nie etwas ertrotzen konnte, nahm nun keine Rücksicht mehr auf die vorige Achtung, und ließ ihm sagen, wenn er sich nicht gleich aus dem Pallast entfernte, sollte er zum Fenster heraus geworfen werden, und wenn er sich nach Ablauf von zwey Tagen noch in Rom befände, würde er ihn auf einen Esel setzen, und so zur Stadt hinaus führen lassen.

Nichts was einen weisen Regenten bey der Mitwelt und Nachwelt ehrwürdig machen kann, entging

entging seiner Aufmerksamkeit. Er war ein zu großer Freund der Geistes-Cultur und Gelehrsamkeit, um nicht auch in diesem Felde durch große Anstalten zu glänzen. Die vornehmste derselben war, die Erbauung der Vaticanischen Bibliothek; nichts wurde gespart oder versäumt, um sie zur zahlreichsten und prächtigsten in der Welt zu machen. Schon seit Entstehung der Christlichen Kirche hatte man daran gesammelt. Dieß war selbst von Heiligen und Märtyrern geschehn, daher auch die Bücher einige Jahrhunderte lang in der Lateran-Kirche aufbehalten worden waren, bis man sie endlich nach dem Vaticanischen Pallast brachte. Allein hier wurden sie an einem feuchten, dunkeln, und überhaupt sehr unbequemen Ort aufgestellt, wo ihre nahe Vermoderung gewiß war. Diesen Bücherschatz auf eine seiner würdigen Art zu retten, war eins der ersten Geschäfte seiner Regierung, und in drey Jahren war auch dieß große Werk zu Stande. Der dazu von Grund aus erbaute prächtige mit dem Vatican verbundene Pallast war sehr geräumig, und mit Wohnungen für die Bücheraufseher versehn. Die berühmtesten Mahler Roms bemühten sich, ihn durch ihren Pinsel zu verschönern. Nicht allein die Gemächer und Säle, sondern selbst die Mauern von innen und aussen wurden bemahlt. Die äußern Gemählde stellten

ten die Wissenschaften, die Künste, und die Tugenden unter Sinnbildern dar. Im Innern sahe man die mit historischen Inschriften gezierten Abbildungen der sechszehn großen Kirchenversammlungen, von der ersten zu Nicea gehalten, bis zu der im sechszehnten Jahrhundert berühmten Tridentinischen, womit diese von den Päpsten geleitete Priester-Schauspiele wahrscheinlich auf immer geendigt wurden. Andre Gemählde, auch mit zweckmäßigen Inschriften versehn, waren dem Andenken der berühmtesten Büchersammlungen der Vorwelt gewidmet; es wurden hier geschildert: die Bücher der Juden, die wegen ihres Alters und ihrer Verbindung mit der christlichen Lehre hier den ersten Platz einnahmen; die in Babylon befindliche Bibliothek der Chaldäer; die Bibliothek der Griechen zu Athen; die von August errichtete Palatinische Bibliothek in Rom; die Bibliothek zu Alexandria in Egypten, die berühmteste von allen; die Bibliothek zu Jerusalem, die der heilige Alexander, Bischof und Märtyrer unter der Regierung des Decius sammelte; die von dem heiligen Pamphilus gestiftete Bibliothek zu Cäsarea; die Apostolische Bibliothek zu Ehren des heiligen Peter, der alle zur christlichen Religion gehörigen Bücher gesammelt haben soll. Die letzte durch Gemählde versinnlichte Bibliothek war die Päpstliche. Außerdem sahe

man

man auf allen den großen Saal stützenden Säulen die mit unterrichtenden Inschriften gezierten Bilder aber durch Erfindung der Schriftzeichen und der Wissenschaften berühmt gewordenen Menschen, als: Adam, bezeichnet mit dem Namen des ersten Erfinders; die Kinder Seths, die die Kenntnisse der Himmelskörper auf zwey Säulen eingruben; Abraham, als Erfinder der Syrischen und Chaldäischen Buchstaben; Moses, als Erfinder der ältern Hebräischen, und Esdras, als Erfinder der neuern Hebräischen Buchstaben; der Egyptische Mercur, der die der Religion gewidmete Schriftzeichen den Egyptern lehrte; der Egyptische Hercules, der die Phrygischen Buchstaben erfand; Memnon, der die Egypter in der Kunst zu schreiben unterrichtete; Jesis, Königin von Egypten, die zuerst in ihrem Königreich die Buchstaben der Landessprache erfand; Phoenix, der die Buchstaben den Phoeniciern lehrte; Cadmus, der Erfinder von sechszehn Griechischen Schriftzeichen; Linus von Theben; Cecrops, König von Athen; Epicharmes aus Sicilien; Simon von Milet und Palamedes, sämmtlich auch als Erfinder Griechischer Buchstaben; Pythagoras, der zuerst sich der Schriftzeichen bediente, und sie im bürgerlichen Leben anwendbar machte; Nicostrata, die Mutter des Evander, Königin von Arcadien, als Erfinderin der

latei=

lateinischen Buchstaben; Demaratus von Corinth, als Erfinder der Toscanischen; der Kayser Claudius, weil man ihm die Erfindung von drey lateinischen Buchstaben zuschreibt; der heilige Chrysostomus, als Erfinder der Armenischen Buchstaben; endlich Christus, als Urheber der himmlischen Lehre, und der Papst als Statthalter Christi.

In den Sälen und Zimmern, wo die Bücher und Manuscripte aufbehalten wurden, sahe man die Bildnisse von Kirchenvätern, Gelehrten und Heiligen. Die auf den Gebrauch der Bücher Bezug habenden Päpstlichen Verordnungen sowohl, als die Geschichte der Bibliothek selbst wurden mit goldenen Buchstaben auf Marmortafeln gegraben, und in den Sälen aufgestellt. Sixtus sparte weder Mühe noch Kosten, diese Sammlung durch Bücher und Handschriften aus allen Sprachen und aus allen Ländern zu vermehren, wozu die ausgesandten Missionarien viel beytrugen. Er ließ auch in der Nähe der Bibliothek eine große Druckerey anlegen, vorzüglich bestimmt, die Bibel in allen Sprachen, und die Werke der Kirchenväter zu drucken. Beza, ein berühmter Gelehrter der damahligen Zeit, erhielt dazu den Auftrag. Er erfüllte ihn, und im Jahr 1588 sahe man aus dieser Druckerey die Bibel

in lateinischer Sprache hervorgehn, der bald nachher eine italienische Uebersetzung derselben folgte.

Die Andächtler und das gemeine Volk, die sich bey dem sinnlichen Gottesdienst und ihrem groben Aberglauben ganz wohl befanden, und jede Prüfung und Belehrung verachteten, wüteten über diese Erscheinung, die nach ihrer Meinung den schleunigen Untergang der Kirche unfehlbar bewirken würde. Niemand aber war wegen dieser Bibelbekanntmachung so aufgebracht, als der bigotte Philip von Spanien, der den Papst um die Unterdrückung dieses Werks auf das dringendste bat, und im widrigen Fall drohte, sich der von Gott verliehenen Macht zu bedienen, die Reinigkeit der Catholischen Religion zu erhalten. Der Graf Olivarez bekam den Auftrag, diese Erklärung zu machen. Der Papst ließ ihm seine lange Rede endigen, ohne sie zu unterbrechen; als aber der Botschafter alles erforderliche gesagt hatte, und die Päpstliche Antwort nicht erfolgte, bath er um die Meinung Sr. Heiligkeit. „Meine Meinung, versetzte Sixtus mit zornigen Blicken, ist: Sie Herr Botschafter zum Fenster hinauswerfen zu lassen.“ Hierauf wandte er dem Spanier verächtlich den Rücken zu, der nach Hause eilte, und schon die Häscher hinter sich zu haben glaubte.

In Spanien hielt man noch mehr wie in Italien wegen dieser Bibel die Kirche dem Untergang nahe. Der König Philip berief die vornehmsten Theologen in sein Conseil, um mit ihnen über die Mittel zu berathschlagen, wie man die drohende Gefahr abwenden könne. Die Meinung fiel dahin aus, daß der König nach seinem Gewissen verbunden sey, ein aus allen Bischöfen und allen Doctoren der Theologie seines Reichs bestehendes Natio-

nal=Concilium zusammen zu rufen, diesen Schritt zwar dem Papst zu melden, wenn er sich aber widersetzte, ihn selbst vor diese Kirchenversammlung zu citiren, ihn seiner Würde zu entsetzen, und einen neuen Papst zu erwählen. Dieser heftige Entschluß wurde den Spanischgesinnten Cardinälen insgeheim mitgetheilt, besonders dem Cardinal von Toledo, der im Geruch der Heiligkeit lebte, und der erste war, der diese gewaltthätige Maaßregeln billigte. Das Concilium sollte zu Sevilla gehalten werden. Nun aber kam es darauf an, wie man dessen Zusammenberufung dem Papst bekannt machen sollte. So sehr auch der Spanische Botschafter vor der Rache des Sixtus zitterte, so glaubte er dennoch ohne Rücksicht auf eigne Gefahr den Auftrag seines Hofes erfüllen zu müssen. Um jedoch seine persönliche Sicherheit nicht so ganz hintanzusetzen, so beschloß er ihm das Notifications=Schreiben nicht im päpstlichen Pallast, sondern auf der öffentlichen Straße bey einer Procession zu übergeben, die am Weynachtsfest gehalten werden sollte.

Sixtus wurde den Abend zuvor durch seine Spione von allem unterrichtet; er ließ sogleich den Gouverneur von Rom rufen, und sagte ihm, daß dießmal die Processions=Ordnung ganz anders wie sonst eingerichtet werden müßte: „Zweyhundert Häscher, sagte er, müssen Reihenweise „unmittelbar vor mir marschiren. Sie, Herr „Gouverneur aber, halten sich dicht an meiner „Seite, und lassen hinter Sich den Henker mit „einem Strick in der Hand nachtreten, und „wenn jemand die Verwegenheit haben sollte, „den Zug zu unterbrechen, um mir eine Schrift „zu übergeben, so befehle ich, daß er ohne weitern Proceß auf der Stelle aufgehenkt werden

„soll,

„soll, es mag ein Prinz, ein Cardinal, oder ein „Gesandter seyn.“ Dieser sonderbare Befehl wurde gleich in Rom bekannt; die Procession geschah zum Erstaunen des Volks nach vorgeschriebener Art, und die Ueberreichung der Schrift unterblieb.

Nun schrieb Sixtus selbst an Philip und erklärte ihm, daß er Olivarez nicht länger als Botschafter anerkenne, ihm selbst aber ließ er sagen, daß er keinen Rang mehr habe, und jetzt bloß wie ein Privatmann zu betrachten sey. So sehr Philip auch über diese Kränkung erbittert war, so hatte ihn doch die Entschlossenheit des Sixtus so sehr besiegt, daß er den Entwurf seiner Kirchenversammlung aufgab, den Papst jetzt mit Behutsamkeit behandelte, und auch ohne weitere Klagen den Olivarez aufopferte. Der Herzog von Cessa kam an seine Stelle.

Der Papst fing jetzt an, ernstlich an die Ausführung seines Entwurfs auf Neapel zu denken. In Civita Vecchia waren seine Arsenäle und Magazine gefüllt, die er von Zeit zu Zeit in der Stille besuchte. Nun ließ er auch Truppen gegen die Neapolitanischen Gränzen rücken, unter dem Vorwande, die Einfälle der Banditen zu hemmen, die wirklich Schaarenweise die Gränzörter des Kirchenstaats heimsuchten. Er selbst begab sich nach Terracina, und gab als Veranlassung zu dieser Reise seine Absicht an, die Pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Der Spanische Vice-König von Neapel gab vor, die Banditen-Jagd auch von seiner Seite zu unterstützen, und zog daher 4000 Mann der besten Truppen unter dem Commando des Grafen Spinelli, eines erfahrnen Feldherrn, in den dortigen Gegenden zusammen, wobey er den Papst durch seinen Sohn complimentiren ließ. Die weitern Unternehmun-

gen wurden nun auf eine andre Zeit verschoben, und Sixtus kam nach Rom zurück.

Diese Reise war das Ziel seines großen Lebens, seiner kurzen aber sehr thatenvollen Regierung. Sein Tod wurde von so vielen Mächtigen der Erde sehnlich gewünscht, und so fand man endlich auch Mittel die Erfüllung dieses Wunsches zu beschleunigen. Er unterwarf sich bey seiner Nahrung den Regeln einer klugen Diät, und da er längst einen Anschlag auf sein Leben ahnete, so wurde in seiner Küche alle nur mögliche Behutsamkeit gebraucht; der Koch durfte die Speise nicht aus den Augen lassen, und auch mit niemand Umgang haben. Er sagte selbst zu seinem Arzt: „Die Spanier sind so müde, mich länger „als Papst zu sehen, daß sie gewiß Mittel su„chen werden, meine Tage zu verkürzen." Endlich aber, vier Monat vor seinem Tode, stellte sich bey ihm ein bedenklicher außerordentlicher Kopfschmerz ein, der ihn nie verließ. Selten kam er ins Bette, und immer nur auf kurze Zeit, weil die Ruhe seinen Schmerz vermehrte, und er nur bey starken Bewegungen einige Linderung fand. Die Staatsgeschäfte wurden jedoch keinen Tag unterbrochen; er arbeitete und gab Audienz selbst in den kränklichsten Stunden, indem er sagte, daß ein Fürst bis in den letzten Augenblick des Lebens mit seinen Pflichten beschäftigt seyn müsse, wobey er immer das berühmte Wort des Kaisers Vespasian anführte: „Ein Regent muß ste„hend sterben." Als er sein Lebensende fühlte, ließ er den Cardinal Castagna zu sich rufen, den er immer noch als seinen Nachfolger betrachtete, empfahl ihm verschiedene Angelegenheiten der Kirche und des Staats, und gebot seinem Neffen, dem Cardinal Montalto, die Ernennung des Castagna zur päpstlichen Würde aus allen Kräften

zu

zu unterstützen. Mitten unter diesen Geschäften entfloh seine große Seele.

Dieser Tod erfolgte des Abends am 23sten August 1590. und erregte so sehr die Freude des unedelmüthigsten aller Könige, Philip II., als die Betrübniß des edelmüthigsten Monarchen Heinrich IV., der bey dieser Nachricht ausrief: „Dieß ist ein Zug der Spanischen Politik; der „Himmel hat keinen Theil daran!“ Sixtus, grösser als sein Jahrhundert, wurde ein Opfer seiner aufgeklärten Denkungsart; denn nicht um die Ausbreitung der hierarchischen Gewalt, nicht um Kirchen-Güter und geistliche Immunitäten hatte er Streitigkeiten mit den der Catholischen Religion zugethanen Königen, vorzüglich mit dem Spanischen Nero, sondern bloß weil er die Ketzer, in Frankreich, in England, in Deutschland, in Geneve, und überhaupt in allen Weltgegenden nicht verfolgte, und besonders, die von ihm so sehr bewunderten, als von andern befeindeten Monarchen Heinrich IV. und Elisabeth nicht durch seine päpstliche Macht vernichtete, ja endlich selbst zum Scandal seiner barbarischen Zeitgenossen die Bibel drucken, und in die Landessprache übersetzen ließ.

So starb Sixtus nach einer fünfjährigen Regierung. Nie that ein Herrscher, selbst unter den berühmtesten, in einem so kurzen Zeitraum so viel. Die in Rom seit Jahrhunderten herabgewürdigten Gesetze wurden durch Verehrung und genaue Ausübung geheiligt, und wenn gleich nicht die Verbrecher, doch das Verbrechen vertilgt, das Laster vermindert, und die Tugend verherrlicht. Weise Verordnungen, wohlthätige Stiftungen aller Art, und nutzvolle Unternehmungen ohne Zahl, sowohl zur Sicherheit des Staats, als zur Bequemlichkeit der Einwohner, in der

Hauptstadt und in den Provinzen, und endlich die Ausführung großer prächtiger Entwürfe den Glanz der Künste zu vermehren, und den menschlichen Geist zu erheben, alle diese Handlungen bezeichnen eine jede Periode dieser großen Regierung, unter welcher dennoch durch eine vortrefliche Staats-Oeconomie fünf Millionen Zechinen erspart wurden; ein Schatz, der über hundert und achtzig Jahr unberührt blieb, bis er in unsern Tagen unter dem verächtlichen Pontificat Clemens XIII., sonst Rezzonico genannt, unter dem Vorwand der Volksnoth, angegriffen, aber nicht erschöpft wurde. Die Geschichte liefert vielleicht kein Beyspiel von einem so lange unberührt gebliebenen Schatze. Kein despotischer Papst, kein Römischer Staatsminister im Purpur, der mit dem päpstlichen Siegel bewafnet durch neue Bullen, alte so leicht vernichtet, kein ehrsüchtiger, kein geldgieriger Nepote getraute sich in diesem so langen Zeitraum seine Hände nach diesem Staatsheiligthum auszustrecken, das der Name Sixtus wie ein Talisman beschützte. Wenn also Rom und der Kirchenstaat dereinst bedrängt werden sollten, wird der längst verstorbene Papst Sixtus V. durch sein mühsam aufgehäuftes Gold, noch im Grabe, wo nicht der Retter, doch der thätige Helfer seines leidenden Vaterlandes seyn.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt.

Gemälde der Preußischen Armee vor und in dem siebenjährigen Kriege. S. 1

Historische Bemerkungen über die große sittliche Revolution im sechszehnten Jahrhundert. 43

Geschichte der Verschwörung des Fiesco, im Jahr 1547. 57

Geschichte des Papstes Sixtus V. 113

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Archenholz, Johann Wilhelm <<von>>,

Kleine historische Schriften

Carlsruhe 1791

H.misc. 9 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737466-6
VD18 11968575